



Die Fellerwand.

Wandern und Klettern



Ein Heimatbuch für Bergfreunde
von
Rudolf Kauscha

Mit einem Titelbilde und
31 Bildern nach Aufnahmen des Verfassers

Duckschmuck von Karl John



Verlag Paul Sollers' Nachf., Reichenberg

Inhalt.

| | Seite |
|--|-------|
| Dornroch | 5 |
| Wesentlichlicher Überblick | 7 |
| Ueber Ausrichtung und Technik. | |
| Ausrichtung | 25 |
| Technik | 26 |
| Die Felsen der Heimat. | |
| Vom Jeschen | 40 |
| Die Sandsteinfelsen | 45 |
| Die Guckel bei Bösching | 46 |
| Die Rabensteine bei Kriesdorf | 48 |
| Der Dohlenstein | 52 |
| Der Rabenstein bei Freudenhöhe (Fellerkofel) | 59 |
| Die Oberwegsteine | 62 |
| Die Fellerwand | 68 |
| Nach dem Weigbachtale | 76 |
| Die Rollfelsen | 82 |
| Im Kummergebirge | 89 |
| In den Bergen bei Schwoita und der Daubaer Schweiz | 95 |
| Die Granitfelsen des Isergebirges | 96 |
| Der Tenzelsstein und die Theisensteine | 98 |
| Rings um Weigbach: | |
| Über der Schwarzbachschlucht | 100 |
| Am Känligen Berge | 108 |
| An der Dreschlerlehne | 112 |
| Zwischen Aufstein und Saustien: | |
| Wilde Marie und Höhenturm | 116 |
| Der Felschüh | 125 |
| In den Vorbergen bei Hemmrich: | |
| Die Scharflehne | 126 |
| Am Mittagberge | 130 |
| Kahlsteine, Köhlermühle und Räuberhöhle | 134 |
| Der Schwarzbrunnkamm | 142 |
| Ein Schlüsselwort für die Jugend | 144 |
| Die schönsten Fahrten in der Heimat | 147 |
| Im Iser- und Riesengebirge | 149 |
| Im Jeschen-, Mittel- und KautzgerGebirge | 164 |
| Ausgewählte Schilderungen: | |
| Fußwanderung von Reichenberg zur Schneekoppe. Von Ferdinand Berut | 162 |
| Aus den sächsischen Dolomiten | 176 |
| Bei Sebuseln | 188 |
| Im Schwoitaeer Gebirge | 195 |
| Durch Rübzahl's Reich | 205 |
| Die Felsenfahrt im Isergebirge | 211 |
| Ein Kleinod der Vorberge | 222 |
| Nacht und Tag im Jeschenwalde | 232 |
| Jenseits des Kammes | 235 |
| Erinnerung an meine erste Koppensfahrt | 243 |

| | Seite |
|---|-------|
| Wie ich die Heimat fand. Ein Bildnis und Dank | 250 |
| Isergebirge | 258 |
| Hoher Ausblick | 259 |
| Schwarzbach | 260 |
| Schwarze Leiche | 261 |
| Im Wandern I. | 262 |
| " " II. | 263 |
| " " III. | 264 |
| " " IV. | 265 |
| Hohe Wacht | 266 |
| Gebirgsabend | 267 |
| Die Preiselbeere | 268 |
| Jugendwege | 270 |
| Heimkehr I. | 271 |
| " " II. | 272 |
| Stechhübel | 273 |
| Frage | 274 |
| Heimatgedenken | 274 |
| Leben | 275 |
| Meinem Sohne | 276 |
| Erkenntnis | 277 |
| Wunsch | 278 |

Bilderbeilagen.

| | | |
|---|---|----------------------------|
| Titelbild: Die Fellerwand. Aufnahme von A. Sahler. | | |
| Tafel 1: | Dänheim. } Budel. } Aufnahmen von R. Kauschka. | |
| Tafel 2: Riesbocker Nakensteine (Nordostzinne). Aufnahme von A. Sahler. | | |
| Dohlenstein: Ostwand. | | Aufnahmen von R. Kauschka. |
| Lorenstein. | | |
| Sahlerstein. | | |
| Tafel 3: | Reichenberger Turm: Ostseite. Westwand. | |
| Fellerwand (Schachtwand): Gipfel. | | |
| Am untern Überhang. Aufnahme von A. Sahler. | | |
| Tafel 4: | Mehlsack. } Mollenfeng. } Aufnahmen von R. Kauschka. | |
| Quargelstein. | | |
| Kieserntaem. | | |
| Tafel 5: Reitmeiger Turm. Aufnahme von R. Cham. | | |
| Schwarzbachfall. | | Aufnahmen von R. Kauschka. |
| Teufelsstein. | | |
| Mittagsheine. | | |
| Tafel 6: Schwarzbachschlacht mit Nase. Friedländer Zinne. | | |
| Feischäg | | Aufnahmen von R. Kauschka. |
| Höhlentuem. | | |
| Tafel 7: | Köhlemaße: Bergseite. Im langen Kamin. | |
| Glocke. | | Aufnahmen von R. Kauschka. |
| Teufelsfelsen. | | |
| Tafel 8: Stechhübel. | | |
| Im Isermoor. Iserberge vom Stechhübel. Im Isermoor. | | |

Vorwort.

Dieses Buch, geschrieben und zusammengestellt in seltenen Mußestunden, ist entstanden aus der Freude an den vielen verschollenen Schönheiten unsrer Heimat und aus dem Glücksgefühl edler körperlicher Tat, die wahren Mannes-tum stets verbunden sein soll; aber auch das Verlangen der Jugend nach einer zusammenfassenden Darstellung der bedeutendsten heimatlichen Felsen hat nicht minder bestimmend mitgewirkt, soweit sogar, daß „die Felsen der Heimat“ der eigentliche Stoff dieses Buches geworden sind, den die vorangehenden Abschnitte vorbereiten, die nachfolgenden aber ergänzen, erläutern und abschließen, so daß das Ganze trotz seiner verschiedenartigen Teile doch ein geschlossenes Bild geben mag. Und es ist zudem ein Dank geworden für die allein oder mit guten Freunden in Wald und Fels der Heimat verlebten Wehestunden.

Der Stoff wurde auf die engere Heimat beschränkt, das Riesengebirge und fernere Mittelgebirge nur in Schilderungen berührt, die Lausitzer Berge jenseits der Landesgrenze wurden ganz ausgeschaltet; im Süden fallen Sprach- und Stoffgrenze zusammen und im Westen wurde die Bahnlinie Hirschberg-Halda als beiläufige Abgrenzung angenommen. Von Reichenberg, als dem Ausgangspunkte dieser Fahrten, können daher alle der behandelten Felsen leicht in ganz- oder halbtägigen Wanderungen besucht und erstiegen werden.

An nicht Eigenem habe ich nur den passenden Aufsatz des toten Freundes und Heimatdichters Ferdinand Vernt: „Fuhwanderung von Reichenberg zur Schneekoppe“ beigegeben. Von den vielen eigenen Aufnahmen konnte nur ein sehr beschränkter Teil in Bildern wiedergegeben werden, damit das Buch nicht durch zu hohe Kosten seiner besonderen Bestimmung

entzogen werde, die da ist: hinführen zu einem starken, innigen und tiefen Erleben unsrer Naturschönheiten und vorzubereiten für die herrlichen Taten mit Seil, Eisbeil und Kletterschuh in den Alpenbergen.

Wer könnte berufener sein, solchen Zielen nachzustreben, als eine schönheitsuchende, unverweichliche Jugend, der die unerschöpflichen Gaben der Natur, unsrer „größten Lehrmeisterin“, mehr vonnöten sind als so viele andere niedrigere Genüsse, die das Leben wohlfeil vor sie hinwirft. In unseren Tagen, da Gifte und Seuchen aller Art im Volke wühlen und das Leben immer freude- und schönheitsleerer machen, scheint uns nichts wichtiger, als die Blicke immer wieder dorthin zu lenken, wo das Leben in lauterster und heiliger Gesetzmäßigkeit seine ewigen Wege geht. Und wem einmal die Liebe zur Natur ins Herz gewachsen ist, in dessen Augen spiegeln sich die Dinge reiner, er lernt sicherer scheiden falschen Schein von wahren Wesen, da ja die makellose Wahrheit natürlichen Lebens ihm untrüglich bekannt ist, und gern wird er sich wegwenden von jenem riesenhaften unlauteren Tanze um das goldene Kalb.

Und darum widme ich dieses Buch, geschaffen in den Tagen schmerzlicher Not unseres Volkes, einer starken und gewandten, an Leib und Geist gesunden Jugend, auf daß sie nicht zuletzt den gebeugten Stamm wieder aufrichte und ihm eine hellere und frohere Heimat bereiten helfe.

Nieder-Hanichen, im Oktober 1923.

Rudolf Kaufhka.



Wenn wir heute, aus der Zeit gesteigerten Wandertums, ins Vergangene blicken, sehen wir die bescheidenen Anfänge dieser edlen Bewegung in unserem Gau erst mit der Gründung des Deutschen Gebirgsvereins für das Jeschken- und Tsergebirge im Jahre 1884 sich kräftiger entwickeln. Der Gedanke dieses Zusammenschlusses heimatliebender Männer ging hauptsächlich von Adolf Hoffmann (gest. 1915) aus, dem weit gereisten, der bereits zu Beginn der siebziger Jahre die Heimat kreuz und quer durchstreift hatte und der wohl als der eigentliche Begründer der heimischen Touristik angesehen werden kann. In späteren Jahren bereiste er auch im Winter die Schweiz, um den dort schon hoch entwickelten Wintersportbetrieb kennen zu lernen und die gewonnenen Erfahrungen für den Bau der Jeschken-Rodelbahn verwerten zu können. Diese wahrhaft sportliche Anlage ist vor allem sein Werk, durch das er unserem Schlittensport zu besonderem Aufschwunge und Ansehen verhalf. Der Deutsche Gebirgsverein ehrte seinen so verdienstvollen Gönner und Heimatfreund, in-

dem er den beliebtesten Anstiegsweg zur Jeschkenkoppe als „Hoffmannweg“ bezeichnete. In Leopold Ulrich trat dann etwas später ein nicht minder wanderlustiger Sohn der Heimat auf, der das bekannt vorzügliche, genaue Jeschkenpanorama zeichnete — es erschien bereits im Jahre 1884 — und durch diese Arbeit allein schon mit allen näheren und ferneren Heimatbergen bekannt wurde. Sicherlich sind diese beiden Männer als die bedeutendsten der Pioniere des heimatischen Wanderns anzusprechen.

Aus dem kleinen Kreise der ihnen nachfolgenden Wanderer ragen wieder zwei besonders hervor: Franz Hübler, damals Professor am Reichenberger Gymnasium, der in unermüdetem Wandern den bekannten, jetzt vergriffenen Führer durch das Jeschken- und Isergebirge zusammengestellt hat, dessen wertvoller erster Teil hier besonders hervorgehoben sei, und Josef Matoušek, heute noch ein eifriger Wandersmann, welcher an der von Julius Straube, Berlin, herausgegebenen Karte für das Jeschken- und Isergebirge bedeutsam mitgewirkt hat und dessen leichter Feder mancher interessante turistische Aufsatz zu danken ist. Besonders Professor Hübler, der die ersten Jahrbücher des Gebirgsvereins vorbildlich leitete, hat in diesen Büchern manch lehrreichen und wertvollen Beitrag zur Heimat- und Wanderkunde niedergelegt. Auch diese beiden Männer und ihre Gefährten gehörten mit zu den Ersten, die das Wandern in der Heimat plan- und zweckvoll betrieben.

Neben ihnen steht eine andere, merkwürdige und leidenschaftliche Persönlichkeit: Professor Theodor Feller aus Jittau, ein Mann voller Tatendrang vom Scheitel bis zur Sohle, der die heimischen Bergfreunde zuerst mit manchem Fels der Heimat bekannt machte. Ihm darf man wohl auch die erste turistische Ersteigung des großen Rabensteins bei Freudenhöhe zuschreiben, den man dann nach ihm den „Fellerkofel“ genannt hat. Wie oft mag nicht die erlebnishungrige Seele dieses Mannes um die Zinnen der Spittelgrunder Rabensteine geflogen sein, ehe sie ihren stolzesten Sieg: die Erkletterung der „Fellerwand“ feiern konnten! Feller verlebte seine jährlichen

Ferien in den Alpen, gewöhnlich in Zermatt; zuletzt aber, im Sommer 1904, weilte er in Steinach am Brenner und kehrte von einem Ausfluge auf den Padaunerkogel nicht mehr zurück. Erst ein Jahr später fand man seine Leiche an dem unschwierigen Schöngänge dieses Berges; das rätselhafte Dunkel um diesen Tod ist nicht gelichtet worden.

Die Männer von damals, in deren Schar man den einen Nestor alpiner Betätigung, Gustav Jakob, nicht vergessen darf, — der andere, Karl Hecke, wanderte daheim nur selten — begnügten sich nicht nur mit heimatischen Wanderungen; sie suchten bald in den Ost- und Westalpen höhere Ziele und bereiteten dadurch den Boden für ein noch tatkräftigeres Gehen unserer Bergwelt. Man kann Josef Matoušek eigentlich als den geistigen Anreger der nun folgenden Entwicklung ansehen, denn er vor allen wies auf den Wanderungen und in den so gemütlichen Raststätten jener Tage: dem alten Jeschkenhause, den Forsthäusern in Neuwiese, Christianstal, Wittighaus und Freudenhöhe immer wieder auf Sigmundis „Gefahren der Alpen“ hin, so daß dieses bahnbrechende Werk damals schon von den Gleichstrebenden begeistert aufgenommen wurde.

So kam es, nachdem fast alle Waldwege unserer Heimat begangen worden waren, daß mit den neunziger Jahren die erste größere Welle alpiner Tätigkeit in der Heimat sich emporhob. Es ist zweifellos, daß Willi Kahl, ein Sohn des ersten Vorsitzenden der Alpenvereinssektion Reichenberg, die Seele dieser neuen kräftigeren Bewegung war, immer bedacht, neue Wege zu entdecken, Geheimnisse felsiger Waldschluchten zu entsiegeln und verborgenen Felsen das Ansehen ihrer Unbesiegbarkeit zu rauben. Die sich um ihn scharten: Heinrich Scholze, Richard Raspar, Gustav Seidel, Adolf Schaller und Ferdinand Siegmund, um nur die treuesten der Gefährten zu nennen, lauter Männer in der Jugendblüte, tatenfroh, an turnerischer Gewandtheit ihrem Führer nach-eifernd und von gleicher Heimatliebe durchdrungen, waren ihren Zielen durch eine Reihe von Jahren fast ausschließlich hingegeben, bis nach dem Lawinentode ihres Besten an der

Marmolata am 8. September 1894*) die Bande sich allmählich lockerten und freies, ungebundenes Wandern in pflichtvollem Berufs- und Familienleben unterging.

Durchblättert man die bildgeschmückten Wanderbücher jener Jahre (1890—1896), so staunt man, wieviel Neuland sich diese wanderfrohen Bergfreunde zu erobern gewußt hatten. Da gab es keinen Sonntag, der dem lebengrünen Kranze frischer Erinnerungen nicht ein neues Blatt gegeben hätte, da wurde so eifrig gewandert und geklettert, als ob das Leben nur eine kurze Spanne währen sollte und es nichts, nicht das Mindeste zu versäumen gälte. Wenn man da beispielsweise findet, daß Kahl und Scholze im Mai 1890 von Reichenberg über Friedrichswald, Josefstal, Wilhelmshöhe und Karlstal nach dem Hochstein und denselben Weg zurückwanderten, und in der Zeit von 3 Uhr früh bis 11 Uhr abends diese 78 km lange Strecke in 15½ Marschstunden bewältigten; oder wenn H. Scholze, A. Sahler und S. Seidel im August 1895 über Reinowitz, Lannwald, Wurzelndorf, durch den Mummelgrund, über die Panschwiese und den Gebirgskamm in 14¼ Stunden auf die

*) Willi Kahl mit dem Führer Johann Villgratner, Tscholl genannt, und Gustav Seidel mit Führer Simon Verra waren an diesem Tage vom Sedajapasse zur Besteigung der Marmolata (3344 m) aufgebrochen, obwohl tags vorher ein 30 cm tiefer Neuschnee gefallen war. Sie hatten bereits den unteren Teil des Gletschers passiert und querten nun oberhalb eines Felsgürtels eine steile Gletschermulde: Verra mit Seidel voran, Tscholl mit Kahl in der Mitte und eine dritte Partie, die man überholt hatte, als letzte. Da begann infolge der gelockerten Basis der Schnee der Mulde zu gleiten und das Unheil nahm seinen Lauf. Die dritte Partie befand sich noch nicht im gefährdeten Felde; Verra, bereits außerhalb desselben, bemühte sich vergebens, Seidel zu halten, wurde mitgezogen, konnte aber doch soviel bremsen, daß Seidel auf dem Rande der fließenden Schneedecke langsamer glitt und sich schließlich an einem Felszacken erfangen konnte. Kahl und Tscholl aber, die sich gerade in der Mitte der Lawine befanden und daher deren stärksten Drucke ausgesetzt waren, wurden hilflos mitgerissen, über die hohe Felsbarriere hinabgeschleudert und von den anderen dann leblos aufgefunden. Es spricht für die geringe Erfahrung und Überlegung jener Führer, daß die Tne bei so viel Neuschnee überhaupt begonnen und daß dann überdies noch eine so gefährliche Mulde gequert wurde, obwohl — merkwürdiges Vorhängnis! — gerade Kahl davon abgeraten hätte und lieber geradeaus ansteigen wollte, wodurch das Unglück vermieden worden wäre.

Schneekoppe gelangten — wobei 82160 Schritte getan wurden —, dann nach kurzer Rast durch den Riesgraben zum Riesengrunde abstiegen und nach Peher marschierten (von 12'45 früh bis 6 Uhr abends), so sind das Tagesleistungen, die auch vor späteren Touristen in aller Achtung bestehen werden. Und wenn man einmal vom alten Schwimmteiche über Rudolfstal (Forsthaus) und Friedrichswald in 1 Stunde 12 Minuten nach Neuwiese ging (Kahl und Scholze am 30. Juli 1891), so zeugt auch das von einer Rüstigkeit und gesunden Jugendkraft, wie sie selten zu finden sind.

Auf Männer solcher Art, die bei aller Naturfreude doch einen so sportlichen Zug in ihr Wandern brachten, mußten die Felsen naturgemäß ganz besonders wirken. Und diese unternehmungslustige Pfadfinder lockte dann auch bald nichts stärker als die noch unentweichten Bezirke verborgener Felsen. Ihren Fuß auf unbetretene Felskronen zu setzen, schien ihnen höchstes Ziel, und sie waren in den Mitteln, die ihre Wünsche befriedigten, nicht eben wählerisch: geknotete Seile, auch Strickleitern mußten ihren Zwecken willfährig sein.

Auf diese Art wurden zuerst Röhlermütze, Fellerwand, Dohlenstein und Teufelsstein erstiegen; aber auch ohne diese Hilfsmittel gelang manche schöne Fahrt: Kriesdorfer Rabensteine, Fellerkofel und die Dürren Felsen bei Kleinskal. Als bedeutendste Leistung jener Jahre muß jedoch die unter A. Sahlers Führung geglückte Erkletterung der „Wilden Marie“ (damals Sahlerspitze benannt!) angesehen werden. Man kann den Photographen Adolf Sahler überhaupt als den besten Köhner jener Bergsteigerschar betrachten. Ein hartes Schicksal schlug diesen begeisterten Bergfreund und stets hilfsbereiten und arbeitsfreudigen Mann mit tüdchischer Krankheit, so daß er in seinen besten Mannesjahren einem unheilbaren Siechtum verfiel, von dem ihn der Tod am 1. Feber 1919 in Rosmanos erlöste.

Damals wurden auch die unwegsamsten Teile des Iserbirges: die Abstürze der Mittagsteins und Nase zur Schwarzbachschlucht und die Wildnis unterhalb der „Schönen Marie“

zuerst und nicht nur einmal, im Sommer und Winter durchstiegen und die erhabensten Teile des Riesengebirges: die felsigen Steilschluchten der Schneekoppe und des Brunnberges, wie Riesgraben, Handschuh, Teufelsgrat und Blauhölle, waren nicht selten der Schauplatz alpinen Tatendranges. Denn es war ganz klar: diesen Männern war ihr heimatliches Berg- und Felssteigen eigentlich eine Vorschule für die so viel größeren Ziele und Aufgaben der Alpen, wo sie gar bald Eisaxt und Kletterschuh zu gebrauchen wußten. Und waren es auch keine führerlosen Fahrten, denen sie huldigten, so finden wir die Schar der heimischen Bergsteiger doch in den verschiedensten Teilen der zentralen West- und Ostalpen und der Dolomiten.

So ist es denn auch ganz selbstverständlich, wenn die Bergfreude jener Zeit in der Gründung der Sektion Reichenberg des Deutschen und Osterreichischen Alpenvereins ihren bedeutungsvollsten Ausdruck fand. Es waren etwa 30 bewährte Touristen, die sich im März 1893 im sogenannten „Biertler Rathause“ einfanden und zum Alpenverein Reichenberg zusammenschlossen. Und seit jenen Tagen wuchsen diesem Vereine immer wieder Mitglieder zu, welche die Liebe zur Bergwelt, im besonderen die alpine Richtung im heimatlichen Wandern, als naturgemäßen Ausdruck ihres Wesens pflegen wollten.

Freilich, diese erste schöne und jäh emporgetragene Welle besonderer Naturfreude verebbte bald nach der Mitte der neunziger Jahre. Die von den Brüdern Adolf und Robert Sahler mit Gustav Seidel und Fritz Köchlin am 5. Juni 1897 unternommene erste Kletterfahrt in die Sächsische Schweiz, wo der mächtige Falkenstein auf dem Turnerwege erstiegen wurde, sowie die von Ferdinand Siegmund und Fritz Köchlin vollführte zweite Erstbesteigung des Dohlensteins am 15. Mai 1898 dürften zu den letzten Unternehmungen dieser Art gehören.

Das ist eigentlich merkwürdig, denn gerade um die Mitte der neunziger Jahre entwickelte sich das Felsklettern in der Sächsischen Schweiz unter Anregung und Führung des bekannten Alpinisten Oskar Schuster in einem Maße, daß man davon eine Einwirkung in unserer Heimat wohl hätte erwarten können. Es mag aber durch Beruf, Familie und verschiedene

sportliche Betätigungen das Leben der heimischen Bergsteiger nach anderen Richtungen gelenkt worden sein, sonst hätten diese tatenlosen Jahre um die Jahrhundertwende nicht folgen können.

Zwar bildete sich auch später eine feste Gilde wanderfroher Menschen, die selbst bei schlechtestem Wetter, ja gerade dann am ehesten, in Mutter Kruschs heimeliger Stube zu finden waren: „Jeschkentische“ — so hatte man auch ihre Vorgänger genannt — hießen sie damals schon; doch diese zweifellos eifrigen Wanderer lockte das Außerordentliche in der Natur nicht mehr so mächtig, Felssteigen trat immer mehr hinter bloßes Wandern zurück, so daß mit Beginn des neuen Jahrhunderts die einst so starke Flut der edlen Bewegung ziemlich im Sande verlaufen war.

Man muß das aus der Wesensart jener neuen Wanderer begreifen, wenn man sich nun fast ausschließlich mit Wanderungen zufrieden gab, vielleicht auch aus dem zu geringen Anreiz durch die ältere Gilde. Erinnern wir uns der Männer, welche die Touristik jener Tage befruchteten, so denken wir an Robert Planer, Josef Patutschka, den „langen“ Friedrich, den „dicken“ Sachers, den „kleinen“ (aber ausdauernden) Wolleschak, an die Brüder Willy und Karl Sinzel, Felix Billig, Adolf Rahl, Heinrich Hacke und nicht zuletzt an Josef A. Leubner, der gleich Josef Matoušek auch heute noch in Wort und Schrift für Wanderfreude tätig ist. Auch Ing. Ferdinand Max Beuer (gestorben 1923) darf hier nicht vergessen werden, der als Frucht eines vieljährigen planvollen Wanderns seine „Ausflüge und Wanderungen“ in das Jeschken- und Isergebirge herausgeben konnte.

Von diesen Touristen, fast alle mehr oder minder dem heimischen Deutschen Gebirgsvereine verbunden, war der Musiklehrer Willy Sinzel, der stille und tiefe Naturfreund, sicherlich einer der feinsten und besten Kenner unserer Berge, und ich weiß dem zu früh Gestorbenen besonderen Dank, daß er mich zu mancher verborgenen Schönheit der Iser- und Jeschkenberge geführt hat.

In der Nachbarstadt Sablonz aber waren es besonders Gustav Adolph und Adolf Bengler, die auf vielen heimatlichen Wanderungen den Stoff zu ihrem später erschienenen Wanderführer sammelten.

In den Jahren 1899—1904 wurde von Felsklettern kaum mehr geredet, aber die großen Wanderungen waren geblieben, und die Tagesfahrt nach der Schneekoppe, mehrmals wiederholt, wurde sozusagen zur klassischen Wanderung erhoben. Irrt ich nicht, so schwankten die damaligen Sehzeiten zwischen 11½ und 15 Stunden. Besonders Josef Patutschka und Ernst Canzer liebten große Wanderungen; sie waren wohl auch die Ersten, die vom Jeschken über die Lausitzer Berge zum Rosenberge bei Tetschen an einem Tage wanderten.

Es ist hier wohl angebracht, auch des Erwaters der „Jeschkentische“, Adolf Trenklers, zu gedenken, der das tägliche Jeschkengehen als Entfettungskur betrieb und bereits im Jahre 1900 seine 2000ste Ersteigung unsres Altwaters zählen konnte; da aber seine sonstige Lebensweise weniger zweckvoll war, so konnte auch diese Arznei ihm kein langes Leben sichern. Heute gibt es schon eine ganz stattliche Zahl von Jeschkentischen. Böse Zungen und jene, denen solche Trauben zu sauer sind, behaupten zwar, der Jeschkenbazillus sei (ebenso wie der Schwarzbrunnbazillus) ein Krankheitskeim, der, wo er besonders wüte, reis für Rosmanos mache; doch das sagen nur Unverständige, denn die heilsame und wunderbare Wirkung dieses Gesundheitserregers ist heute so bekannt, daß sie nicht mehr gepriesen werden braucht. Freilich kann nicht geleugnet werden, daß ein Übermaß des Genusses, besonders dann, wenn es der Kraft und den Jahren nicht mehr angemessen ist, auch hier wie überall mehr Schaden als dienen kann.

Als im Jahre 1904 eine junge Schar, zumeist Studenten der Realschule und des Gymnasiums, wieder daran ging, sich die Felsen und die verlorensten und unwegsamsten Teile des Gebirges zu erkämpfen, da war ihnen von dem früher Errungenen so gut wie nichts bekannt: es war keine Überlieferung, da, die ihnen zugänglich gewesen wäre. Die neue Bewegung, wie zufällig genährt vom Geiste alpiner Bücher, wurzelte wohl

am tiefsten in Karl Kirchhof und dem Verfasser, die mit ihren Freunden gleichzeitig dieselben Ziele verfolgten: alle Schönheiten der Heimat, mit welchen Widerständen sie sich auch gürten mochten, in das jugendmutige Herz zu schließen.

Und mit demselben Eifer, der jene Schar vor 14 Jahren beseelt hatte, begann nun diese Jugend ihre Naturliebe zu leben. Das war damals wie ein friedliches Wettrennen nach neuen Zielen, die noch diesseits und jenseits des Jeschkens in unsern Wäldern schlummerten. Überall wurde nach Aufgaben gesucht, die der ungebärdig schäumenden Jugendkräfte wert waren. Man fand und staunte, daß manche der Felsburgen bereits erstiegen worden waren, man suchte auf bekannte Zinnen neue und schwierigere Anstiege, man entdeckte noch unbekannt gewesene Felsstürme. Von Sonntag zu Sonntag, da und dort, war es ein fortwährendes Leben in gefahrvoller Lust und ein Sehnen nach immer neuen Abenteuern.

War es denn auch ein Wunder, daß diese junge Brut, bepackt wie schwere Lastwagen mit tausenderlei Formelkram und den Weisheiten der Bücher, von Zeit zu Zeit in anderer Lust leben wollte, wenn ihre gesunden Sehnen gierig hungerten nach körperlicher Tat, so daß jeder Tag, verlebt in den Wildnissen der Wälder, auf hohen Felsenthronen, ihnen unverlierbarer und unerlöschlicher Genuß war? Und wenn wir einmal im Kreise sitzen sollten, wir Kameraden und Stürmer von einst, um uns der Jugend zu erinnern, so werden wir sagen, daß damals das Leben uns Festtage gab, wie nie mehr in solcher Fülle und Schönheit. Und in diesem Rückerinnern wird uns ein Abglanz tief gelebter Jugend leuchten und das kühlere, alternde Leben wärmen wie jene milde Frühjahrs Sonne, in der wir stets am liebsten zu Fels und Berg gezogen sind.

Es ist erklärlich, daß von dieser ungezügelm Kraft und Erlebenshungrigkeit die Laten des älteren Geschlechts in den Schatten gedrängt wurden. Da galten nun keine künstlichen Hilfsmittel mehr, keine Griffe und Tritte wurden in den Stein gemeißelt, um den kühnen Türmen, jeder ein besonderes Symbol von Kraft und Troß und Stolz für uns, beizukommen. Das war ein ehrlicher Kampf, ohne Ränke und Lüste, das

waren Siegesfreunden wie nie zuvor! Denn ein solches Leben mußte ja viele wertvollen Fähigkeiten auf den Kampfplan rufen, sich ihrer bis zum Innersten entäußern, damit es nicht verloren ginge, sondern immer kühner, kraftvoller und unerschütterlicher sich entfalten konnte.

Geschürt und gestützt durch manche Aufsätze des Verfassers, schloß diese jungkräftige Bewegung nun nicht mehr ein. Da und dort, verlockt durch die Buntbeit neuen starken Lebens, standen Gleichstrebende auf und sammelten sich um Führer: die in Grottau um Raimund Wolf und Edwin Gast, die in Zittau um Ernst Schulze, die in Friedland um Franz Haupt, den schlichten und bescheidenen, den das Sfergebirge zu seinen treuesten Verehrern zählt. Und im engen Bezirke selbst entstanden neben uns die „Wirbelsteiner“, eine Vereinigung von Wander- und Kletterfreunden mit ihrem Joan König, und etwas später der Kletterklub „Empor“ und die Klettergilde der „Naturfreunde“. Es waren nicht viele, aber es waren die schlechtesten nicht, die sich dem neuen Leben berauscht in die Arme warfen. Manche Spreu verlor sich auch hier im Laufe der Jahre, aber die Besten blieben doch treu. Wie sehr die Entwicklung später in die Breite ging, wie immer mehr Jungvolk von ihr erfaßt wurde, das lehrt das Gipfelbuch der Fellerwand, in dem bereits vor dem Kriege weit über 400 Besteigungen eingetragen waren.

Der große Krieg war natürlich auch für diese Bewegung Unterbrechung und Verlust. Karl Kirchhof, ein lauterer Mensch voll bester Hoffnungen, ein vorbildlicher Alpinist, fiel am 23. März 1915 bei einem Sturme auf Jaleszyki am Dnjeſter; Ferdinand Berrnt, der sonnige Freund und Dichter, wurde in Serbien verwundet, gefangen und starb schon im Feber 1915 in Krusevac eines elenden Todes; Dr. Wilhelm Bergmann, den Friedländer Arzt, zerschlug eine Granate an der Jugna Corta am 18. Juli 1918; Dr. Heinrich Spöner blieb am 15. Juni 1918 am Col del Rosso, und um Ross Bleil, gefallen am 18. Feber 1915 in den Waldkarpathen,

trauerte die Schar der Jüngsten, die in ihm ihren besten Führerkameraden verehrte.

Einer aber hatte schon früher den Vergtod gefunden: Karl Sahler, der Apothekersohn aus Krakau, ein Neffe des hier schon oft erwähnten Photographen Adolf Sahler. Der stille, abseitige Student an der montanistischen Hochschule in Leoben mußte am 8. Juli 1906 einem Wettersturze in der Nordwand des Festkogels im Gesäuse sein junges Leben opfern. Von der schwersten, bei schlechtem Wetter doppelt gefährlichen Stelle des Pichl-Zimmerweges war er in den Tod geglitten. Sein Onkel fand ihn nach mühevолlem Suchen verschmettert in einer tiefen Schlucht jenes Berges; der Alleingehrer hatte seine einsame Bergfreude schwer bezahlt: das gütige Licht dieses weltabgewandten Herzens, das aus blauen versonnenen Augen brach, war ausgelöscht worden, unfassbar für seine Lieben und Freunde. Wie vormals die Leiche Willi Kahls, so überführte man auch seine Überreste in die Heimat und senkte sie nach eines Priesters törichte Rede an einem blauen, von Verchen durchjubelten Sommertage in den Sand des Krakauer Friedhofes. Wenn ich in den Karten und Aufzeichnungen längst vergangener Tage blättere, dann finde ich auch die Reime, die ich dem lieben Freunde zum Gedenken geschrieben habe:

Zerschunden und zerbrochen lag er da,
in eines Bergbachs wüster Grabeschlucht;
ihn überhing der hohen Felsen Wucht
und wilder Himmel, den er nicht mehr sah.

Den bald verblühten Körper kühlte noch
Eiswasser rücklings, Regen das Gesicht,
zerfetzter Nebel fiel herab und kroch
um totenstillen Augen blindes Licht.

Und aus den Zügen trat nun, kalt und klar,
sein blasser Tod, schon längst dazu bereit,
und über Stirn und sturzerwirrtes Haar
ging stark ein Flügeln der Unsterblichkeit.



Aber während diese Wunden halb vernarbt sind, diese Gräber sich längst geschlossen haben, blüht tief unter der fernen Firnkuppel des Mont Blanc ein ganz frisches Grab, und darin schläft ein braver Bergsteiger, einen Strauß Edelweiß in den gefalteten Händen, den ihm der Freund in Not und Gefahr, der unversehrte, als letzten Gruß der lichten Berge mit in das kühle Dunkel gab. Dort auf dem Friedhose in Chamonia ruht unser Rudolf Cham, ein begeisterter Bergfreund, ein Mensch, gut und gefällig wie selten einer, und schaffensfreudig in allen turistischen Vereinen unsrer Stadt, der seinen Zielen mit Fleiß und beharrlichem Willen so lange nachhing, bis er sie errungen. Nur an den Bergen, und gerade an den so inbrünstig ersehnten Eisriesen der Schweiz zerbrach seine Kraft, zerbrach sein Wollen und Wünschen. Nun liegt er wie ein treues, doch fehlgegangenes, unmündiges Kind am Herzen der großen Mutter, und die Berge, die so viel größer und stärker waren als all sein Ehrgeiz und alle seine Fähigkeiten und die sein Schicksal besiegelten, flammen morgens und abends über seinem Grabe, als wäre nichts geschehn. Aber dort, wo er in der Heimat wirkte und schuf, ist eine schwer ausfüllbare Lücke entstanden und treues Gedenken folgt seinem zu früh zerstörten Leben.

Schlafe wohl, du guter Geselle mancher frohen Fahrt! Und wenn nun nächstens auch nicht die Heimatwälder über deiner Urne rauschen, wie du es gern wolltest, sei getrost, mit dir schläft noch manch treues deutsches Blut in Frankreichs Erde. Und neben dir liegen manche, die fielen so wie du: aus seligstem Schauen ins dunkle Schattenreich, noch mit glanzvollen Bildern der geliebten Berge in der Seele. Und viele werden dir noch folgen, so jung und so gesund wie du, erschlagen von der Wucht der Berge; denn im Reiche der Felsen und Firne gibt es auch für den Kühnsten und Tüchtigsten eine Grenze, die er ungestraft nicht überschreiten kann. Eng bezirkt war die deine, du überschrittest sie früh, ein Mahner und Warner nun auch du!*)

*) Über dieses Unglück ist folgendes bekannt: Rudolf Cham hatte mit Ernst Schulze, dem bekannten ausgezeichneten Bergsteiger am 21. Juli 1923

Nach dem Kriege wurden die zerrissenen Fäden wieder neu verknüpft. Daß viel von dem in Heimatbergen gelebten Glücke nicht verloren gegangen war, das dankten die Jungen: Wandervögel und Pfadfinder, vor allem jener ziemlich umfassenden Schilderung heimatischer Kletterfahrten von Dr. Joan König, die mit guten Bildern im Jahrbuche 1908 des Deutschen Gebirgsvereins für das Jeschken- und Isergebirge erschienen ist. Es sei darum gern auf diese Fahrtenberichte hingewiesen, die, dem Jugenddrange jener Jahre entsprungen, deutlich zeigen, wie stark damals die Felsstürme der Heimat auf das empfängliche Gemüt zu wirken vermochten.

So war es leicht möglich, daß an den lange verlassenen, grauen Felsenleibern bald wieder tatenfrohes, jugendheißes Leben sich emporrankte und wie dereinst manch glücklich sieghaftes Jauchzen über die Waldgründe flog. Der Reichenberger Alpenverein, stets Freund und Förderer dieser Bewegung, ließ durch seine Klettergilde im Jahre 1920 neue Gipfelsbücher auf den bedeutendsten der heimatischen Felsen niederlegen und trug so dazu bei, daß die Bergbegeisterung im Leben der Jugend immer wieder neue Wurzeln schlage. In den Nachkriegsjahren wurde die erschließende Tätigkeit in unseren Bergen beendet: entdeckt und erstiegen wurden die letzten großen Felsgestalten der engeren Heimat, wenn auch in entfernteren Bezirken noch manche kühne Tat zu tun sein mag.

als erste Fahrt von Courmayeur aus die Grand Jorasses (4206 m) überschritten; sie rasteten am 1. August wegen einer Magenverkrümmung Chams auf der Jorasseshütte und brachen am 2. August um 3 Uhr früh zur Überschreitung des Dom de Rochefort, 4012 m und der Aiguille de Rochefort auf. Erst um 1/2 6 Uhr abends standen sie nach sehr schwieriger Erstbegehung auf dem ersten Gipfel, überschritten dann die Firnmulde zwischen beiden Spitzen und erreichten um 1/2 10 Uhr den Gipfel der Aiguille de Rochefort (4005 m). Das anfangs schöne Wetter hatte sich indeß so verschlechtert, daß sie nun gezwungen waren, in die Firnmulde (3900 m) zurückzugehen, sich hier in den Schnee einzugraben und zu bivouakieren. Gegen den einsetzenden Schneesturm durch das Felt geschützt, verbrachten sie so die Nacht; Cham, geschwächt, schlief, Schulze wachte und rauchte ein Pfeiflein nach dem andern. Am etwas besseren Morgen des 3. Augusts versuchten sie nochmals die Aiguille zu überschreiten; doch der starke Sturm, die voraussichtlich beträchtliche Schwierigkeit des zu begehenden Grates, vor allem aber Chams erschütterte Widerstandskraft hießen Schulze

Blicken wir schließlich auf die Entwicklung während der letzten zwanzig Jahre zurück, so läßt sich sagen, daß auch in dieser Zeitspanne manch Stück Neuland dem von den Vorgängern erschlossenen Gebieten zugefügt wurde. Was in Heimatwäldern neu gefunden und getan wurde, ist aus der folgenden ersten, wohl auch vollständigen Beschreibung unserer Felsgebiete zu entnehmen. Im Riesengebirge wurden die Schnee- und Kesselgruben durchklettert und die Wände des Elbgrundes nächst dem Pantsefall erklimmt. Die alpinen Winterturen im Riesengebirge wurden kaum noch wiederholt, denn der junge Wintersport, vornehmlich das Skilaufen, brach überall mächtig durch. Nur die beliebte Wanderung von Reichenberg über das Isergebirge zur Schneekoppe wurde noch mehrmals nachgeahmt, so auch vom Verfasser am 27. August 1906, wobei die Koppe in einer reinen Seilzeit von $8\frac{1}{2}$ Stunden erreicht und der Rückweg bis Grüntal durch Weißwasser-, Elb- und Mummelgrund in $5\frac{3}{4}$ Stunden zurückgelegt wurde.

Die Wunder des Rummelgebirges: die großen Schwermütigen Teiche, die in Wäldern verlorenen kleinen See-
augen und die grüngoldene Nacht unter seinen Buchendomen,
wurden erst mit dem neuen Jahrhundert für unsere Natur-
freunde gewonnen. In den Felsengründen der Daubaer Schweiz
war später die Gilde des Leitmeritzer Alpenvereins mit ihrem

auf dem Gipfel wieder umkehren und zum Bivakplatz zurücksteigen. Schulze wollte nun von hier auf dem Hange des Monte Mallet, ein Gipfel neben der Aiguille Rochefort, zum Malletgletscher niedersteigen. In diesem etwa 800 m langen und 40 Grad steilen Eishange benötigten sie für die ersten 500 m eine Felsrippe. Parallel zu dieser zieht sich eine zweite Felsrippe, an 70 m entfernt, bis zum Bergscheitende hinab, nach dessen Überwindung sie den ebenen Malletgletscher erreicht hätten. Es galt also am Ende der ersten Felsrippe über den Eishang zur anderen hinüber zu queren. Die Steigeisen wurden angeknallt, die beiden Seile wurden miteinander verknüpft, Schulze seilte sich an und traverierte nun stufenschlagend fast horizontal den Eishang, während Cham auf der Felsrippe stehend wartete. Als er das ganze Seil nachgegeben hatte, an 60 m, sah Schulze, daß ihm noch etwa 10 bis 12 m bis zur Felsrippe fehlten; er ließ deshalb Cham folgen und ließ indessen weiter stufen. Nur noch 6 bis 8 m trennen ihn von den Felsen, da hört er hinter sich den entsetzlichen Ausschrei Chams und sieht auch schon, wie dieser, kopfüber stürzend,

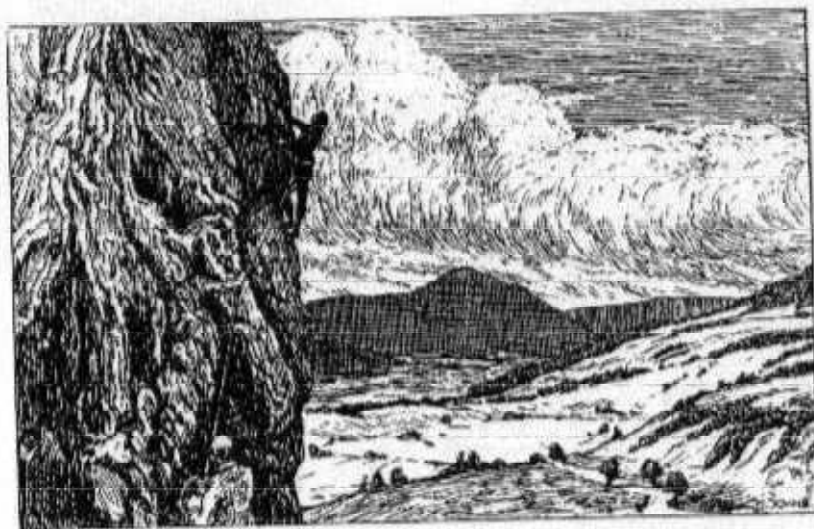
Anreger und trefflichen Führer, dem Turnprofessor Ernst Lange besonders eifrig tätig und entdeckte dort ihre Klettergärten. Die von uns in den Jahren 1905 bis 1907 oft mit spartanischer Entfagung durchgeführten Kletterfahrten nach den „Sächsischen Dolomiten“, wo der Klettersport in vollster Blüte stand und kaum glaubliche Leistungen vollbracht wurden, förderten auch unser Können so weit, daß wir uns dann führerlos an die schwierigsten alpinen Aufgaben wagen konnten. Ernst Schulze, den es vornehmlich nach den Westalpen zog, unterwarf sich von Jahr zu Jahr neue Schweizer Eisriesen; Karl Kirchhof war hauptsächlich in Fels und Eis der Ostalpen meisterlich tätig und dem Verfasser beugten sich im ersten Anlaufe die damals schwierigsten Zinnen der Dolomiten: es waren für sie und ihre Gefährten die köstlichen Früchte jahrelanger treuer Tätigkeit in heimatlichen Bergen.

Und die Genannten sind mit ihrer großen und erfolgreichen Liebe zur Alpenwelt nicht allein geblieben; die Jugend, die ihnen in der Heimat folgte, tritt auch in den Alpen in ihre Fußstapfen: der Reigen wird sobald nicht enden. Das hohe Lied von den Alpen und heimatlichen Felsgipfeln kann, einmal kräftig angestimmt, nicht mehr ganz verklingen, die Fahne solcher Begeisterung, einmal hoch erhoben in Heimatlüfte, wird von starken jungen Menschen immer wieder erfaßt und stattdern vorangetragen werden einem Leben voll reiner Lust und stolzer Abenteuer. Wir folgten den Bahndrechern, nach uns

die Eiswand hinabkollert. Im nächsten Augenblick wird Schulze selbst durch jähen Ruck aus den Stufen geschleudert, er wälzt sich auf den Rücken, zieht die Knie an den Leib und läßt sich mit ausgebreiteten steifernden Armen hinabschleiten. Beide, Cham voran, sausen über den 12 m hohen Eishang hinab und bleiben im Schnee des Malletgletschers liegen, Schulze fast unverfehrt, Cham mit gebrochener Schädelkapsel bereits bewußtlos. Schulze bettet nun den Freund so warm als möglich, wartet etwa 1 Stunde und haftet dann durch Gletscherschründe umsonst zur Turiner Hütte und weiter über Mor de Glace nach Hotel Montanvert, wo er 6 Führer von Chamonix zur Bergung anruft. Mit diesen eilte er dann zur Unfallstelle. Das Unglück ereignete sich am 5. August in der Mittagstunde und am 4. August um 11 Uhr nachts traf die traurige Kolonne in Montanvert ein, Schulze nach 66stündigem Unterwegssein müde bis zur Erschöpfung, ein seltenes Beispiel von Selbstaufopferung.

kamen die Tüchtigen aller Wandergruppen und diesen werden einst wieder andere nachzueifern, Glied in Glied geschweift zu unendlicher Kette erinnerungstarken Lebens, so lange die erhabenen steinernen Altäre über unseren Wäldern und allem Menschenleben thronen werden.

Und wenn auch alles vergessen würde, was hier getan und geschrieben ward, nie wird sterben die Sehnsucht Parzivals. Denn was unsern Vorfahren im Blute kostete, wenn ihre wilde Jagd durch Urwälder Schnob, Schilde und Speere in harten Kämpfen splitterten, wie alte Heldenlieder es melden; wenn sie in großen erzgeschienten Heerhaufen nach Süden zogen und dem heiligen Lande — der Brenner dröhnte unter dem Tritte der Kolonnen und Laurins Rosengarten flammte überirdisch in der Abendsonne —: das hört nie auf, das blüht und brach auch aus unserem Blute und wird immer wieder aufbrechen und blühen, kämpfen und wandern mit oder ohne Wehr: o, endlos wird sie raunen und singen, brausen und hinstürmen, die jahrtausendealte Stimme des Bluts.



Aber Ausrüstung und Technik. ~

Ausrüstung.

Was der Kletterer zur Ausübung seiner Felsfreude benötigt, sind ein festes Gewand, bestehend aus Stoffkniehosen, gut anliegend unter dem Knie und dieses doppelt besetzt, einer enganliegenden glatten Joppe aus Stoff oder Segelleinen, mit inneren Taschen und aufschlagbarem, den Hals schützenden Kragen, eine fest sitzende Kappe als Kopfbedeckung, Nagel- und Kletterschuhe und Seil. Hammer und Meißel, Seilschlingen, Ringhaken und Karabiner sind Dinge, die nur manchmal, vor allem bei schwierigen Erstersteigungen nötig sind und dazu dienen, im Anstiege die Sicherung des Vorkletternden zu ermöglichen, im Abstiege aber ein etwaiges Abseilen durchführen zu können; für die Klettereien in unserer Heimat sind sie überflüssig.

Die kräftigen Nagelschuhe mit angenähter Zunge müssen gut geölt sein und die Nagelung der Sohlenränder sei derart beschaffen, daß zwischen jedem Nagelpaar eine Lücke vorhanden ist; denn eine lückenlose Nagelung wird bald zu einer glatten Randfläche, mit der man die Unebenheiten des

Gesteins nicht mehr erfassen kann und die deshalb mehr gefährlich als dienlich wirkt. Dagegen kann der niedrige Absatz lückenlos benagelt sein. Die Dorne der aus einem Stück geschmiedeten Sohlennägel seien so lang, daß sie, durch eine doppelstarke Kernsohle geschlagen, noch ausreichend umgebogen werden können, die Flügel breit, um gut zu übergreifen, und der eigentlich wirksame, den Dorn tragende Teil etwa 1 cm lang und im Querschnitt so scharf trapezförmig, daß er auch bei längerer Abnutzung keine breite Fläche bilden kann. Standhafte Nagelschuhe sind zur Begehung der Felsen und Wildnisse des Jsergebirges unbedingt notwendig.

Für schwere Felsfahrten in glattem Gestein bedient man sich am besten der Kletterschuhe. Sie sind zweifellos das wichtigste Ausrüstungsstück des Kletterers. Es können Halbschuhe sein aus Segeltuch mit geflochtener Hanfsohle oder höhere Schuhe gleicher Art, deren Oberteil mit Leder besetzt ist (sogenannte Scarpetti). Diese Schuhe sind besonders für das Klettern im Sandstein vorteilhaft, weil diese Sohlen den Rauigkeiten des körnigen Sandsteines vorzüglich anhaften; doch verschmutzen sie bei nassem Wetter leicht und müssen dann gut gereinigt werden.

Für das härtere Dolomitgestein der Alpen verwendet man gleichfalls mit Leder besetzte Schuhe aus Segelloinen, nur besteht die etwa 1 cm starke Sohle aus fest zusammengenähten Tuchflecken, wie bei den „Sextenern“, oder aus den aufgenähten Seilliken unbrauchbar gewordener Kletterseile, welche die haltbarsten Sohlen bilden.

Wenn ein Kletterschuh dem verantwortungsvollen Zwecke dienen soll, dann muß er genau passen: er sei lieber etwas eng als zu groß, der Sohlenrand sei nicht vorstehend, da dies die Trittsicherheit vermindert, der Oberteil muß so gut zusammengeschnürt werden können, daß er das Gelenk fest umschließt. Deshalb sind auch hohe Kletterschuhe niedrigen vorzuziehen, zumal sie auch das Fußgelenk schützen. Auch ist es gut, wenn der Oberteil ringsum mit Leder besetzt ist.

Ein guter Kletterschuh ist unentbehrlich, wenn man die schwersten Wände und Kamine erklettern will, denn nur er er-

möglicht es, daß sich der kühne Felssteiger auf den kleinsten Vorsprüngen des Gesteins sicher zu stützen vermag. Es wäre freilich ideal, barfuß klettern zu können, aber die tagtäglich in Schuhe eingewängten, wehleidigen Füße des Städters könnten derart nicht schadlos beansprucht werden. Erst dieses Hilfsmittel des Bergsteigers gestattete, die scheinbar unzugänglichsten Türme und Zacken in den Alpen und Kletterschulen zu bezwingen. Für die Klettereien im rauhen Granit unserer Jserberge sind Kletterschuhe wohl vorteilhaft, doch nicht notwendig; aber sie sind zu empfehlen für die Ersteigung mancher schwieriger Sandsteinzinnen jenseits des Jeschkens.

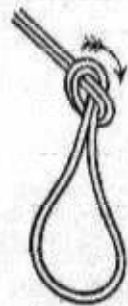
Das zweite wichtige Hilfsmittel für schwerere Felsfahrten ist das Seil. Es soll aus bestem Material (Manilabarf) gefertigt sein, damit es größte Reiß- und Reibungsfestigkeit besitzt. Kunstgewobte Seile sind ja wegen ihres merklich geringeren Gewichtes und ihrer größeren Schmiegsamkeit angenehm, aber sie besitzen eine nur schwache Seele und eine Hülle, die sich leicht durchscheuert, so daß sie nur vorsichtig zu gebrauchen sind. Viel haltbarer aber auch schwerer sind die aus einzelnen Litzen geflochtenen und die gedrehten Seile. Neue Seile werden schmiegsam gemacht, indem man sie in heißem Wasser brüht, dann in kaltem Wasser auslaugt und an der Luft gut trocknen läßt. Das Seil sei mindestens 10 mm stark (12—14 mm starke Seile sind natürlich schwerer, aber auch griffiger und dauerhafter) und 20 bis 30 m lang; dies gilt nur allgemein, denn die Länge des Seils wird ja oft durch die Art der Tour und die Zahl der Teilnehmer bestimmt. Seile, die beim Abseilen bloß zur Sicherung dienen, können auch schwächer sein. Für besondere Unternehmungen müssen selbstverständlich zwei oder mehrere Seile mitgenommen werden; bei den heimatischen Klettereien genügt ein 30 m langes Seil vollauf.

Schließlich wäre darauf hinzuweisen, daß die Alpenvereinssektion Bayerland (Geschäftsstelle: München, Bayerstraße 63) ein kleines, billiges, mit vielen erläuternden Bildern ausgestattetes Büchlein über das Seil und seine Anwendung durch den Bergsteiger herausgegeben hat; es ist so wichtig, daß es jeder junge Bergfreund besitzen sollte.

Technik.

Wer sich einem anderen durch das Seil verbindet, muß wissen, daß er in diesem Augenblicke eine große Verantwortung übernimmt; sie in schwerer Gefahr abzuschütteln, kann als Verrat am Freunde angesehen werden. Die Außerachtlassung gebotener Vorsicht, der Leichtsinns des einen kann auch den anderen ins Verderben reißen. Unzähligmal wird das Leben in die Hand des Begleiters gelegt: die Verantwortlichkeit ihres Euns ist außergewöhnlich groß. Sie ist der Ritt, der Gefährten zu Freunden macht für immer oder lange Jahre, wenn Jugenddrang und -kraft auch längst dahin sein mögen. Dieses Einstehen für den anderen, den Freund, dieses stete Opferbereitssein ist es vor allem, was den Taten der Bergsteiger den bedeutenden sittlichen Gehalt gibt. Jeder wisse: das Leben, von sorglichen Eltern gehegt und gepflegt, ist ein unschätzbare Gut, das nur einmal zu verlieren ist und dessen Verlust unheilbare Wunden schlagen kann. Und darum: bei aller Tatkraft Vorsicht und Besonnenheit überhaupt und insbesondere Vorsicht in der Wahl des Kameraden; lieber allein gehen, als mit unfähigen oder leichtsinnigen Begleitern.

Soll ein schwerer Fels bestiegen werden, verbinden sich die Kletterer durch das Seil, das unbedingt zuverlässig sein muß. Es ist besonders bei größeren Touren nicht ratsam, wenn mehr als drei an einem Seile klettern, denn geringere Achtsamkeit und größerer Zeitverlust sind die Folgen. Dies macht sich besonders bei langen alpinen Klettereien in brüchigem Gestein fühlbar. Jeder knotet sich das Seil so um den Leib, daß es nicht zu stark einschnürt, aber auch nicht zu lose anliegt, und daß es beim Klettern nicht hindert. Keinesfalls darf es bei emporgestreckten Armen über den Kopf gleiten können. Als einfachster und sicherster Knoten ist der **Führerknoten** (Sackstich) anzusehen. (Man nimmt ein Stück Seil, etwa 60—80 cm, doppelt, schlingt es zu einem Knoten, legt diese Schlinge um die Brust und zieht sie auf das entsprechende Maß zusammen). Dieser Knoten ist auch für den Mittelmann stets anwendbar.



Führerknoten. mann stets anwendbar.

Es ist selbstverständlich, daß der beste und erfahrenste Mann voraus zu klettern hat, da ihm ja der schwerste Teil der Arbeit: das freie Klettern, oft noch erschwert durch den Zug des hängenden Seils, und die Erkundung des besten Weges zufällt. Der Nachfolgende hat stets seine ganze Aufmerksamkeit auf den Vorankletternden zu richten. Daß das Seil leicht nachgleitet, sich nicht verklemmt, kurz den Vordermann in keiner Weise hindert, und daß dabei doch die Vorsprünge des Gesteins zur Sicherung gut benützt werden, das kennzeichnet die gute Arbeit des Sichernden. Kann das Seil nicht um einen Jacken, Block oder Baum gelegt werden, muß der Sichernde besonders festen Stand haben. Ist auch das nicht der Fall, so muß er einen Sicherungsringstift (Ziehthaken) eintreiben, so fest und tief und möglichst nach abwärts gerichtet, bis der Stahlstift zu klingen beginnt, und dann in diesen einen Karabiner einhängen, durch den das Seil gezogen wird. Dieses praktische Sicherungsmittel wird vornehmlich auch der Führende verwenden, wenn er eine besonders schwere Stelle, sagen wir beispielsweise einen heiklen Quergang beginnen muß und keine andere Sicherungsmöglichkeit gegeben ist. Diese Sicherung tut besonders bei allen jenen Kletterstellen not, die eigentlicher Griffe und Tritte entbehren und nur mittelst „Reibung“ zu nehmen sind. Wer daher in den Alpen neue Klettereien ausführen will, der vergesse nicht, in den Innentaschen seiner Joppe außer Ringhaken und einem Karabiner auch einen kleinen, doch zügigen Hammer mitzunehmen. Es ist immerhin merkwürdig, daß der Karabiner, dieses einfache, zeit- und kraftsparende Sicherungsmittel, so lange unbekannt blieb. Sogar Fehrmann erwähnt in seinem übrigens vorzüglichen Kletterführer durch die Sächsische Schweiz (erschienen 1908) noch nichts davon, sondern gibt an, daß man sich in solchen Fällen losseilen, das Seil durch den Ring ziehen und dann wieder anseilen müsse. Wer, wie ich einmal, diese umständliche Arbeit am Gürtel der „Barbarine“ am Pfaffenstein machen mußte, der weiß gut, wie unangenehm das ist. Bei unseren Klettereien sind Karabinerhaken nicht nötig, wer aber eine Felsfahrt nach den Sächsischen Dolomiten unternehmen und dort „bessere“ Touren machen will,

der wird gut tun, sich den Sicherungskarabiner einzustecken. Dieses Mittel soll natürlich nur dort angewendet werden, wo auch dem tüchtigen Bergsteiger das Leben gefährdet erscheint.

Hat der Vorankletternde einen Standplatz erreicht, der eine gute Sicherung zuläßt, wird er den Gefährten nachkommen lassen und dabei nichts versäumen, was die Sicherheit erhöhen könnte. Kann er sich so verklemmen und verspreizen, daß er das Seil vom Gefährten weg unter der einen Achsel über die andere Schulter führen kann, so daß außer der Armkraft auch noch die Rückenmuskeln und die Reibung wirken können, dann ist für die Sicherung wohl am besten vorgesorgt (Schulter-sicherung).

Dabei hat man gleichzeitig das eingeholte Seil neben sich in losen Ringen übereinander zu rollen, damit das lästige Verwickeln und Verknoten des Seiles ausgeschaltet wird und man das Seil rasch und gut dem Vordermanne wieder nachgeben kann. Sind keine natürlichen Sicherungsbehalte, wie vorspringende Fackeln, Bäume u. dgl. vorhanden und kann der Sichernde auf beschränktem Platze keinen festen Stand einnehmen, so muß er sich mittels eingeschlagenem Ringhaken und Karabiner dem Felsen verbinden, damit er bei einem etwaigen Sturze des Gefährten nicht mitgerissen wird.

Bei scharfkantigem Fels ist besonders darauf zu achten, daß jede überflüssige Reibung des Seiles vermieden wird; halb durchscheuerte Seile haben schon oft das Schlimmste verursacht. Ist der Fels so leicht, daß er ein gleichzeitiges Klettern zuläßt, so nimmt man das Seil in losen Schlingen in die Hand, um das Nachschleifen des langen Seiles zu vermeiden, man geht kurz angebunden und gibt die Schlingen wieder aus, wenn der Fels schwerer wird; auch das bedeutet Zeiterparnis.

Das Seil zum Nachfolgenden, im Abstiege zum Vorausgehenden (im Abstiege geht der beste Mann zuletzt) darf nicht lose, sondern muß straff gehalten werden, doch darf der Kletternde in keiner Weise durch merklichen Zug behindert werden. Ist vom erreichten Gipfel ein Abseilen notwendig oder erwünscht, kann dies entweder auf natürliche Art mittelst günstiger Felsfackeln und darum gelegter Seil- oder Keopschnurschlingen

erfolgen oder es kann auf künstliche Weise geschehen, indem man einen Sicherungstift oder Ringhaken in den Fels treibt und ihn gut verkeilt oder einzementiert. Dabei ist zu beachten, daß das Seil so wenig als möglich aufliege, damit es leicht herabzuziehen sei. Wo es geht, lege man Papier zwischen Seil und Fels, um die Reibung zu verringern und das Seil zu schonen. Bei alpinen Touren ist es oft notwendig, Seilschlingen aus schwächerem Seil oder starker Keopschnur zu verwenden, besonders dort, wo man zwar einen Block zum Abseilen benützen, aber nirgends einen Mauerhaken eintreiben kann. Die Schlingen, doppelt oder dreifach um den Block gelegt, werden fest verknotet und in sie wird das Seil eingehängt, welches dann leicht herabgezogen werden kann. Bei scharfkantigem Gestein sind auch hier Zwischenlagen von Papier ratsam. Überhaupt sind eine lange Keopschnur und Markierungspapier bei unbekanntem alpinen Felsfahrten stets im Rucksack mitzunehmen.

Das Abseilen gehört zum Wichtigsten der Klettertechnik. Es geschieht gewöhnlich am doppelt herabhängenden Seil und auf mancherlei Arten. Hier sei nun das Nötigste angeführt und im übrigen auf das schon empfohlene Büchlein über „die Anwendung des Seils“ verwiesen.

Es gibt ein Abseilen mit Klettern, wobei die Füße noch den Fels benützen können, und ein freies Abseilen (bei überhängenden Wänden), wobei der Kletterer ganz auf das Seil angewiesen ist. Bei ersterem ist die sogenannte Schulterumschlingung als einfache und leicht wirksame Abseilart zu empfehlen. Man stellt sich, die Beine gespreizt, das Gesicht dem Felsen zugekehrt vor das doppelt herabhängende Seil. Die eine Hand faßt das Seil vorn, die andere führt es von rückwärts über die Schulter nach vorn und läßt es zwischen den Beinen hinabhängen. Die durch Oberschenkel und Schulter hervorgerufene Reibung kann verstärkt werden, indem man das herabhängende Seil mit dem Ellenbogen an den Körper preßt. Ist aber die Reibung zu groß, was dann oft eintritt, wenn Regen oder Schnee das Seil durchnäßt haben, so hebt man mit der einen Hand den herabhängenden Teil des Seiles und erleichtert so das



Schulterumschlingung.



Nackenumschlingung.

Gleiten. Dies gilt besonders auch für das freie Abseilen, bei dem man am besten die Nackenumschlingung anwendet.

Wie bei der Schulterumschlingung nimmt man auch hier das doppelte Seil zwischen die Oberschenkel, führt es um den einen von rückwärts nach vorn und hebt es entweder zur Schulter derselben Seite empor, legt es um den durch den heraufgeklappten Rockkragen geschützten Nacken und läßt es über die andere Schulter nach vorn hinabhängen; oder man hebt das Seil vor der Brust zur Schulter der anderen Seite hinauf, legt es nun um den Nacken, und läßt es wieder über die andere Schulter zu Boden hängen. Dann fassen beide Hände, ebenso wie beim Abseilen mit Klettern,

den zum Abseilblock oder -ring führenden Teil des Seiles und die Sache kann beginnen. Die Nackenumschlingung ist die sicherste und am wenigstens anstrengende Art des Abseilens und daher auch für die höchsten Abseilstellen zu empfehlen.

Für kurze überhangende Abseilstellen genügt für den darin geübten auch der gewöhnliche Kletter-schluf: Man führt das doppelte Seil von der Innenseite eines Knies nach der Außenseite der Wade und des Fußknöchels und über die Fußspanne desselben Beines, beugt dessen Fuß stark nach oben und tritt dann mit dem hohlen Fuße des anderen Beines fest auf das Seil dort, wo es über den Rist (die Fußspanne) des führenden Fußes läuft. Durch mehr oder minder starkes Auspressen des Fußes und Wagrechtthalten der Beine, kann man die Schnelligkeit des Abgleitens regeln. Wichtig ist das starke Aufwärtsbeugen des führenden Fußes, damit das Seil nicht herabgleiten kann; auch ist es geboten, beim Nachgreifen nicht über die andere Hand hinauszugreifen. Dieses Abseilen benötigt bei geringerer Reibung mehr Armkraft, unbedingt soviel, daß man bei einem etwaigen Entgleiten des Seiles sich schwebend erhalten und neuen Kletter-schluf nehmen kann. Schon manche Unfälle sind dadurch hervorgerufen worden, daß das Seil den Füßen plötzlich entglitt und die Armkraft des überraschten Kletterers versagte. Daher ist Tauhängeln eine für den Kletterer besonders gute Turnübung.

Über Felswände, die stark geneigt und glatt sind, kann man auch frei herabhängeln. Auch hier ist zu beachten, daß die obere Hand nicht über die untere hinausgreife. Festes Fassen des Seils (bei trockenem Seil die Hände feuchten, bei nassem sie öfters trocken wischen) und besondere Aufmerksamkeit sind auch hier nötig. Wer nicht sicher ist, wende lieber die oben erklärte einfache Schulterumschlingung an. Das freie Herabhängeln sowie das Abseilen mit Kletter-schluf sind daher nicht allgemein zu empfehlen.

Wer eine Kletterfahrt mit Schwächeren, im Abseilen noch ungeübten Begleitern unternehmen will, der führe auch noch ein Sicherungsseil mit. Dieses wird dem sich Abseilenden

um die Brust geknüpft und das Abseilen dann mittelst Schulter- oder Nackenumschlingung vollzogen. Der oben Sichernde muß natürlich festen Stand haben oder sich solchen schaffen. Will auch der Letzte das Sicherungsseil benützen, zieht er es durch den Seilring, knüpft es sich um die Brust und läßt sich am anderen hinabhängenden Teile des Seiles von den unten Stehenden sichern.

Ist das Seil zum Abseilen um einen Sicherungsackel gelegt worden, so kann man es durch wellenförmige Bewegung herabschnellen; das an einem Sicherungsring hängende Seil zieht man am leichtesten herab, wenn man sich mit dem einen Seilstränge möglichst weit von der Falllinie des Seiles entfernt.

Der Anfänger übe die verschiedenen Arten des Abseilens zuerst gut an kleinen Felsklippen — am Jeschen sind ihrer genug — ehe er Felsen mit hohen, schwierigen Abseilstellen angeht.

Einteilung der Kletterei.

Im allgemeinen kann man die Kletterei in Ramin- und Wandkletterei scheiden. Die erforderliche Technik ist für beide Arten grundverschieden.

Die Ramin-kletterei ist recht vielseitig, je nach Art und Gestalt der Ramine, so daß von einer einheitlichen Technik nicht gesprochen werden kann. Die Bewegungen des Kletterers sind daher jeweils verschieden, je nachdem er in engen oder weiten, glatten oder griffigen Raminen, Rissen oder Ninnen zu klettern hat. Besonders mannigfaltig sind in dieser Hinsicht die Kletterschulen aller Sandsteingebiete ausgestattet, vor allem die hohe Schule der Klettertechnik: die Sächsische Schweiz. Unübertreffliches ist dort in dieser Technik geleistet worden.

Dagegen sind die kleinen Felsen unserer Heimat arm an ausgesprochenen Raminen. Beispiele: Weit ist der Ramin, der die Bocksteinnadel vom Hauptturme trennt; mittel-

weit sind der Ramin am „Mehlsack“ und der lange Ramin der Röhlermühle; eng jener an der Bergseite dieses Felsens sowie der Spießkamin des Freischütz und der Kirchhofkamin der Fellerwand.

Risse, wie sie beispielsweise an der Westseite des Reichenberger Turmes und Gahlersteines, am Quarzeisstein und Kiefernturm vorkommen, gestatten nicht, den ganzen Körper hineinzuzwängen, so daß man sich gewöhnlich nur mit einem Arm und Bein in ihnen emporarbeiten muß. Sutgriffige Risse sind immerhin noch angenehm zu klettern, aber lange glatte Risse, wie am Kreuzturm in den Sächsischen Dolomiten oder Winkler- und Pichtrich an den Bajelettürmen, um nur mir bekannte zu nennen, gehören zu den anstrengendsten Klettereien.

Enge Ramine hindern die Bewegungen des Kletterers stark; oft kann man nur zollweise höher kommen, so groß ist der Reibungswiderstand. Angestrengt arbeiten hier Knie und Füße, Hände und Ellenbogen, um den Körper aufwärts zu schieben. In solchen Raminen klettert man zufolge der hohen Reibung zwar sicher, aber wenig angenehm.

Weite Ramine, in denen manchmal nur Schultern und Füße anliegen, müssen vorsichtig erklettert werden, weil der Körperdruck auf die Raminwände nicht mehr so stark sein kann. Man trippelt mit den Füßen so hoch es angeht an der einen Wand empor, hebt dann mit den an der Rückwand anliegenden Händen den Rücken aus und schiebt ihn aufwärts und so fort. Überhängende Stellen der Raminwände sind unbedingt zu vermeiden, weil sich Rücken und Füße dort nicht mehr entsprechend fest anplatteln können.

Am angenehmsten klettern sich die Ramine von mittlerer Weite (50 bis 80 cm). Sind sie griff- und trittreich, wie oft in den Alpen, so klettert man am Schönsten in Spreizstellung, linker Fuß und linke Hand an die eine, rechter Fuß und rechte Hand an die andere Wand, mühelos wie auf einer Leiter empor.

Sind die Wände glatt, wendet man am dienlichsten folgende Technik an: die Hände (Finger nach unten) stützen sich

an die eine (die Vorderwand), und pressen den Rücken an die andere Kaminwand (die Rückwand). Die Füße werden angezogen und unterhalb der Hände an die Vorderwand gestützt; dann greifen die Hände nach rückwärts, drücken den Oberkörper von der Rückwand weg und heben ihn mit hoch, wobei die gebeugten Knie gestreckt werden. Nun werden Rücken und Hände wieder an Rück- bezw. Vorderwand gepreßt, die Beine angezogen, so daß der Körper wieder einen Augenblick in Schwebelage ist, die Füße werden wieder angestemmt usw. Die Unebenheiten des Gesteins sind natürlich entsprechend auszunützen und überhängenden Wandstellen ist auch hier möglichst auszuweichen.

Bei günstiger Kaminweite führt rascher und leichter auch folgende Technik zum Ziele: die eine Hand wird fest an die Vorderwand, die andere an die Rückwand des Kamins gedrückt, so daß sie den Körper schwebend erhalten können. Die Beine werden angezogen und ein Fuß an die Vorder-, der andere an die Rückwand gepreßt; dann strecken sich die gebeugten Knie soweit als möglich und heben den Körper. Wir sahen dies zum erstenmal 1906 bei der Erkletterung des Dreifingerturms in der Schrammsteingruppe und staunten, wie rasch neben uns ein Kletterer mit dieser Technik sich emporhob und vor uns den Gipfel erreichte.

Für schräge engere Kamine, wie jenen an der Köhlermühle, ist solche Technik natürlich ungeeignet. Man klettert solche Kamine leichter, wenn man, das Gesicht gegen das Innere oder die Kaminöffnung gerichtet, hauptsächlich mit Schultern und Unterschenkeln sich anpreßt und den Körper, ähnlich wie oben dargestellt, emporschiebt.

Das Abwärtsklettern in Kaminen und Nissen geschieht durch dieselben Körperbewegungen wie im Anstiege; es ist jedoch natürlich weit weniger anstrengend als das Emporklettern. Man hüte sich aber vor Sorglosigkeit und sei bei überhängenden Wandstellen, denen man nicht ausweichen kann, besonders vorsichtig. Enge Kamine stülpen beim Absteigen die Joppe in lästiger Weise herauf. Dies läßt sich praktisch verhindern, indem man Vorder- und Hinterteil der Jacke (mit

innen angenähertem Knopf) durch ein entsprechend langes, schmales, zwischen den Oberschenkeln durchgezogenes Gurtenband verknüpft.

Die Wandkletterei, zu der man auch die Gratkletterei rechnen kann, ist die in den Alpen vorherrschende Kletterei. Besonderes läßt sich nicht viel sagen. Im Abstiege auf leichtem Fels klettert man so, daß man den Rücken oder die eine Körperseite dem Gestein zukehrt, auf schwierigem Fels klettert man aber auch abwärts so wie aufwärts, das Gesicht der Wand zugewendet.

Als Regel kann gelten, daß der Körper des Kletternden womöglich stets an drei Punkten unterstützt wird, seien diese auch noch so klein. Wo man von diesem Grundsatz abgehen muß, ist erhöhte Vorsicht und genaueste Überlegung geboten. Wenn man sich trotzdem in solche Körperlagen begibt, muß man seine Kräfte und Fähigkeiten und die Zuverlässigkeit des Gesteins unbedingt richtig einschätzen können. Man tue daher in gefährdeten Tagen nur das, was man in minder gefährdeten schon erprobt hat oder von dem man gewiß weiß, daß man es auch kann. Gesteigerte Selbsterkenntnis, tiefes Wissen um die eigenen seelischen und körperlichen Kräfte sind für den Kletterer (den Alpinisten überhaupt) das Allerwichtigste.

Und nicht weniger wichtig ist es, die Lebensformen der verschiedenen Gesteine gut zu kennen; das läßt sich kaum lernen, das muß erfahren werden. Als ich mir im Jahre 1907 die Nordwand der Kleinen Zinne als erste alpine Tour erlesen hatte, da waren wohl Kraft und Technik der kühnen Aufgabe gewachsen gewesen, aber ich wäre um ein Haar daran gescheitert, daß ich waghalsig ein Gestein anging, das mir in seinen verschiedenen Formen noch vollständig unbekannt war.

Im allgemeinen meide man, besonders in den Alpen, die großen blockigen Griffe und Tritte und halte sich lieber an die kleinen, der Wand fester verwachsenen, sie sind jedenfalls zuverlässiger. Braucht man trotzdem einen Haltapunkt, der nicht sicher erscheint, dann muß man den anderen um so mehr trauen können. Von den unsicheren Griffen beanspruche man die

lockeren mehr durch Druck gegen die Wand, dünne Leisten mehr durch Zug in der Richtung, wie sie vom Fels abstehen.

Die zum Klettern nötigen Fähigkeiten müssen in dir schlummern. Sie sind nicht gerade selten, doch gibt es auch körperliche und geistige Anlagen, die niemals zum Bergsport befähigen. Aber wenn du auch alles hättest, was not tut: den gehobenen Gleichgewichtssinn, Kraft und Geschicklichkeit bei elastischen Sehnen, den unbeirrbar festen Willen, die rasche Entschlußkraft und stets Besonnenheit und blitzschnelles Erfassen aller Bewegungsmöglichkeiten, so müssen diese Anlagen doch fleißig geübt werden, wenn du zum vollendeten Kletterer gedeihen willst. Wie noch ist der gute Felssteiger als solcher geboren worden; erst durch Übung, fortschreitend vom Leichten zum Schweren, wird man Meister.

Klettern ist eine hervorragend geistige Betätigung. Wie der Schachspieler mit jedem Zug, der Billardspieler mit jedem Stoß auch alle Folgen seines jeweiligen Zugs durchdenken muß, so müssen auch die notwendigen Bewegungen des Kletterers bis ins Kleinste durchdacht sein, bevor er noch die Hand an schwierigen Fels gelegt hat. Je spärlicher und ungünstiger die Unterstützungspunkte im Fels verteilt sind, um so planvoller müssen die fraglichen Bewegungen sein. Besonders schwere Stellen müssen genau studiert, die dienlichen Griffe und Tritte erst vorsichtig versucht werden, damit die entscheidende Bewegung rasch, fließend und kraftsparend sich vollziehen kann. Ein kleiner Fehler in der Überlegung kann oft die schwersten Folgen haben.

Unüberlegtes Darauslosstürmen, öfteres Stocken der Bewegung kennzeichnet den Unfertigen, der nicht selten in die Lage kommt, auf kleinen Stützpunkten lange ausbarren zu müssen und dadurch die Kraft der Arme und Beine zu überanstrengen. Wo die Tritte klein sind, dort mag die wohlgedachte Bewegung ruhig rasch, doch nicht hastig sein, während man auf Tritten, die mit ganzer Sohle benützlich sind, sich langsamer bewegen kann.

Die Hauptarbeit der Ersteigung haben die Beine des Kletterers zu leisten; sie haben den Körper dauernd am Fels

emporzuheben, während die Bewegungen der Arme (besonders bei der Wandkletterei) vornehmlich der Erhaltung des Gleichgewichtes zu dienen haben, wenn auch reine Klimmjüge häufig genug vorkommen.

Je geübter ein Kletterer ist, desto rascher offenbaren sich ihm die Bewegungsmöglichkeiten. Wenn du jemand eine ihm noch unbekannte schwierige Wand katzenleich geschmeidig, gelassen und unaufhaltsam emporzuklimmen siehst, so kannst du dessen gewiß sein, daß solche Technik, solch scheinbar müheloses, stetiges Klimmen, als wäre es nichts als ein sorgloses Spiel, schlechtthin vollendet sind. Dazu verhilft freilich nur andauernde Übung eingeborener Fähigkeiten.

Ein guter Bergsteiger braucht einen Körper mit gesteigerter Bein- und Armkraft. Er wird daher alle jene Übungen bevorzugen, die ihm dazu verhelfen. Tiefe Kniebeugen, regelrecht zu Hunderten nacheinander ausgeführt, weglose Wanderungen (Dauermärsche) bergauf und -ab, Übungen in Weit- und Tiefweitpringen, um die Sprungsehnen zu kräftigen; dann wieder viele Klimmjüge am Reck, Tauhängeln, Gewichtheben, Liegestütz auf den Fingerspitzen, oft wiederholt, Übungen mit gefederten Hanteln, kurz alles, was die Finger- und Beugekraft der Arme fördern kann.

Um den Gleichgewichtssinn und die Trittsicherheit zu üben, gehe man auf gefällten Stämmen, höheren Geländern und den kleinen Graten der Felskesseln. Die Geröllfelder unseres Altvaters, die man mählich immer schneller herabsteigen soll, sind ein vorzügliches Mittel, die Bänder der Fußgelenke zu festigen und das Gleichgewichtstreben zu vervollkommen. Wie im Fluge haben da die Blicke den Stein zu wählen, den der fortschnellende Körper benützen will; kippt ein Stein unvermutet unter dem einen Fuße, muß der andere schon den nächsten sicheren Stein erreicht haben; selbst ein augenscheinlich unzuverlässiger Block muß dem kaum aufstehenden Fuße noch dienen können.

Aber oft auf Blöcken der verschiedensten Gesteine, bis zu welcher Neigung dein Kletterschuh noch auf plattigem Fels zu haften vermag, und suche zu ermitteln, welche Fuß- und Hand-

stellung den jeweils größten Reibungswiderstand gibt. Es kann vorkommen, daß du auf schmalem, abschüssigem Bande an senkrechter Wand, die Füße ganz nach auswärts drehen mußt, um die Reibungsfläche zu vergrößern; auch diese ungewohnte, anstrengende Stellung will geübt sein.

Es ist gewiß, daß ein turnerisch geübter Körper für den Bergsteiger besonders vorteilig ist, sobald er nicht der anderen Fähigkeiten ermangelt. Von diesen aber ist der erfinderische Geist, der selbst in schwierigsten Lagen seine ruhige Entschlußkraft nicht verliert, das Notwendigste; jaghaft zu sein in Augenblicken höchster Gefahr, heißt auf verlorenem Posten stehen.

Schließlich noch dies: Rechtes Bergsteigen verlangt also einen durch allerlei Leibesübungen gekräftigten Körper. Mag ein Geist sich noch so herrlich entfaltet haben, er wird nur dann die ewig junge Schönheit der Bergwelt voll umfassen können, wenn ihm ein gleich gut gebildeter Körper gesellt ist. Dem hellgeistigen und Schönheitsdurstigen Menschen winkt dann der beste Lohn, wenn sein Leib allen Anstrengungen leicht gewachsen ist, alle Hindernisse ihm nur ein frohes Spiel sind und die Gefahr die begehrenswerte Würze seines Tuns. Nur so kann der Geist, der zu hohen Gipfeln geführt werden soll, noch wach und aufnahmefreudig bleiben für alle Genüsse der Natur, nur dann liegen die köstlichsten Erinnerungen für ihn bereit. Wollte der Geist auch aufsteigen wie ein starker Adler, ein erschöpfter Körper hielte ihn stets am Boden zurück! Das Sportliche im Tun des Bergsteigers ist nur darum so nötig, um in die einsamsten und erhabensten Gefilde der Bergwelt vordringen und die Seele immer aufs Neue füllen zu können aus diesem uner-schöpflichen Vorne göttlicher Schönheit.

Das beachte stets, du starker, hell sinniger Bergfreund, der du vielleicht ein kleines Führertum in der Heimat errungen hast. Magst getrost Rucksack und Pickel nehmen und hinabfahren zu den kühnen, himmelhohen Felsbergen der Alpen, damit an ihren großen Wundern dein Körper noch gestählt werde, dein Herz noch herrlicher sich entfalte und deine Seele allgemach mit größeren und freieren Flügeln über die Welt hinschlage. Aber

verliere dort dich nicht! Werde kein Sportsex, dem das große heilige Buch der Natur ewig verschlossen bleibt! Beachte das Kleine und Kleinste, das oft das Schönste ist, das Lieblichste und Zarteste mit derselben Andacht wie das Wildeste und Erhabenste, fühle dich ein in die Möglichkeiten des Werdens all der Schönheit, die du trinkst, in die großen letzten Zusammenhänge. Bedenke nicht zuletzt: Je umfassender dein geistiges Rüstzeug ist, desto vielfältiger wird auch die Erden-schönheit in dich sinken, desto reicher wirst du all ihre Gaben in deinen Schoß häufen können. Und dort wie hier: Werde niemals Knecht deiner Hilfsmittel, denn leer sind die Siege, die eigene Kraft nicht allein errungen; niemals leite dein Tun jener kleinliche Ehrgeiz, der nach dem Beifall der Menge giert, sondern deine Felsfreude wühle tief und unbedingt in reiner großer Schöpfungsliebe und in unversiegbarer, adeliger Leidenschaft.

Wer sich aber dies erwählt hat, in der Kraft und schönen Fülle der Dinge sich selbst zu finden, zu erleben und immer geläuteter empor zu tragen, der muß wohl selbst ein Teil dieser Schönheit sein. Kann er dann Besseres tun, als demütig danken dem Unerforschlichen, das ihn so geschaffen hat?

Die Ausführungen dieses Abschnittes genügen wohl für den, der seine Bergfreude in der Heimat betätigen will. Wem aber die Alpen aller Sehnsucht Ziel sind, der bedarf mehr als dieser kurz gefaßten Technik des Felssteigens, er muß Eisaxt und Steigeisen genau so gut gebrauchen können wie Seil und Klettersehuh.

Da aber eine so umfassende Darstellung des Bergsteigens nicht in den Rahmen dieses Buches gehört, so sei hier auf die betreffenden Sonderbücher verwiesen: Szygmondi-Paulke: Die Gefahren der Alpen; Josef Ittlinger: Führerloses Bergsteigen; Dr. Eugen Guido Lammer: Jungborn. Diese, sowie die Bücher von Ludwig Purtscheller: Über Fels und Firn, von Oskar Erich Meyer: Tat und Traum, und Erich König: Empor, ein Reigen von Bergfahrten hervorragender Alpinisten, gehören auf den Weihnachtstisch der jungen deutschen Bergfreunde.



Die Felsen der Heimat. ~

Vom Jeschken.

Es ist ganz selbstverständlich, daß ich meine eigentliche Aufgabe mit jenem Berge beginne, dessen adelige Erscheinung uns täglich grüßt, dessen niedrige Felsenklippen den jungen Bergfreund am leichtesten in die Geheimnisse der Kletterkunst einführen: mit dem Jeschken. Der Quarzschiefer unseres alles beherrschenden Heimatberges ist ein festes, gutgriffiges und schwer verwitterndes Urgestein, oft durchsetzt von Adern jenes weißen Quarzes, den selbst die Flechten meiden. Größtenteils aber wird dieses fein kristallinische Gestein von einer winzigen, graugrünen Flechte besiedelt, die das Gestein des Koppkegels nach der Schneeschmelze so jarifarbig aufleuchten läßt. Wer die frischen Bruchflächen größerer Blöcke aufmerksam betrachtet, der wird sich an der ungeahnten Vielfarbigkeit jartester Tonungen immer wieder erfreuen können.

Die auffälligsten der Felsbildungen gruppieren sich um den eigentlichen Jeschken, in dem eine kleine Teilbewegung der Erdoberfläche am schönsten und höchsten sich formte, so daß auch in seiner näheren Umgebung naturgemäß die meisten der Felsformen liegen: der Hockauf, die Wirbelsteine, der Kote Stein, der Kriesdorfer Grat mit den Suckslochfelsen, der Corsteingrat mit dem Corstein, der kleine Jeschken, Ziegenstein und Machova Skala am südlichen Schwarzen Berge, und etwas entfernter, am Dänstbübel der große Dänstein; bedeutungsloser sind die kleineren Felsabbrüche am nördlichen Schwarzen Berge. Die Richtung aller dieser Felsgrate ist auffällig ostwestlich, und da ihre gegen Norden gerichteten Abstürze zum meist unverhältnismäßig höher sind als die südseitigen, drängt sich dem beobachtenden Naturfreund jene Vermutung auf, daß dieses Gebirge in ältester Zeit vielleicht doch durch eine Massenbewegung von Südosten her gestaltet und gefaltet worden sei, so, als sei es ein wogender Druck gewesen, dessen höchste, sich nach Nordwesten hin überschlagende Welle im Jeschken sich entfaltet habe. Dies aber ist ein Blick in das magische Licht fernster Vergangenheiten, ein Licht freilich, das immer wieder entlockt, wenn auch die Augen bald zu Schmerzen beginnen.

Wenden wir uns davon ab und den Dingen zu, wie sie jetzt in unseren Augen heller sich spiegeln.

Wohl der bekannteste Fels, den der Jeschken wie einen Höcker trägt, ist der sagenhafte Hockauf. Es ist wohl möglich, daß die am 7. September 1890 durch W. Kahl und H. Scholze „forcierte“ Erstbesteigung der erste touristische Besuch dieses großen Blockes ist. Wie heute zumeist, so wurde er auch damals über den östlichen Vorbau und die winklige Verschneidung der Ostseite erklettert. Ein anderer Weg führt vom Ostfuße auf schmalem Bande in die Südwand. An seinem Ende steigt ein enger Riß empor, mittels dessen man ebenso leicht, nur etwas ausgefetzter den Gipfel erreicht. Dieser Aufstieg, sowie jener bislang erst einmal durchgeführte über die schwierige senkrechte Westseite ist wohl vom Verfasser mit seinen Gefährten erstmalig begangen worden. So leicht der Fels auch ist, gerade an ihm bewahrheitet sich der Satz, daß

man dem leichtesten Gelände dieselbe Aufmerksamkeit widmen soll wie dem schwersten. Der Absturz Richard Kaspar's am 27. Mai 1894, der scheinbar leicht verlief, aber sich später doch so unglücklich erwies, daß der Bodauernswerte an den Folgen dieses Unfalles im Prager Krankenhause verschied (1896), sowie ein Abgleiten Dr. Swan Königs auf den Platten neben dem südseitigen Risse, das zum Glück durch den auf dem Bande stehenden Gefährten aufgehalten werden konnte, sind lehrreiche Beispiele.

Die Wirbelsteine, nordöstlich unter dem Koppenkegel gelegen, gehören zu den schönsten und größten Felsgruppen unseres Altoaters. Sie bilden 3 parallel laufende Grate, von denen der nördliche und längste mit dem sogenannten kleinen Matterhorn unmittelbar zur großen Krümmung der Koppenstraße abstürzt. Es wird von hier mittels des überhängenden Risses bei der Ruhebänk und dann von Norden her über den glattigen gewölbten Gratrücken erstiegen. Zu diesem Grate kann auch durch den kluftartigen Ramin angestiegen werden, der den schlanken Felszahn vom niedrigeren „Breithorn“ trennt. Der Erklöterung dieses Blockes aus der Kluft nach links über die Kante und dann über die kleingriffige, gegen Osten gekehrte Platte verlangt schon einen geübten Kletterer, ebenso die in der Mitte des Felszuges gelegene kleine, aber senkrechte Kirchhofwand. Die beiden südlichen Grate der Wirbelsteine liegen nahe der Startbrücke der Rodelbahn. Hier steht etwas abgefordert der doppeljackige Pudelstein, der von Nordwesten ganz leicht, aber schwieriger durch den Spalt seiner höheren Südostseite zu erklimmen ist. Der neben ihm noch weiter gegen Westen streichende Grat entwickelt sich im letzten Felsen zu einer scharfen Schneide, auf welcher der angehende Kletterer seine Trittsicherheit erproben kann.

Zu den größten Felsgruppen jenseits des Rammes gehören der Rote Stein, der als mächtiger Gratrücken gegen Westen abfällt, und die Suckslochfelsen. Der Rote Stein ist ein hervorragend schöner Felskamm, dessen höchster Punkt mittels kleiner leichter Wandklettereien — am lohnendsten von Norden her — erstiegen werden kann. Die Suckslochfelsen (Kries-

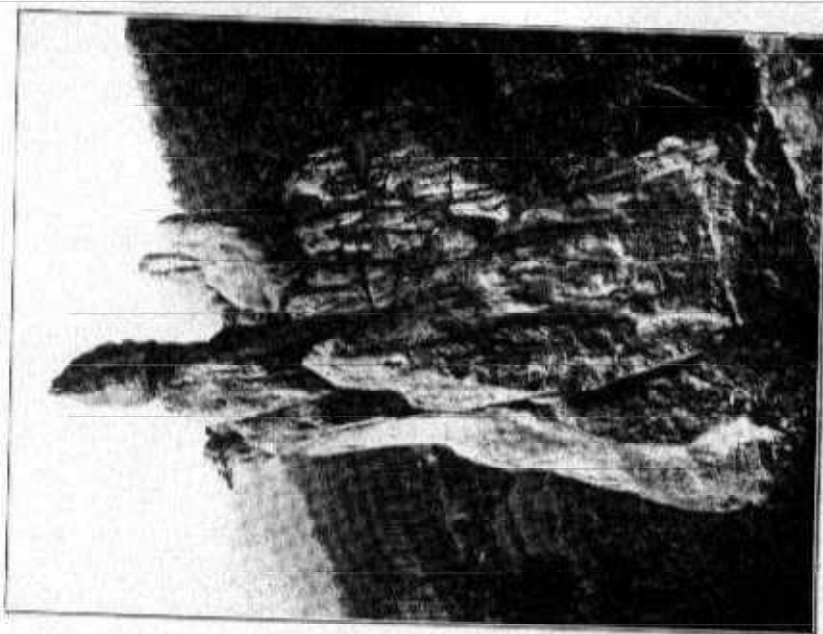
dorfer Grat) bilden neben dem geringeren Torsteingrat den längsten Felsgrat des Jeschkengebirges. Dort findet der Freund der Heimat nicht nur eine Menge harmloser Klettereien auf einem selten schönen kristallinen Gestein, sondern auch jene Einsamkeit und Stille, die auf unserer Gebirgsseite seit Jahren schon entflohen sind.

Der Torstein (im Volksmunde Steintüre genannt) ist die höchste und form schönste Erhebung jenes selten begangenen Grates, der aus dem einsamen Steingraben zum Ramm ansteigt. Er ist von Westen und Osten leicht zu erklettern und auf einer Steinplatte seines Gipfels kann man wie auf einer Bank ruhen und die schöne Aussicht genießen, die trotz der tiefen Lage des Felsens doch fast $\frac{3}{4}$ des ganzen Horizontes umfaßt.

Die zuletzt genannten Felsgruppen jenseits des Rammes liegen im ehemaligen Tiergartenbereiche der fürstlich Kobanschen Herrschaft. Die Curisten jener Jahre wissen sich noch gut eines den Ramm entlang führenden Jaunes zu erinnern, der im September 1892 abgetragen wurde. Die Jeschkentische von damals kannten natürlich auch diese Felsen, sowie das verborgene Sucksloch und die Machova skala. In diesem Gebiete kann man auch sieben erinnerungsreiche Jaggedensteine finden; einen von diesen, den Kronprinz Rudolfsstein, hat blindwütiger Haß bereits gestürzt.

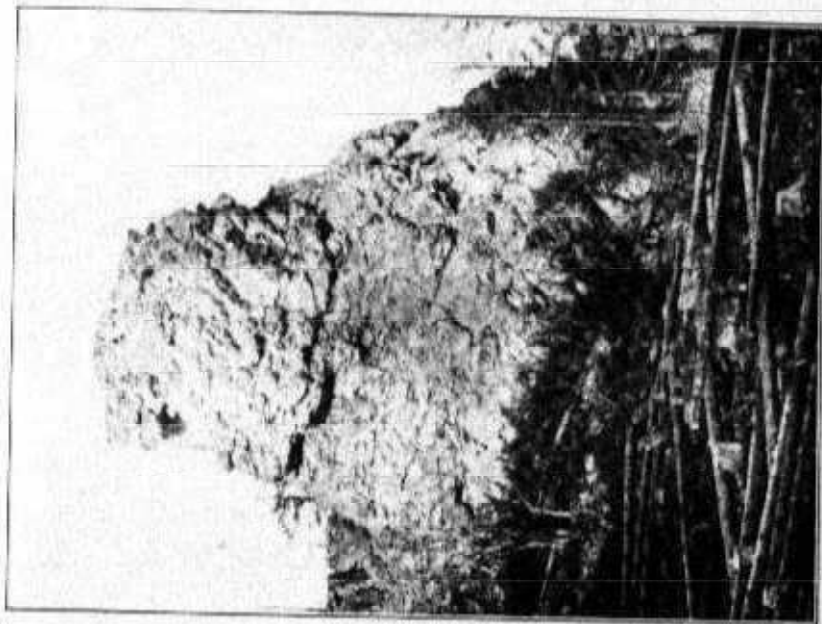
Der am wenigsten bekannte und doch mächtigste Kletterfels des Jeschkengebietes steht am Nordostabhänge des Dänsthüfels bei Neuland und ist auch nur von dort aus gut sichtbar: es ist der Dänstein. Vom Rammwege, der hart an den bleichen, den Gipfel bildenden Quarzschieferklippen des Dänsthüfels vorüberzieht, ist er zwar nicht sichtbar, aber ganz leicht zu finden und dann von der Seite des Berghanges auch ohne weiteres zu ersteigen. So erkletterten ihn auch W. Kahl und S. Scholze, die am 27. Juli 1891 zum ersten Male hierher fanden. Man dachtete ihm damals brüchiges Gestein an, aber das scheint nur so, denn es ist, wenn auch etwas heller in der Farbe, genau so fest und gutgriffig wie überall im Jeschkengebirge. Der Anblick, den der Fels von Osten und Norden bietet, überrascht ungemein, weil er sich hier hoch über die

nonnenjarnagten Wipfel emporreckt und verschiedene schöne Wandklettereien gestattet. Vom geräumigen Gipfel mag man ehemals einen prächtigen Blick auf die Buchen- und Fichtenwälder der Christofsgrunder Berge gehabt haben. Nun liegen an allen Hängen kreuz und quer die blinkenden Baumleichen, und es wird lange dauern, ehe dort wieder die Winde in grünen Wipfeln von der Schönheit unserer Heimat singen werden.



Gudfel.

Safel I



Dänstein.



Riedsdorfer Rabensteine.
Nordostseite.



Die Sandsteinfelsen.

Der Zug des Jeschkengebirges beginnt im Südosten mit der tiefen Einsenkung des Mohelkatalales bei Viebenau. Aber das Gebirge steigt jenseits dieses Tales wieder in südöstlicher Richtung bis zur Höhe des Kopain (655 m) an, fällt dann bei Kleinskal ins Tal der Iser ab, streicht jenseits dieses Flusses wieder in gleicher Richtung fort und erreicht in der hohen Ruppel des Kosakows (743 m) seine letzte große Erhebung. Dieser langgestreckte Gebirgszug hat seine schönsten und höchsten Felsen im Durchbruchgebiete der Iser bei Kleinskal. Von der Ruine Friedstein zieht ein gegen Süden steil abfallender Sandsteinrücken zur Iser hinab, der von den kunst sinnigen Vorfabren der Herrschaft Kleinskal teilweise zu dem bekannten Felsenpantheon ausgestaltet wurde. Die Sehenswürdigkeit war besonders in früheren Jahren ein beliebtes Ausflugsziel der Sablonzer Gesellschaft und der Heimatdichter Gustav Teutelt hat diese Gegend auch zum Schauplatz eines Erlebnisses in

seinem „Zweiten Gesicht“ gewählt. Dem Kletterfreunde bietet diese stilisierte Felsenwelt keine Aufgaben.

Aber jenseits der Iser ragt unvermittelt eine vieltürmige, riesige Felsgruppe über Wald und Wiesen, eine Dolomitenwelt im kleinen, grau und finster im Lichte eines Regentages, doch unsagbar lockend, wenn der Frühling seine Blütenkronen ihr zu Füßen wölbt. Es sind die „Dürren Felsen“ (Suchy skaly), hohe Felszinnen, die eigentlich nicht mehr zum Stoffkreise dieses Buches gehören, aber dennoch erwähnt werden mögen, weil sie schon im Jahre 1893 von unseren Kletterern besucht wurden. Ferdinand Siegmund war es, der mit den Brüdern Matouschek die erste Ersteigung der höchsten Zinnen durchführte. Die um Willi Kahl folgten am 18. Juni 1893 und 17. Juni 1894, wobei man die höchsten Punkte von Norden und Süden her erstieg. Zehn Jahre später bannten diese herrlichen Felsstürme auch unser Sinnen und bald darauf lockte uns auch die bekannte Felsenwelt bei Grohskál. Hier erkletterten wir — wohl im Juni 1906 — den Jagenumwobenen, für unersteiglich gehaltenen „Drachensfels“ in schwerer Arbeit und hielten als Zeichen unserer Sieges auf dem Gipfel eine Blechfabne. Die tschechische Presse griff diesen Fall auf, in dem sie eine „Provokace“ sah (darum es uns gar nicht zu tun gewesen war), und wir mußten uns nachher beim städtischen Magistrate rechtfertigen. Die Fahne aber wurde später herabgeschossen. Wer hätte sie auch eigenhändig holen können?

Die Guckel bei Bösching.

Von der bereits erwähnten Ruine Friedstein kann man durch das breite Böschinger Tal zur Eisenbahnstation Liebenau wandern. Dieses Tal wird nördlich von einem Quadersandsteinsäume begrenzt, der dort beginnt, wo der Fahrweg von Bösching nach Raschen hinauffährt, und mit den sogenannten Räuberfelsen zum Bahngelände bei der Blaschkaschen Fabrik abfällt. Ergüsse von Melaphyr und Porphyrt liegen diesem Sandsteinsäume nördlich an und sind vielleicht auch die Ursache der schön getürmten Felsbildungen, die dem bewaldeten Saume entragen.

Dieses Gebiet hat der Schulrat Robert Müller in einem lehrreichen Aufsätze im Gebirgsvereinsjahrbuche 1918 geschildert. — Das Tal des Krauschenbaches durchbricht diesen Sandsteinszug; große Felsen zu beiden Seiten bilden hier das „Böschinger Tor“. Doch den Kletterfreund reizen noch mehr die viel kühner getürmten Formen, die sich im mittleren Abschnitte zwischen dem Böschinger Tor und dem Fahrwege nach Radonowitz zu ansehnlicher Höhe aufrecken. Das sind die beiden „Guckel“, das zahme und das wilde Guckel, die, durch einen kleinen Graben von einander getrennt, 33 m tief zum Waldsaume des Talrandes abstürzen. Besonders das „Wilde Guckel“, wie ein Hirschkänger gegen die Wolken gestoßen, ist von unvergleichlich schlanker Gestalt. Die beiden Türme stehen einander gegenüber wie zwei kämpfende Hähne, daher wohl auch ihr Name (Guckel wie Sockel). Der westliche der beiden Felsen ist von der Bergseite leicht und jedermann zugänglich, doch das „Wilde Guckel“ mehrte sich lange gegen jedes Ansinnen, ihm den Fuß auf den Kopf zu setzen.

Schon die Brüder Adolf und Robert Sahler mit Gustav Seidel und Adolf Vater fanden bei ihrem Versuche am 26. April 1896 die in den Fels gebauenen Stufen vor, welche die große Ostschulter des Felsens leicht erreichen lassen. Es ist anzunehmen, daß diese künstlichen Tritte von jenen Arbeitern herrühren, die hart daneben einst Bausteine gebrochen haben, und die der ununterbrochene Anblick der kühnen Gestalt zu diesem Versuche bewogen haben mag. Die tatsächliche Ersteigung des schmalen Felsornes gelang aber erst am 23. Oktober 1904 dem Verfasser mit Fritz Steppes und Max Eischer, denen der stolze Zahn gleich bei der ersten Besichtigung unterliegen mußte. Von der genannten Ostschulter spreizte ich damals mit weitem, gewagtem Schritte auf ein ansteigendes Band der Südseite, auf dem ich zum großen Balkon dieser Seite emporstieg, während die Gefährten über die steile, kleingriffige Wand nachfolgten. Von der gewonnenen Plattform, die eine lebensarme Kiefer trägt, überwältigten wir dann mittelst hohen Kletterzuges den Gipfelblock. Es war ein wundervoller Herbsttag. Tausende von geflügelten Ameisen bevölkerten den scharf-

jackigen Gipfelgrat, auf dem man sich nur im Reitsitz bewegen kann. Die kurze aber ausgesetzte Kletterei wurde am 2. April und 9. Mai 1905 von den ersten Ersteigern wiederholt; aber man erkletterte dabei lieber die schwere offseitige Wand über der Schulter, anfangs mit gegenseitiger Unterstützung, bis zum Halbe des Felsens und hangelte an diesem zum großen Erker der Südseite. Spätere Partien haben auf dem Gipfel einen Eisenstab eingelassen, der auch zum Abseilen verwendet worden ist. In neuerer Zeit sind von besonders kühnen Kletterern Tritte in die schwierige Wand gemeißelt worden, so daß heute die Erkletterung des ehemals so umwordenen Felsens bedeutungslos geworden ist. Das ist ein Unfug, den man brandmarken muß. Wer die Felsen nicht durch eigene Kraft und Geschicklichkeit, sondern nur solcherart zu erringen vermag, der lasse lieber die Hände davon. Ein solches Ersteigen kann doch niemals ein tiefes Erleben bedeuten, höchstens die Befriedigung eines dummen Ehrgeizes.

Man erreicht die Guckel am raschesten von der Bahnstation Liebenau auf dem Fahrwege nach Radonowitz. Wo dieser die Sandsteinkette durchbricht, dort führt beim ersten Hause ein Fußpfad nach rechts an den Waldrand. Diesen entlang wandernd, kommt man in wenigen Minuten zu den hochragenden Felsen. Ihnen lieblich zu Füßen liegen die Häuser von Bösching und Luben mit ihren Wiesen voller Herbstzeitlosen. In unerschütterlicher Ruhe starren sie über die stillen Felder hin und wissen nichts von dem jähen Kampfe, den hier unsere Brüder um ihre hartbedrängte Scholle führen müssen.

Die Rabensteine bei Kriesdorf.

Diese allbekannte Felsgruppe jenseits des Jeschkens türmt sich auf einem Sandsteinrücken, der vom großen Knie der Straße Kriesdorf—Schönbach in südwestlicher Richtung dem erstgenannten Dorfe sich nähert. Nahe bei den Felsen steht auf grünem Plane das gemütliche kleine Gasthaus „Zum Rabenstein“, wo Sommers an Sonntag-Nachmittagen die Jugend Kriesdorfs zu Spiel und Tanz sich einfindet. Der Blick vom

Dorfe auf die hohen jackigen Türme hatte die erste Reichenberger Klettergilde bald zu den von großen Rissen durchfurchten Felsen geführt. Schon am 30. März 1890 besichtigten W. Rahl und H. Scholze die Türme, zu einem ernstlichen Versuche kam es aber damals nicht. Ein solcher wurde erst am 9. Oktober 1892 von den Genannten mit Richard Kaspar unternommen, aber auch er war nicht erfolgreich. Die Angriffe galten der dreigipfligen Nordostzinne, doch der endliche Sieg konnte erst am 5. Juli 1893 durch H. Scholze und Ferd. Siegmund errungen werden. Das Unternehmen wäre auch damals beinahe fehlgeschlagen, denn es gelang nicht, vom linken Grate in den schrägen Riß zu kommen; schließlich siegte doch Scholzes fester Wille, indem er vom Fuße der Wand direkt zum schiefen Risse anstieg und dann durch ihn und den anschließenden senkrechten Ramin den Gipfel erzwang. Dies (oder über den Grat) ist auch heute noch der gebräuchlichste Weg auf die Nordostzinne.

Der Bann war also gebrochen worden, bald folgte eine zweite Ersteigung, bei welcher R. Kaspar eine Fahnenstange aufstellte, und am 1. Oktober 1893 erstieg H. Scholze allein die prächtige Zinne bei starkem Wind. Die Hahnenstange muß von Stürmen bald herabgesegt worden sein, wenigstens ist bekannt, daß die Brüder Sahler mit G. Seidel am 5. Juni 1897 eine neue Fahne hielten. Sie wurde noch vorgefunden, als im Herbst 1904 der Verfasser und seine Gefährten diese Zinne und auch den andern doppelgipfligen Hauptturm von der Bergseite her erkletterten. Von einer früheren Ersteigung des letztgenannten Turmes ist aus jenen Jahren nichts überliefert worden. Im April 1907 wurde dann vom jungen Kletterklub „Empor“ eine neue kleine Gipfelfahne auf der Nordostzinne aufgestellt, die heute noch dort oben im Winde kräht.

Die durchwegs leichten Anstiege, welche über die nur 15 m hohen Nordwände auf die Gipfelhaken führen, konnten die neue Kletterchar bald nicht mehr fesseln. So wurde der Wunsch zur Tat, die schroffen Zinnen auch von der Südseite, wo sie 35 m hoch aufragen, zu erklettern. Am 6. Juni 1906 eröffnete der Verfasser mit August Steinjan, Karl Portsch, Robert Haeusler und Eduard König den

talseitigen Anstieg auf die Nordostzinne, und am 7. April 1907 gelang es Rudolf Kauschka und U. Steinjan auch die andere Doppelzinne durch den breiten Ramin von Süden her zu erklimmen. Durch diese neuen talseitigen Anstiege wurde die Vorliebe der Kletterfreunde für diese lustigen Finnen von neuem rege und Jahr um Jahr sieht man nun felsfrohe Menschen die nicht eben leichten Südwände durchklettern.

Zusammengefaßt ergeben sich sonach folgende Anstiegswege: Von Norden: Nordostzinne: Der gewöhnliche Weg führt von Nordosten über den etwa 30 Grad steilen Felsgrat des Sockels, von dem man sich in einen schräg ansteigenden Nis hineinzwängt, welcher wieder in den senkrechten und breiten Ramin übergeht; aus diesem, mit guten Griffen und Tritten versehenen, kann man leicht auf den östlichen oder mittleren Zacken aussteigen. Wie schon gesagt, kann man das Hineinschmügen in den unbequemen Nis umgehen, indem man unmittelbar über die Wand zu ihm ansteigt.

Ein anderer Anstieg führt durch den rechts davon befindlichen, im unteren Teile engeren Hauptkamin, der sich oben stark erweitert und den Kletterer auf den mittleren oder westlichen Zahn des Turmes aussteigen läßt.

Ein dritter Weg benützt die Westseite des Turmes, wo man in unschwieriger Wandklettere auf den westlichen Zacken der Nordostzinne gelangt. Die beiden letztgenannten Wege sind wohl vom Verfasser mit seinen Gefährten 1904 zuerst begangen worden.

Mittelzinne: Die breite Wandfläche dieses doppelgipfligen Felsens ist da und dort erkletterbar. Am leichtesten wohl so, indem man gegen eine kleine Nische etwa in der Mitte der Wand ansteigt, aus der man nach links (besser) oder rechts emporklettern kann. So gelangt man in die Scharte zwischen den beiden Gipfeln, aus der man unschwer auf den einen oder anderen steigen kann. Nur der ganz schwindelfreie Kletterer kann sich auf diesen äußerst lustigen Zacken voll aufrichten.

Von Süden: Nordostzinne: Ungefähr in der Mitte des Massivs klettert man in einem anfangs leichten,

doch bald sich verengenden Nisse so hoch empor, bis man nach links hin auf eine geräumige Plattform aussteigen kann. (Diese läßt sich auch so, jedoch schwieriger, erreichen, wenn man von unten durch einen links befindlichen Nis einen Vorbau erklettert und dann geraden Weges über die ziemlich glatte Wand ansteigt.) Nun nähert man sich auf schräger Platte dem unten ganz engen Hauptkamine. Nach anstrengendem Einstieg wird der Ramin rasch breit, so daß man in leichter und lustiger Raminklettere den Gipfel gewinnt.

Auf die Mittelzinne: Der unten sehr breite und gutgriffige Ramin wird durch Wandklettere leicht überwunden, bis unter den großen dunklen Überhang, der scheinbar jedes Weiterkommen verhindert. Ähnlich wie im Ritche des Schmittkamins der Fünffingerspitze stemmt man sich nun nach außen, bis man an der östlichen Raminwand einen Felszacken erfassen kann, der das Heraus-schwingen aus dem Ramin erleichtert. Auf lustigem Tritte über dem gähnenden Schlunde stehend, sieht man vor sich die Fortsetzung des Kamins, einen engen, wohl 6 m hohen Nis, der zu einer großen, sandigen Plattform emporführt. Man erreicht diese in ausgefetzter Klettere, kann dann in der Verschneidung der beiden Gipfelzacken die sie trennende Scharte unschwer erklettern und nun zu den tiefen, schwindelerregenden Zackenkronen aufsteigen.

Die prächtigen Felsen sind etwa eine halbe Stunde vom Bahnhofs Kriesdorf entfernt. Man folgt dem zum Dorfe führenden Fußwege, zweigt bald auf einem Steige nach rechts ab, der zu der eingangs erwähnten Straßenkrümmung hinableitet. Hier steigt man den bewaldeten Sandsteinrücken an und wandert sodann einen Pfad auf der Höhe des Rückens bis zum Gasthause und den Felsen. Auch der Weg über das Ausgespann, die „Kriecher“ und das langgestreckte Dorf hinab ist empfehlenswert, wenn ein sonniger Frühlingmorgen über dem Lande blinkt, in sauberen Gehöften überall die Hähne krähen und jeder Schritt vom Blütenduft der vielen Obstbäume umweht wird. Aber am schönsten ist es sicherlich, wenn man vom Ausgespann den ausichtreichen Rammweg bis zur alten

Christofskapelle wandert und dann gemächlich in lieblichen Waldgründen der Schönbacher Straße und dem genannten Sandsteinrücken zuschlendert.

Die Kriesdorfer Rabensteine geben dem Anfänger allerlei Gelegenheit, sich an ihren niedrigen Nordwänden in die Klettertechnik einzuführen. Und ist er einmal so weit, über die hohen Felsseiten ansteigen zu können, erwartet ihn dort ein lohnender Genuß. Denn schön ist es, hier seinen Weg zu suchen: Schon wärmt die Frühsonne den nachtkühlen Fels, ruhig und geschmeidig ringt sich der Kletterer zum warmbesonnten Erker über der Tiefe empor und rastet hier ein Weilschen; denn unter ihm liegen in morgenslicher Schönheit die Gebreite der wohlbestellten Felder, ein bunter Farbenkasten, und die Siebel des freundlichen Dorfes blitzen bis hinauf zu den dunklen Felskennwäldern, die noch in blauen Schatten träumen. Drüben ragt ein finsterner Wächter über hellen Fluren: der Spitze, schwarz-säulige Silberstein. Zu Füßen aber feiert ein Landmann den Sonntag: er wandert beschaulich um seine grüne, hoffnungsvolle Saat, während von überallher Glockenklänge wogen und vorüber an ihm, der hier auf sicherem Gesimse seine Füße über der Tiefe baumeln läßt, eine frühlingstfrohe Lerche ins selige Blau jubelt.

Der Dohlenstein.

Er ist ein Einsamer, thronend über heißen Föhrenwäldern und umfarrt von Scharen hungriger Dohlen, die in seinen hundert Nischen wohnen, und der Falken klagendem Schrei. Er allein blieb übrig von der Scholle ausgemergelten Landes, das neben ihm ansteigt, ein steiler Saum von blaugrünen Riefen-kronen mit mancher Birken hellgrünem Haar; er und sein kleiner Bruder, der unfern in der Stille eines dunklen Grabens lebt, den Wald kaum überschauen kann und das Leben seines großen Bruders nicht stört. Aber er wird vielleicht noch ragen, wenn der törichte große Bruder, der sich so überhebt, längft auf seinem eigenen Grabhügel zusammengesunken sein wird. Denn er kann sich ducken im Graben, haha, der Wald schützt und verbirgt ihn; aber gegen seinen Bruder, den stolzen Riesen,

brausen alle Stürme von Westen und Norden, kalter Regen ätzt ihm das Gesicht, Hagel schlägt in seine offenen Wunden, daß es ihn schmerzt wie Geißelhiebe, und Blitze prasseln in seinen Schädel, zerbröckeln ihn und demütigen seine Herrlichkeit. Doch warum mußte er sich auch, mein dämlicher Bruder, gar so abseitig stellen von unserer Muttersehle, als wollte er etwas besseres sein, haha, daß die gierigen Fluten ihn von allen Seiten zernagen und zerfressen konnten, während an meiner stillen Bucht die wilden Wasser vorüberkreisten? Sieh her, du Alberner, hab' ich nicht noch eine feste, graue Haut, ist mein Gesicht nicht noch glatt und mein Kopf nicht voll dunklen Haares, du aber bist voll alter Risse und Runzeln? Zwar sehe ich nicht viel, doch ich höre manches von meinen Freunden, den Bäumen, die dich nicht lieben. Und wenn sie es drüben unter die aufschreien hören, weil du wieder einen Block gegen sie schleuderst, daß ihr Leib aufriß und blutete, so weiß ich es noch am selben Tag. „Siehst du, wispern sie mir zu, er hat schon wieder ein Stück seines schädigen Kleides fortwerfen müssen!“ Ja, ja, mein großer, erhabener Bruder, warte nur, bald wirst du klein sein, viel kleiner noch als ich; und meine Freunde, die du stets von oben herab angesehen hast, die werden es zwar nicht erleben, daß dein Stolz gebrochen wird, aber sie werden es ihren Kindern und Kindeskindern sagen, wie schön du sie behandelt hast, und daß sie dir einst hoch über deinem Hügel ein höhnisches Grablied singen sollen. Mich aber, den du im Leben nie gekannt hast, soll es nicht rühren, wenn dein Grab Regen zerwaschen und Moos überwuchern will, so daß es scheinen mag, als hättest du nie gelebt.“

Und da nun der große Dohlenstein zu reden begann, war es, als spräche er gar nicht zu dem hämischen Zwerge, sondern über ihn hinweg rings zu den Bergen und über die Wälder gegen Abend hin:

Gepfercht in deine verborgene Kluft, was weißt denn du vom Leben! Ich freue mich des Schicksals, das mich so erhoben hat, daß vieles mir zu Füßen liegt, daß ich mit meinen schicksalverwandten Brüdern jeden Morgen noch Grüße tauschen kann. Ich sehe die Sonne auf- und niedersteigen, von tauigen Ge-

breiten hebt sich der Dunst silbernen Taues, die Wipfel erschauern unter mir in Morgenkühle, Wasser, nah und fern, erglänzen und flimmern wie Gold, Schönheit sehe ich allerenden. Und hörte Becherklang und Seklirr der Waffen vor Jahrhunderten, und Gesänge der frommen Wallfahrer schwebten wie lautes Bienensummen an mir vorbei. Wie lange hatte ich nicht mit Meeren gerungen, ehe die Sonne meinen Scheitel vergoldete, und selbst dann noch, wie haben nicht ihre schäumenden Vesen an mir genagt und geleckt! Und bin doch Sieger geblieben und habe den fortflutenden Wassern nachsehen können, bis die letzte Woge verebbt war! Und meine Wunden sind heimliche Verstecke, sind Seligkeiten geworden für die Vögel, denen du viel zu gering warst. Und ich sollte ihm gram gewesen sein, dem Heer der Bäume, das um mich sich gesiedelt hat, denen ich sogar auf meinem Rücken zu leben gönnte? Haben sie mich nicht jeden Abend in Schlaf gesungen, kann ich dafür, wenn mein Leben zu karg für sie war? Wohl bin ich alt und gebrechlich geworden — die Jahre nagen hart an mir — doch von fern scheine ich noch immer etwas! Dir, mein kleiner Bruder, vergällt der Neid das Herz, aber du weißt recht gut, was die Menschen sagen, wenn sie drüben an den blühenden Wassern wandeln: Wie herrlich ist doch jener Fels dort draußen, der mit so goldener Krone hoch über den grünsamtenen, abendlichen Wäldern steht!

Und die dann kamen, denen waren die Runzeln meines Leibes, die Furchen meines Antlitzes besonders lieb; aus ihnen lasen sie mein großes Schicksal und sie wiesen ihnen den Weg zu meinem Haupte, von dem sie dann hundertmal über die Wälder gejübelt haben. Und haben sie mir auch einen eisernen Pfahl in die Stirn getrieben, sie und die Vögel waren doch die einzigen, die mich wirklich geliebt haben. Das hat mich glücklich gemacht! Und darum: Du dort im Abend, du großes dunkles Bruderhaupt über grüngoldenem Gewande, aus heißer Erde hast du dich zum Licht gedrängt, und deine Sehnsucht hat wohl auch mich geschaffen und in den Kampf und Streit mit Wogen und Winden, Frost und Regen gestellt. Du hast mich Schönheit sehen, hast mich kämpfen und leiden lassen; ich danke dir! Se-

schüht und im Schatten hat mein armer Bruder gelebt, vielleicht mag bald sein nüchtern verborgenes über meinem kampfgeschwächten und niedergebrochenen Leben triumphieren; doch was zählt ein Leben, das nicht Schönheit und Kampf und Uberschau, das nicht großes Schicksal gewesen? Ich gäbe keinen einzigen Tag meines sonnegesegneten und sturmumbrausten Daseins für Hunderte seiner Jahre, denn ein Leben ist niemals nach Jahren zu messen, nur nach dem, was es zutiefst erlitten hat: nach der Gewalt und Schönheit jener Leidenschaften, die es bis in seine letzten Auserungen getränkt und durchblutet haben!

So würde der große Dohlenstein von seinem Leben erzählen.

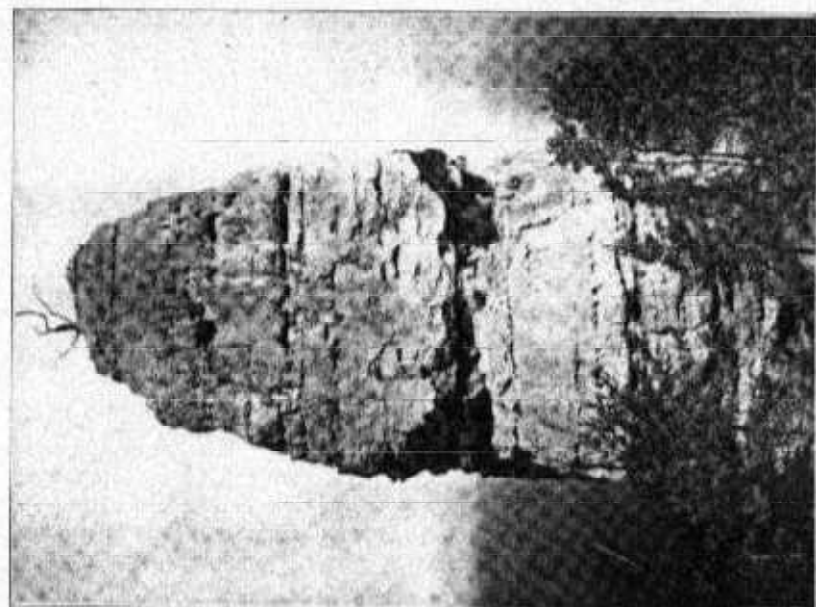
Wer nun Gast des einsamen Königs der Rieserwälder sein will, der kann in verschiedenen prächtigen Wanderungen zu ihm hinpilgern: Vom Jeschken aus auf dem „Regelwege“ über Polzenquelle, Oschitz und Rührtal, vom Ausgespann über Drausendorf, die Buschhäuser und Krassa, und schließlich vom Kriesdorfer Bahnhofe durch das Dorf, dann westlich des Drausendorfer Meierhofes über die waldige Anhöhe und vorüber an den herrlich und einsam gelegenen Buschhäusern nach Krassa. Der letztgenannte Weg bringt den Wanderer schon in 1½ Stunden vor den Turm.

Es gibt an einem taufrischen Frühlingstage nichts Schöneres dort drüben, als bei den Buschhäusern durch die waldumfriedeten Fluren zu wandern und zu sehen, wie auf einmal über lieblichem Talgrunde die ganze Bergwelt der Hammerberge in einen wundervoll harmonischen Bildauschnitt zusammengedrängt erscheint. Da liegen rechts am Hange hinter einem zarten Schleier von Blust und Blüten die Buschhäuser, alle Wiesen lachen mit gelben Blumen zum Himmel, mit tausend jauchzenden Trillern wirbeln die Lerchen empor und von Wald zu Wald in zitterndem Bogen werfen Drosseln und Zinken einander die sonnenhellen Lieder zu. Und wenn wir dann von der Waldhöhe vor Krassa der Mühle des Dorfes und seines Teiches gekräuselter Flut entgegen schreiten, so fliegen unsere Schritte schneller, denn dort drüben ragt ja schon der Ersehnte, dort

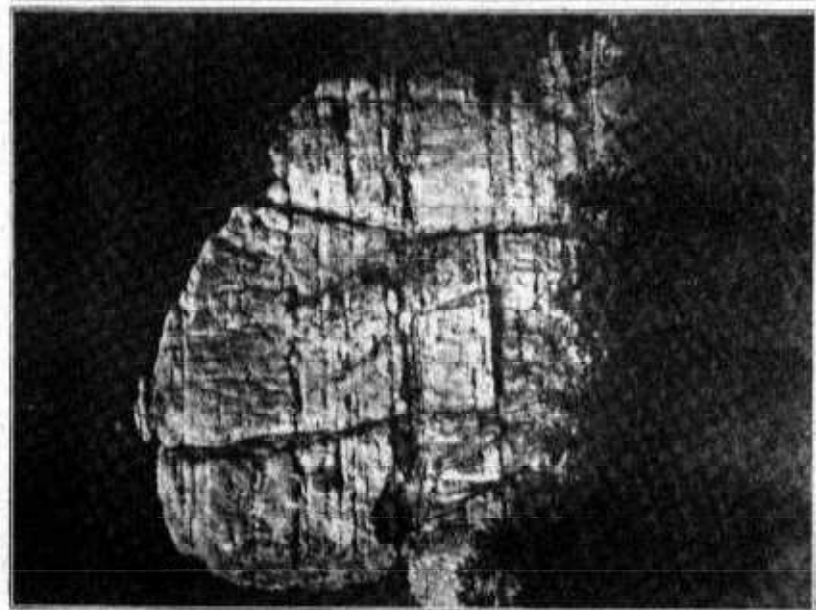
flammt über den dunklen Wäldern die sonnige Säule unseres großen Dohlensteins.

Auch er hat seine Erststeigungsgeschichte. Die ersten, die vor ihm erstaunten, jagten und ihre hochgespannten Wünsche in nichts zerfließen sahen, waren Rahl, Scholze, Kaspar und S. Seidel. Sie trachteten am 24. Mai 1894 ihre Angriffe vom Nordsockel und durch den nördlichen Kamin der Ostseite zum Siege zu führen: vergebliche Versuche. Als am 18. August 1895 neue Kämpen kamen, da waren es ihrer wieder vier: Adolf Sahler, H. Scholze, S. Seidel und W. Horn — doch ohne den an der Marmolata abgestürzten W. Rahl und dem am Hockauf beschädigten K. Kaspar — alle fest entschlossen, diesmal nicht als Besiegte heimzukehren. Nach altbewährter Art band Sahler einen Stein an einen Knäuel Spagat und warf ihn von dem schon erreichten kleinen Schuttplate der Ostseite hohen Schwunges über die nördliche Schulter des Felsens. Drüben an der Westseite zog man zwei an den Spagat geknüpften Seile nach und Sahler kletterte nun als Erster an dem geknoteten auf die Nordschulter. Dorthin folgten nun Scholze, Horn und Seidel, worauf ihnen der mäßig geneigte 2 bis 4 m breite Gipfelgrat keine Schwierigkeiten mehr bot. Auf dem höchsten Punkte seines gekrümmten Rückens ruht ein Felsblock wie ein natürlicher Tisch und auf diesem verkeilten sie eine Zahnenstange und verbargen eine Kartenflasche. Und neben ihnen zitterte die noch frische kleine Gipfelkiefer im Sommerwinde. Als sie, siegestroh, auf dem Anstiegswege wieder den sicheren Boden erreicht hatten und das Seil nachziehen wollten, blieb dieses hängen und Sahler mußte noch einmal zur Schulter hinauf, um das Mißgeschick zu enden. Am 15. Juni 1898, also fast drei Jahre später, erstiegen Ferdinand Siegmund und Fritz Röchlin den berühmten Turm zum zweitenmale. Wir fanden die Visitenkarte dieser beiden in einer verrosteten Blechbüchse, als wir, nichts wissend von früheren Besuchen, den morschen Fels am 9. Oktober 1904 uns erkämpft hatten.

Damals waren wir — Steppes und Tischler mit dem Rad und ich frühzeitig zu Fuß — vom Ausgespann nach Krassa



Tafel II



Gebirgswand.

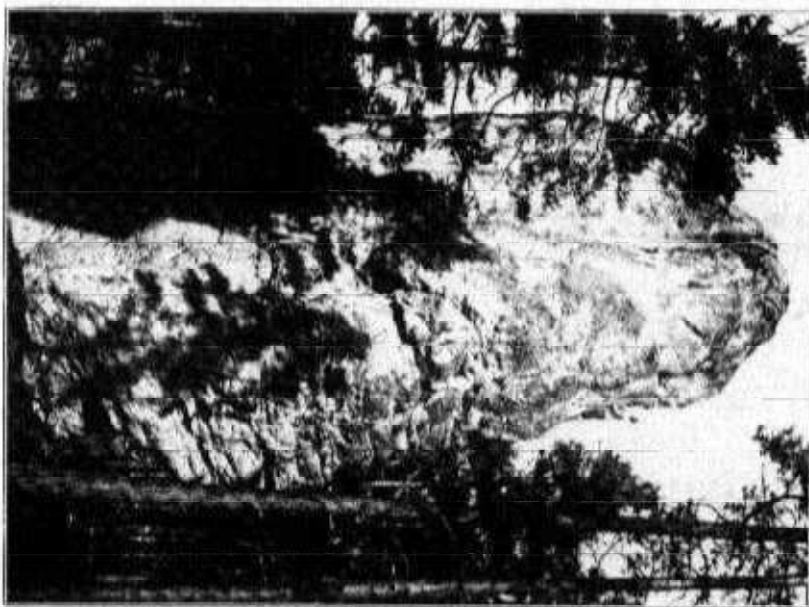
Dohlenstein.

Steinwand.

Zotenstein.



Sahlfelsen.



gekommen, wo noch kein Teich im Morgenlichte glänzte. Bald bogen wir vom Schwabinger Wege nach links ab und pirschten uns weglos durch den Wald an den Stein heran. Wir hatten ihn kaum erspäht, da flogen Dutzende von Dohlen mit heiserem Geschrei auf und lärmten so, als schwebte eine Wolke hundertfachen Unglückes über uns. Aber für uns galt kein Vange-machen. Als wir den ganzen Fels umschritten hatten, wußten wir, daß nur die Risse der Ostseite dem kühnen Plane dienen könnten. Wir wählten den nördlichen, in der Mitte geknickten, der schon am Fuße des Felsens beginnt, und schoben uns anstrengend in dieser engen, glatten und schmutzigen Röhre hinauf auf einen kleinen Schuttplatz. Dieser ist eigentlich nur das hier besonders breite Band, das den ganzen Turm umgürtet. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich von hier nicht mehr die Fortsetzung des Ramins angriff, sondern mich nach links wandte, wo ich mich hinter einer Kluft der Wand emporarbeitete, bis ich darauf stehen konnte. Nun hatte ich vor mir die senkrechte Wand, über die ich empor mußte, wollte ich nicht zum verschmähten Riß zurück. Und was ich mir heute dreimal überlegen würde, das tat ich damals ohne Zagen: Runde Dohlenlöcher waren mir Griffe, ein kleines zackiges Sesimse bot sich dem Fuß und schließlich schob ich mich, nur die Reibung benützend, auf den Gratrücken, den ich zwischen Gipfel und Nord-schulter erreichte. Wenn uns dann auch die Blechflasche ent-tauschte, wir waren trotzdem eines hart errungenen Sieges froh.

Unsere Nachfolger auf diesem ausgefakten Wandwege waren Karl R i c h h o f und Rudolf B l u m r i c h, die am 3. September 1905 als 4. Partie den Gipfel erreichten. Bei den späteren Ersteigungen wurde zumeist der südliche Ramin der Ostseite benützt, ein 15 m hoher, unten enger, in der Mitte seichter und im oberen Teile wieder enger Ramin, welcher neben dem Blocktische des Gipfels mündet. Von der leichten Rampe, die zum südlichen Felssockel ansteigt, muß man nach rechts auf das erwähnte Gürtelband klettern, von welchem man mittelst eines hohen Trittes in den rißartig und etwas überhängend be-ginnenden Ramin einsteigen kann. Dieser Einstieg ist die schwie-rigste Stelle des heute gebräuchlichsten Weges auf den Dohlen-

stein. Was folgt, ist mit Ausnahme des kurzen letzten Teiles, mehr Wand- als Kaminkletterei, die keine besonderen Hindernisse bietet.

Einen neuen schwierigen Aufstieg führten Eduard König und Max Metzke im Frühjahr 1907 durch, indem sie vom südlichen Sockel unmittelbar über die griffreiche, senkrechte Südwand (die Abseilwand) emporkletterten; von der Nordwestecke des Felsens erreichten 1908 Otto Müller und August Steinjan, einen engen Riß benützend, schwierig die Nordschulter, schließlich gewann Eduard Hiebel, der gewandteste Kletterer der „Wirbelsteiner“, mit seinen Gefährten vom Südsockel aus durch den südlichen Riß der brüchigen Westseite den Gipfel. Als Gegenstück zum nördlichen Ramin der Ostseite führt auch von Westen ein schwieriger, vor allem sehr brüchiger Riß auf die Nordschulter; er wurde, wie ein verrosteter Ringhaken im rötlichgelben Fels anzeigt, zwar schon versucht, aber noch nicht bezwungen. Im ganzen gibt es also sechs vollständig oder teilweise verschiedene Anstiege zum wälderüberragenden Gipfel. Am 2. September 1906 wurde von den „Wirbelsteinern“ eine Blechfahne aufgestellt, und am 26. September 1920, als man bereits die 100. Ersteigung zählen konnte, wurde von Alpenvereinsgilde ein neues Gipfelbuch hinterlegt und ein starker Ringhaken zum Abseilen eingetrieben, damit die wettergraue, vom Fels halb losgelöste Kiefer nicht mehr benützt werden braucht. Der auf großem, bewaldetem Sandsockel ruhende Fels, von allen Seiten gleich mächtig anzuschauen, hat als niedrigsten Absturz die etwa 18 m hohe Abseilwand, während er gegen Norden wohl mehr als 30 m tief abfallen mag: ein herrliches Gebilde der rastlos schaffenden und zerstörenden Natur.

Der kleine Dohlenstein steht in einem Waldgraben, etwa 150 Schritte südwestlich des großen Dohlensteins und stürzt talseitig an 15 m tief ab. Vom Scheitel bis zum Fuß durch einen schönen Ramin gespalten, ist er so recht ein Kletterblock für Neulinge in der Kamintechnik.

Wenn man vom kleinen Dohlenstein sich westwärts wendet und den Berghang ansteigt, so trifft man einen Pirschweg, der in halber Höhe des Hanges dahinführt, allenthalben prächtige

Fernblicke nach Norden gestattet und den schönsten Zugang zu jener kleinen Felsenstadt bildet, die man das Amphitheater genannt hat. Fast halbkreisförmig umschließt dieses Felsenrund einen kleinen breiten Waldgraben, der nordwestlich von der interessanten, zum Teil bewaldeten Felsgruppe des Kamels — mit schönem Felsentor — überragt wird. Unser Pirschweg aber windet sich an der Lehne südlich des Grabens fort und dann durch eine Einschartung des Felsenrunds, das „Schwarzwaldertor“, über dem die wunderbar geformte Felsgestalt der „Reule“ aufragt, in einen das Amphitheater südlich begrenzenden Graben, aus dem man entweder hinauf zu dem weltfernen kleinen Dorfe Schwarzwald oder aber (gegen Westen hin) zum Schwabacher Wege wandern kann. Wählt man den zweiten Weg, so sieht man sich bald vor dem hohen bewaldeten „Struhanken“, dem Einsiedlerstein, wo weiland Frater Hieronymus der letzte Einsiedler war. Der Wanderer, der über die in den Stein gebauenen Stufen zum ausgebreiteten Gipfel emporgestiegen ist, genießt von ihm einen selten schönen Ausblick. Wenn da oben der Frühling die jarresten und duftigsten seiner Glocken läutet und ringsum über bleichen Felswänden das helle Gitterwerk der Birken im Winde zittert, dann ist es hier so schön, wie der weise Freund, der Sproß und Dichter dieser Landschaft, Schulrat Robert Müller, es gesungen hat:

„Wieder winden die Wälder
Grüne Kränze dem grauen Stein.“

Und ist man schon auf dem Einsiedlerstein, dann darf man gar nicht versäumen, zur dunklen herrlichen Basaltkuppe des großen Hirschberges (514 m) anzusteigen. Chronend über prachtvollem Buchenwalde, ist sie das lohnendste Ziel in dem kuppenreichen Berglande zwischen Jeschken und Röll.

Der Rabenstein bei Freudenhöhe (Fellertkofel).

Wo das Jeschkengebirge mit der letzten Flucht seiner Wälder zum breiten grünen Sattel von Pankraz niederwogt und über der Einsicht Freudenhöhe in Waldeinsamkeit die spär-

lichen Reste der Ruinenburg zerbröckeln, dort liegt auch, am Nordwesthange des Schwammerberges, Wald und Pflanzung hoch überragend, der große Rabenstein, Fellerkofel genannt, ein Chron, weit gegen Norden hinausblickend zu den Städten der Pausitz, ein Hort wilder Falken, die in seiner unzugänglichen, 43 m hohen Nordwand haufen. Und der Wanderer, der auf der Schönen Straße von Freudenhöhe nach Pankraz hier vorüberkommt, sieht staunend diesen dunkelgrauen Turm, diese höchste Felswand unsrer heimatischen Sandsteinfelsen. So blickt dieses Janusantlitz unnahbar schreckhaft gegen Norden, aber nach Süden, wo der Wald zu einem flachen Rücken ansteigt, lächelt es einladend. Und hier auf dieser bedeutend niedrigeren Seite des Turmes hat menschliche Neugier und Tatenlust schon vor vielen Jahren einen Aufstieg ausfindig gemacht; dies lassen die eingemeißelten Buchstaben und Zahlen aus den sechziger Jahren des verfloffenen Jahrhunderts erkennen.

In späteren Jahren mag Professor Theodor Feller aus Jittau die Aufmerksamkeit unserer heimischen Bergfreunde zuerst auf diesen Turm gelenkt haben. Vermutlich, aber durchaus nicht sicher, hat er auch als erster Tourist den Fels erstiegen, so daß man ihn später, ihm zu Ehren, auch Fellerkofel genannt hat. Doch führte der Turm damals auch noch den weniger wohlklingenden Namen „Schindluderkofel“, den Willy Sinzel mir überlieferte und Josef Matouschek wahrscheinlich geprägt hatte. Wohl deshalb, weil die damaligen Kletterer ihren Körper immerhin stark beansprucht fanden, mögen sie nun durch den Riß der Ostseite oder den engen Tunnel angestiegen sein. Als am 26. Juni 1892 die Reichenberger Jeschkentitsche: Rahl, Scholze, Kaspar, G. Seidel, Sieber und Horn im damals so gastlichen Forsthaufe zur Freudenhöhe einkehrten, da hieß es noch immer, der Fels sei unersteiglich, so daß man sich an jenem Tage mit einer bloßen Besichtigung des Turmes zufrieden gab. Aber sie kamen bald wieder (Rahl, Scholze und Kaspar am 19. September 1892) und nun gelang ihnen der erste Aufstieg durch den kurzen senkrechten Riß der Ostseite. Und bei einem späteren Besuche, am 21. April 1895, entdeckte man auch das enge wagrechte Loch am Fuße des genannten Risses, durch

das die Pankrazer Buben sich zwängten, um dann durch eine tunnelartige Kluft im Felsinnern auf dem Gipfel aufzutreten. Dies ist ohne Schwierigkeit möglich, aber stark beleibten Leuten durchaus nicht anzuraten. Doch auch der Anstieg durch den kurzen senkrechten, gutgriffigen Riß ist nicht schwer, so daß dieser Rabenstein zu unseren leichtesten Felsen gezählt werden kann. Von der Südseite, wo der Hauptturm mit einem geringeren Nachbarfelsen zusammenstößt, steigt man durch ein Felsloch leicht auf das breite Band der Ostseite. Wo es sich zu einer Plattform erweitert, sieht man den erwähnten Riß vor sich, der auf einem Vorbaue des Gipfels mündet, von wo man über ein kleines Wandel ganz leicht zum höchsten Punkte ansteigt. Dies ist der gewöhnliche Weg auf den geräumigen Gipfel.

Doch auch an der Westseite, die der sogenannten „Windschänke“ auf dem Pankrazer Sattel zugekehrt ist, fand Karl Kirchhof mit seinem Gefährten J. Salomon einen Weg nahe der Nordkante der Wand. Dort steigt man über plattigen Fels zuerst leicht an, dann folgen nicht ungeschwerliche rißartige Verschneidungen. Den letzten Spalt kann man unter dem Gipfelüberhang nach rechts (wie Kirchhof es tat) oder nach links hin (wie ich es machte, als ich mit dem Genannten die Tur später wiederholte) aussteigen und so oder so leicht den Gipfel gewinnen.

Schwieriger noch, namentlich wegen seines Einstieges, der nicht ohne Unterstützung möglich ist, kann der Turm von Nordosten (der Freudenhöher Seite) erklettert werden. In der überhängenden gelblichgrünen Wand deutet ein anfangs leichter, dann tiefer Ramin den Weg. Der Ramin wird durch einen Überhang geschlossen, so daß man sich aus ihm auf die Wand herauschwingen muß. Auf eine Kiefer zusteuend, gelangt man nun zur Plattform des gewöhnlichen Weges. Von hier kann man jetzt, wie es auch E. Pacovsky einmal tat, über die ganz senkrechte, kleingriffige Wand zur Rechten, unmittelbar zum Gipfel hinanklimmen. Dieser wohl kaum wiederholte Weg von Nordosten wurde erstmalig vom Verfasser mit seinen Gefährten im Sommer 1909 begangen.

Der ausgebreitete Gipfel bietet eine zwar beschränkte, aber doch eigenartig schöne Sicht auf den nahen, fein geformten Trögelsberg, auf die dichten Siedelungen der Lausitz, wo viele Schöte rauchen, wo rotleuchtend Schloß Grafenstein aus grünen Büschen ragt. Und von rechts her schieben sich die Ausläufer des Isergebirges mit ihrem Sikkelsberg in den Gesichtskreis. So ist der schöne Fels nicht nur für den Kletterer ein lohnendes Ausflugsziel. Man erreicht es am raschesten vom Bahnhofe Weißkirchen über Freudenhöhe, oder von der Station Schönbach der A.-T. E. über Pankraz in je einer Stunde. Wir aber liebten es stets, vom Jeschken her entlang dem Kamme über Moißel- und Scheuslerkoppe, die beiden Kalkberge und den Schwammberg diesem Ziele zuzustreben, eine Wanderung, die freilich wie alle im Jeschkengebiete, darin im Vorjahre die Sonne so gewüthet, jetzt viel von ihrem ursprünglichem Reiz verloren hat.

Die Oberwegsteine.

Den hellen Wandertag dessen, der am frühen Morgen von dem Jeschkenberge her gewandert kam, füllt jedoch der Fellerkofel nicht aus. Bald wird er dem schönen Felsgipfel Lebwohl sagen, den Rucksack schnüren und vorüber an der Windschänke den steilen Waldkegel des Trögelsberges ansteigen, sollte es ihm nicht einfallen, zuerst die am Südfuße dieses Berges plump auf die Wiesen hingestreckten, rundgewaschenen weißen Elefantensteine zu besuchen. Auf dem Gipfel des Trögelsberges beginnt ein Grat aus hartem Sandstein (mit Muschelabdrücken), der da und dort dem nordwestlich hinstreichenden Passer Kamme entragt und in dem kleinen, aber keck dastehenden Spitzstein (507 m) seine schönste Form gewonnen hat. Nach halbstündiger Wanderung sieht man vor sich auf hohem Wiesenplane die Häuser von Paß mit ihrer weißblinkenden kleinen Kapelle; vor dem alten Einkehrhause auf der Höhe aber rauscht eine große Linde hoch in der blauen Luft, und wie eine unsichtbare klingende Wolke schwebt um sie das Lied der Bienen.

Wenden wir uns nun von der aussichtsreichen Passer Senke wenige Schritte auf dem Wege nach Finkendorf gegen Süden, so sehen wir an der Südlehne der Fortsetzung des Passer Kammes (unterhalb der Punkte 532 und 503 der Spezialkarte) eine Anzahl grauer großer Türme an den lichten Hang gestellt: es sind die Oberwegsteine.

Vor 20 und 30 Jahren, als hier noch durchaus hoher Wald stand, sah man nur die Köpfe dieser Urweltrecken über die Wipfel ragen; deshalb mögen sie auch der sonst überall hinspähenden Gilde der älteren Kletterer verborgen geblieben sein. Den Einheimischen sind sie gewiß bekannt gewesen, liegen sie doch ganz nahe ihren Siedelungen; sie haben den ersten und höchsten der Felsen den „Eotenstein“ genannt, weil an ihm ein Wagemutiger in vorturistischer Zeit sein Leben lassen mußte. Die an dem Stein gefundenen Zahlen und Buchstaben sind nicht mehr zu enträtseln, der Vergessenheit dichter Schleier hat sich über dieses Begebnis gelegt.

Als wir im Herbst 1904 der vielgestaltigen Felsenreihe nahen, waren sie den Touristen noch ganz unbekannt. Das war also echtes, rechtes Neuland, das gab Bergfeste für uns, hier ließen sich noch Siege feiern. Und so standen wir denn in jenen Tagen auf fast allen dieser Felsenthronen und ließen, stets aufs neue beglückt, die Augen über die reichen Saaten zu den hoch ansteigenden, fernblauen Jeschkenwäldern wandern. Nur der Sahlerstein blieb uns noch versagt, und um den kleinen unbedeutenden Doppelgipfel zwischen jenem und dem Reichenberger Turme bemühten wir uns nicht. Doch im Mai 1906 gelang es uns endlich, auch den unnahbarsten und viel umstrittenen der Felsen, den die „Wirbelsteiner“ dann zu Ehren des abgestürzten Karl Sahler den Sahlerstein genannt haben, zu betreten: auf seinem schmalen Haupte konnten wir uns des durch vereinte Kraft errungenen Sieges freuen.

Wie herrlich waren jene Sonntage voll schwerer Felsarbeit, jenes gemächliche Heimschlendern durch die Wälder mit wohligh ermüdeten Gliedern, wenn die Amfels den Abend einfangen, jenes gemütliche Einkehren im „Jägerwäldchen“ zu Schwarzpfütz, wo wir bei der freundlichen Familie Herkner gern

gesehene Gäste waren, und Ceresfast und „Pflügewasser“ uns zu froher Runde vereinten! Hatten wir uns da manchmal im Plaudern verspätet, jagten wir dann tollen Laufes zum Bahnhofs Ringelsbain, um den letzten Abendzug nicht zu versäumen. O jubelvolle Jugendzeiten, die nie wiederkehren können!

So tretet denn jetzt der Reihe nach vor, ihr stolzen Türme von Pash:

1. Der Totenstein (Hoher Oberwegstein): Er ist der Oberwegsteins höchster und schönster Turm, der mit hohen, glatten Platten 30 m tief nach Süden abstürzt und hier ein schönes Abseilen ermöglicht. Seine schmale, niedrigere Nordseite zeigt eine große Schulter, Ost- und Westseite, breit, fast senkrecht aufstrebend, sind viel zersurcht von Rissen und kleinen Nischen. Das Gestein ist von einer für Sandstein bemerkenswerten Festigkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt.

Drei Wege führen über die Ostwand zum Gipfel. Hier kletterten auch die ersten Ersteiger des Turmes: Rudolf Kaufka, Fritz Steppes und Max Eischer am 28. September 1904 empor. Mittels kleiner Nischen geradeaus zur großen Nordschulter hinauf und von dieser im engen Risse der etwas überhängenden nordseitigen Gipfelwand zur gezackten Krone. Von der Schulter kann man auch wieder in die ausgesetzte, aber gutgriffige Ostwand einsteigen und so direkt den nördlichen Gipfeljacken erreichen, eine Variante, die 1905 durch den Verfasser eröffnet wurde.

Südlich von diesem Anstiege leiten auf der Ostseite zwei Risse steilschräg zum Gipfel. Den linken (südlichen), in den man auch von einem leicht erreichbaren Bande der Südwand einsteigen kann, benützte Karl Sähler am 5. Oktober 1905, der damals allein den Fels erstieg. Der andere, der die Mitte der Ostwand von unten bis oben durchfurcht, wurde wahrscheinlich am 31. Mai 1908 von den „Wirbelsteinern“ unter Eduard Hiebel's Führung erstmalig durchklettert. Von allen Wegen ist keiner wesentlich schwieriger als die anderen.

Die Westseite des Felsens hat zwei Anstiegswege. Der gewöhnliche Weg, vom Verfasser mit Steppes, Ei-

scher und Benedikt am 30. Oktober 1904 zuerst begangen, ist ein Riß in der Mitte der Wand, den man so hoch verfolgt, bis man auf einem Bande nach links zur Schulter der Nordseite queren kann. Mit Hilfe des bereits erwähnten überhängenden Risses, den man oben nach rechts verläßt, erreicht man dann den Gipfel am nördlichen Jacken. Auf diesem Wege folgten am 28. Mai 1905 die Grottauer Kletterer R. Wolf, E. Haft, E. Johne und J. Hauptig und errichteten auf dem Gipfel eine kleine Blechfahne.

Der direkte Westweg benützt die Wand südlich des gewöhnlichen Weges. Unschwer steigt man über die Wand zu einem Ramine an, der mit einer größeren Nische beginnt. Nun im Ramine, dessen ersten Teil man auch links über die Wand umgehen kann, empor. So erreicht man den Gipfel zwischen dem mittleren und südlichen Jacken. (Erstmalig begangen vom Verfasser mit M. Eischer und E. Berndt am 1. Oktober 1905.)

Der Abstieg wird gewöhnlich durch Abseilen nach Norden oder Süden (besser) durchgeführt, welchem Zwecke die beiden fest eingetriebenen Abseilringe dienen.

2. Der Sählerstein. Er ist schlank und schmal, weder so hoch wie der Totenstein, noch so massig wie der Reichenberger Turm, zwischen denen er steht; aber doch eine prächtige Säule mit fast ungliederter Ost- und stark zersurchter Westwand. Der Fels blieb lange Zeit unbefiegbar, bis er sich am 20. Mai 1906 dem Verfasser und seinen Freunden Steinjan und Haessler beugen mußte. Als ich damals zum letzten Schlage ausholte: mich von Schulter und Kopf des Gefährten löste und fast nur mit Reibung über das letzte Bollwerk des glatten Felsens zum Gipfel schob, da schwankte einen Augenblick lang die feine Lebenswage bedenklich zwischen Sieg und Absturz, da war der schwerste Sieg im Kampfe mit den heimatischen Felsen errungen worden. Es dauerte selten lange, ehe wir Nachfolger fanden. Noch ein Jahr später, am 12. Juni 1907, konnten wir mit R. Wolf aus Grottau die zweite Ersteigung buchen, indessen schon mehrere Versuche anderer gescheitert waren. Erst am 7. Juli 1907 folgte die damals

jüngste Klettergilde: „Empor“, mit ihrem Führer Draschdanský auf den heiß umworbenen Gipfel.

Der Aufstieg vollzieht sich im allgemeinen auf der Nordseite des Turmes, die im unteren Teile überhängt und dort die Aufschrift „Karl Sablerstein“ trägt. Man steigt an der rechten Kante — ohne Hilfe schwierig — in die Westwand ein und wendet sich dann nach links auf den breiten Absatz der Nordwand. (Hierher kann man auch in etwas höherer Kletterei von der Ostseite gelangen.) Dann quert man die Wand von links her schräg nach rechts empor zu einem kleinen scharfen Zacken an der Kante von Nord- und Westwand und klettert noch ein Stück an ihr hinauf; dann läßt man am besten den Zweiten zu dem erwähnten Zacken nachkommen. Von hier kletterte nun der lange Draschdanský in der seichten Mulde der Nordwand zum Gipfel; sonst aber quert man nun nach rechts in die Westseite, einer über dem andern, dann tritt der Erste auf Schultern und Kopf des Zweiten und ringt sich sehr ausgesetzt mittels einer kleinen grifflosen Verschneidung auf den Gipfelkopf.

Dieser Weg gehört zu den schwierigsten in unserer heimatischen Felsenwelt und es ist erklärlich, daß heute der leichtere Aufstieg über West- und Südwand vorgezogen wird, ein Weg, den seinerzeit die Erstersteiger größtenteils im Abstiege benützten. Der Einstieg ist derselbe, nur quert man dann nicht auf den Absatz der Nordseite, sondern schmiegt sich vorsichtig in einem ansteigenden Risse unter wulstig überhängender Wand empor, bis man leicht auf die Südseite aussteigen und über deren ziemlich glatte, aber nicht steile Gipfelwand das Ziel erreichen kann.

Ein anderer, sehr ausgesetzter Aufstieg hält sich durchwegs in der Westwand; man benützt oberhalb des erwähnten Risses eine seichte Verschneidung der wulstigen Wand, deren letzter und schwierigster Teil auch von den ersten Ersteigern begangen wurde. Dieser Weg wurde 1922 von Bruno Ulrich, der zum tüchtigsten Nachwuchs des Reichenberger Alpenvereins gehörte, allein ermittelt und ist seitdem kaum wiederholt worden. — Ein starker Abseilring ermöglicht ein leichtes Absteigen, das am angenehmsten wohl durch den seichten Ramin der Ost-

seite vollzogen wird. Wie auf dem Totenstein und Reichenberger Turm, so ist auch hier am 1. Mai 1920 eine edelweißgeschmückte Zinkblechblüchse mit neuem Gipfelbuch hinterlegt worden.

3. Der Reichenberger Turm. Der nächste Kletterfels in der Reihe der Oberwegsteine ist, abgesehen von dem unbedeutenden Zwillingsszabne, der dem Sablerstein zunächst steht, der „Reichenberger Turm“, so benannt von den „Wirbelsteinern“, die am 4. August 1907 ein starkes Eisenkreuz auf den Gipfel stellten. Von allen Oberwegsteinen ist er der massigste und merkwürdigste. Ost- und Westseite sind verschieden wie Tag und Nacht: jene eine überall bauchig gewölbte, gegliederte Wand, diese ein 20 bis 25 m hoher, mauerglatter Absturz, von vielen seichten Rissen kreuz und quer durchfurcht. Da der gewöhnliche Aufstieg von Osten nicht sonderlich schwer ist, gehört er mit zu den besuchtesten der heimatischen Felsen.

Die erste Ersteigung gelang auch hier dem Verfasser mit seinen Gefährten Steppes und Tischler am 30. Oktober 1904. Sie erkletterten den Turm, einander unterstützend, über die drei hohen Wandstufen der Südwand. Dann folgte als zweite Besteigung am 30. Juli 1905 der erste Aufstieg von der Ostseite durch R. Rauschka, M. Tischler, R. Haessler und W. Särtner, und am 4. August 1907 errangen Eduard Siebel und Ferdinand Sagasser den Gipfel durch einen der engen Risse der Westwand; es ist der selten wiederholte, schwierigste Weg auf den schönen Turm.

Der gewöhnliche Weg beginnt auf der Ostseite mit einem kleinen Ramin. Auf plattigem Fels steigt man dann nach links empor. Wo die Wand am griffigsten ist, dort zieht unter überhängendem Fels ein Riß nach links hinauf, während rechts plattige Wand ansteigt. Über diese nahmen die ersten Ersteiger den Weg zur Einschaltung der Nordseite, aus der man dann den Gipfel mühelos erreichen kann. Spätere Partien wählten dann oft den von Karl Kirchhof und Franz Salomon am 6. August 1908 erstmalig erkletterten Riß, der unmittelbar zum Gipfel führt.

Der nächste Fels, ein kleinerer, schiefer, doppelackiger Turm, auch er gegen Norden überhängend, wie mehr oder weniger alle Felsen dieser Gruppe, ist der nachmals so benannte „Falkenstein“. Durch den breiten, für Anfänger prächtigen Ramin der Westseite kann man den Gipfel unschwer erklettern.

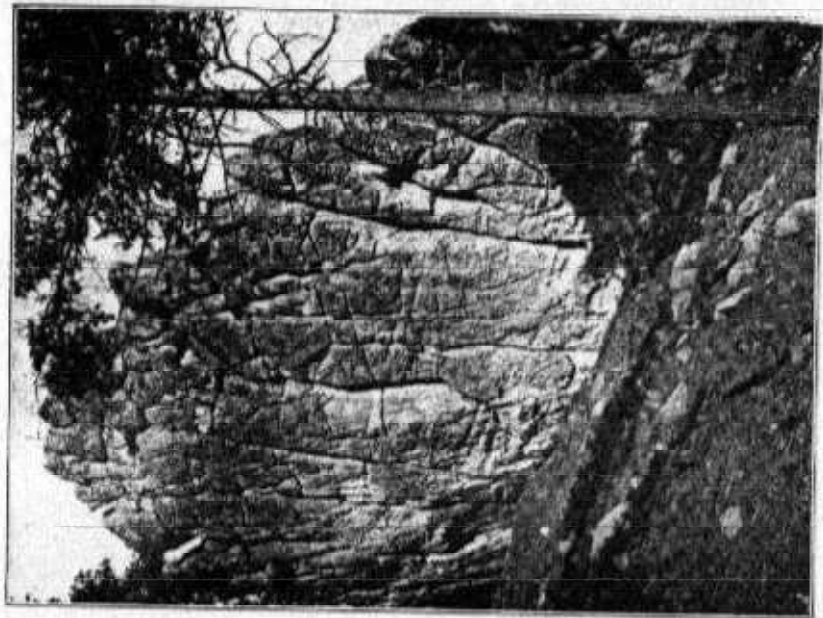
Der letzte, schon nahe der Rammhöhe gelegene Felsurm ist der weithin sichtbare *Oberwegzahn*. Er ist nur so zu erklettern, daß man auf seinem leicht erreichbaren nördlichen Vorbaue sich übereinander stellt, oder das Seil über den Zahn wirft und daran emporhängelt. Dies und die geringere Höhe machen auch ihn zu einer untergeordneten Erscheinung; doch ist der Blick von seinem schmalen Scheitel umfassender als von einem anderen Gipfel der Oberwegsteine, denn außer der ansteigenden Flucht der Jeschkenberge und den Regelbergen des Rollgaues ragen nun auch die Berge der blauen Lausitz im weitgespannten Gesichtskreise. Sowohl er als auch der Falkenstein sind bereits im Herbst 1904 von uns erklettert worden.

Kräftigen und geübten Kletterern fällt es nicht schwer, alle Türme der Oberwegsteine und dazu noch die Fellerwand an einem Tage zu ersteigen. Dies ist, gleich allen Klettereien in waldfrischen Bergen, neben allem Schönheitsgenusse eine Kräftigung der Glieder, eine Stärkung aller Organe des Körpers, wie sie einem besser und schöner niemals zuteil werden kann.

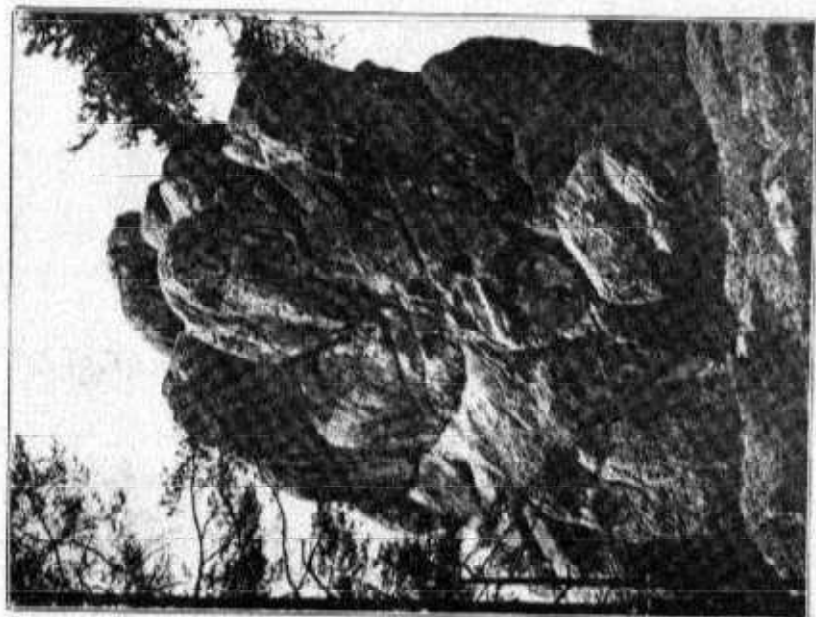
Die Fellerwand.

Vom Oberwegzahn senkt sich der Passer Ramm allmählich zum Kaisergrunde, und hier an diesem Hange, nur wenige Minuten vom Oberwegzahn entfernt und von Paf her auf bequemem Wege erreichbar, steht das beliebteste Ziel der Kletterfreunde: die Gruppe der *Rabensteine* bei Spittelgrund mit ihrer Fellerwand.

Diese Gruppe von Sandsteintürmen mit ihren auffälligen Konglomeratschichten wirkt, wenn man von Süden, also von den Oberwegsteinen oder dem Welsbergstadel herkommt, nicht sonderlich beachtenswert: scheinbar unbedeutende Felszacken



Westwand



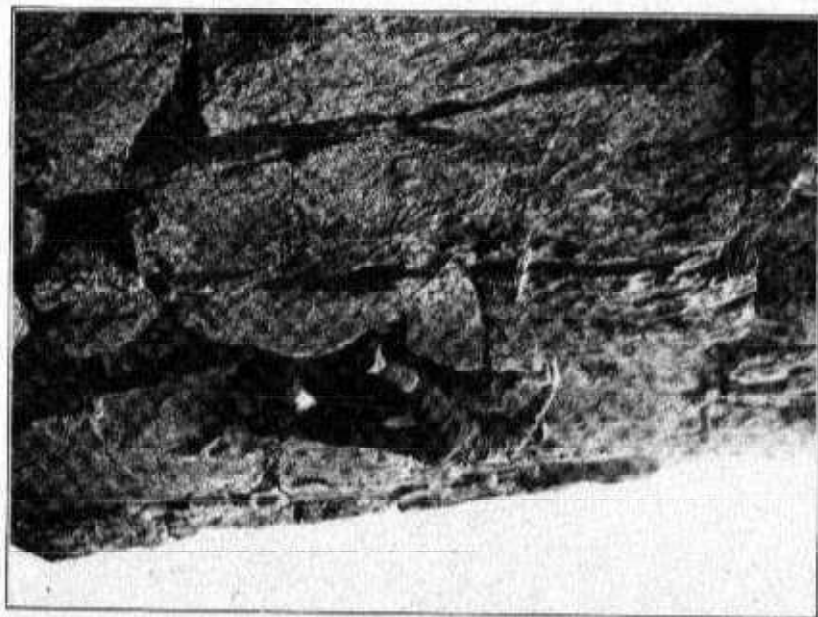
Rabenberger Turm.

Spittelgr.

Gipfel.



Fellerwand (Schachtwand).



Stm. untern. Stechgang.

ragen aus einem Sandhügel hinter Riefelnkronen empor. Steigt man jedoch zu diesen Felsklippen an, sieht man erstaunend, wie tief diese seltsam geformten Gebilde jenseits in eine Schlucht abstürzen, sieht, wenn man nun gar auf den leicht erklimmbaren „Hohen Rabenstein“ geklettert ist, daß diese tiefe Schlucht eigentlich ein dunkler Schacht ist, aus dem, abgesondert von den übrigen Felsen und fast ebenso hoch als diese, ein lotrechter Fels emporstarrt, und entdeckt sogar ein Fächchen auf seines Gipfels herrlicher Krone, daß man seinen Augen kaum zu trauen glaubt. Dieser so von der Hauptmasse abgetrennte Fels, ungläublich kühn, ist die „Fellerwand“.

Den zweifellos schönsten Anblick bietet die Gruppe dem Wanderer, der von Pafz kommt oder von Spittelgrund ansteigt. Da sieht er die grauen Türme, ein zackiges Gemäuer, über einer jungen Schonung hoch und scharf in die Luft stoßen; und wenn einst der alte Wald, der noch zu ihren Füßen rauscht, fallen wird, dann wird der Anblick dieser Felsen überwältigend sein. Von hier erscheint die Fellerwand nicht mehr als zerrissene Wand, sondern als überaus kecker Felszahn, der an stolzer, unnahbarer Schönheit der Form unter den Felsen der Heimat nicht seinesgleichen hat. Ähnlich, nur nicht so hoch, wirkt der Turm, von seinem Westgrate betrachtet; dagegen stellt die Nordseite eine breite, muldige, oben überhängende Wand dar, die sich von ihrem tiefsten Punkte 35 m hoch aufreckt. Ausgenommen einige kleine Gesimse in der Mitte der Wand, zeigt hier der Sandstein durchaus rundliche, abgewaschene Formen; die südseitige, nahezu lotrechte Schachtwand erscheint hingegen aus vielen eckigen Quadern aufgetürmt.

Diese merkwürdige Verschiedenheit, die Richtung der Konglomeratschichten, sowie die Gliederung der Gruppe überhaupt, lassen auf eine plötzliche, gewaltige Erschütterung dieser Quadermasse schließen; der unweit östlich gelegene Basaltsteinbruch und auch die zahlreichen Brocken des eisenhaltigen Vesteges am Südfuße der Gruppe zeugen davon. Es mag wohl überhaupt noch zu wenig beachtet worden sein, daß überall dort, wo der Quadersandstein in stolzen Formen getürmt erscheint, nahebei auch ein (gleichlaufender) Gang oder ein Schlot eruptiven Ge-

steins zu finden ist, womit die Entstehung dieser Felsen gewiß enger zusammenhängt als mit anderen gestaltenden Wirkungen, wie ehemaligen Eiszeiten und atmosphärischen Einflüssen. Es muß da wohl unbedingt zuerst eine Hebung, Zerreißung und Absenkung der Sandsteindecke erfolgt sein, ehe die anderen Einflüsse ihre mehr im kleinen formende und abtragende Tätigkeit beginnen konnten. Auch der schon behandelte Felsenraum bei Viebenau, dem die Eruptivgänge des Melaphyr und Porphyr direkt anliegen, deutet mit seinem fossilienreichen Steinbruche beim Böschinger Tor und der Schichtung seines Gesteins (besonders in den Räuberfelsen) auf ähnliche Entstehungsursachen hin.

Die Ersteigungsgeschichte der Fellerwand ist gewiß die eigenartigste aller heimatischen Felsen. Professor Theodor Feller aus Zittau dürfte wohl der erste Tourist gewesen sein, dem diese Felsen bekannt waren. Als Rahl und Scholze am 27. Juni 1891 von Grottau aus den Spitzberg und Pfaffenstein besuchten, und von diesem das erstemal drüben über dem Kaisergrunde diese hohen, jäh ansteigenden Felsmassen sahen, da glaubten sie in ihnen die Hufeisensteine gefunden zu haben. Erwartungsvoll eilten sie hinab und stürmten jenseits des Grundes wieder hinauf. Und als es ihnen gelungen war, den höchsten der Felsen, den „Hohen Rabenstein“, von der Bergseite zu ersteigen, da staunten sie über die „großartigen, einen Felszirkus bildenden“ Türme, die hier wie Vasallen um ihren Herrscher stehen. So hatten sie zwar nicht den Hufeisenstein, wohl aber die Rabensteinsteine gefunden.

Es ist nicht bekannt, wie lange sie von diesem Irrtum befangen waren, denn als diese Gilde am 9. April 1893 wieder vom Pfaffensteine her (den sie durch den langen Ramin erklettert hatte) an diesen Felsen vorübergingen, da wußten sie ihren Namen noch immer nicht. Wieder zwei Jahre später, am 12. Mai 1895, wanderten jene mit A. Sahler von Grottau nach den Türmen und hier erklärte ihnen Sahler die erste Ersteigung der Fellerwand, die er inzwischen mit Ferd. Siegmund und Theodor Feller am 17. Juni 1894 unternommen hatte. Diese Ersteigung war merkwürdig genug gewesen. Man war mit einer langen Strickleiter ausgezogen, die Josef Ma-

touschek in der Viebiegischen Fabrik hatte herstellen lassen. Dann hatte man vom hohen Rabenstein einen Knäuel Spagat über den kecken Felszahn geworfen und an ihm Seil und Strickleiter nachgezogen, so daß diese über die Südseite des Felsens, die Schachtwand, herabhing. Und damit auf der Nordseite des Turmes das Seil niemand zu halten brauche, wurde es dort um einen Baum geschlungen. Matouschek begnügte sich nun, die Sache zu beobachten, die drei anderen kletterten vom Schachte aus über den Westgrat bis auf dessen hohe Schulter unter der überhängenden Abseilwand. Nahe neben sich in der Schachtwand hatten sie nun die Strickleiter; sie angelten sie zu sich herüber und als Erster und Ältester vertraute sich dann Professor Feller der schwanken Leiter. Als er auf ihr ein Stück an der Wand hinüberpendelte, erblich plötzlich sein den Freunden zugewandtes Gesicht Sekundenlang, so stark dehnten sich die Seile, als ob sie reißen wollten. Dann aber stieg er gefaßt und sicher zur nahen Gipfelkrone empor, die sich ihm so lange versagt hatte. So wurde also mit dieser baumelnden Leiter der unersteigliche Gipfel überlistet, dann zwischen seine Zacken eine Holzstange gezwängt und eine Blechbüchse mit den Ersteigungsdaten hinterlegt: das lang ersehnte Ziel war, wenn auch mit unruhlichen Mitteln, erreicht worden. Aber in diesem Kampfe war der Fels doch Sieger geblieben, denn diese Ersteigung bedeutete doch nur das unumwundene Eingeständnis, daß man diesen kühnsten unserer Türme ohne dieses Hilfsmittel nicht bezwingen hätte.

Daß dies aber dennoch möglich sei, wurde zehn Jahre später erhärtet, als nichts mehr an diese Ersteigung erinnerte, als die vom Wetter gebleichte Gipfelstange und einzelne morsche Holzsprossen am Fuße der Schachtwand, spärliche Reste jener fast sagenhaft gewordenen Ersteigung. Da standen am 21. Mai 1904 nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen die Realschüler Karl Kirchhof und Franz Salomon wieder vor dem unbezwinglich scheinenden Turme, und an diesem Tage gelang es ihnen endlich, den Gipfel zu erringen, und zwar in jenem großen Risse, der in die Nordwand von oben bis unten eingeschnitten ist. Das war eine ganz erstklassige Leistung der jungen wage-

mutigen Kletterer, die sich bereits auch die Köhlermütze durch den langen Kamin erkämpft hatten. Die nicht geringe Tat wurde von den Nachfolgern dadurch gewürdigt, daß man diesen Kamin der Felswand nach seinem ersten Bezwinger den „Kirchhofkamin“ nannte.

Als dieser neue Erfolg des „Alpinen Klubs“ bekannt geworden war und der Verfasser mit seinen Gefährten Fritz Steppes und Max Eisler die große Felsgruppe fand, da wurde auch ein neuer Aufstieg auf die luftige Finne erzwungen. Wir benützten zwar auch den unteren Teil des Kirchhofkamins bis zur Nische, kletterten aber aus dieser in einem ausgesetzten Quergange nach links auf die große Ostschulter, von der wir die steile, ziemlich glatte Gipfelwand erstiegen. Spätere Ersteiger bezeichneten diesen Aufstieg als „Kauschkaweg“. Seit jenen Tagen galt die Felswand allen Bergfreunden als schönstes und vornehmstes Ziel. Bereits am 7. August 1904 kletterte der Verfasser allein durch den Kirchhofkamin; am 4. September führte er seinen Freund Wilh. Särtnier auf seinem Wege zum Gipfel, und unternahm dann, durch das Seil gesichert, einen direkten Aufstieg über die Schachtwand. Und selbst am 18. Dezember 1904 wurde der Gipfel vom Verfasser und Fritz Steppes unter ganz widrigen Verhältnissen erstiegen. Beim Abstiege (es gab damals noch keinen Abseilstift) verklemmte sich das Seil in einem Spalt der Ostschulter, so daß ein kleiner Teil des Stranges abgeschnitten und hängen gelassen wurde. Am 19. März 1905 wurde der Gipfel so gewonnen, daß wir über den Westgrat zur oberen Westschulter anstiegen und dann die Nordwand bis zur Ostschulter querten. Von diesem Wege war nur der Teil bis zur Nische der Nordwand noch nicht begangen worden. Damals begleitete uns Karl Sahler aus Krakau, der nach manchen fruchtlosen Versuchen sich nun endlich auf dem Gipfel sah.

Ein größtenteils neuer Weg wurde am 25. März 1905 von Karl Kirchhof und Rudolf Blumrich mit der Umgehung des Ostgrates eröffnet, der bald sehr beliebt wurde. Vom Einstiegsplatze an der Nordwand klettert man auf kleiner Felsrampe zum östlichen Absturze des Turmes empor, wo sich

ein guter Standplatz befindet. Von diesem steigt die Ostseite mit überhängenden Wandstufen an. Ein enger Riß vermittelt das Emporkommen bis unter den letzten Überhang, unter dem man auf gutem Gefimse nach dem sogenannten „Teller“ des Ostgrates quert. An dessen ausgesetzter, aber festgriffiger Kante klettert man dann zur Ostschulter empor. Am 30. April 1905 folgte ich mit Robert Haessler aus Zittau diesem Wege bis zum Teller; hier entfernten wir den von den ersten Ersteigern zurückgelassenen Sicherungsring, querten dann in die Südwand, so daß die Ostschulter mit Umgehung der Gratkante erreicht wurde. Die erste Abseilung über die Westwand führten R. Kirchhof und Franz Salomon am 21. Mai 1905 durch.

Angeregt durch die Schilderungen des Verfassers in der Reichenberger „Deutschen Volkszeitung“ folgten am 4. Juni 1905 zum ersten Male die Grottauer Bergfreunde Raimund Wolf, Franz Johne und Edwin Haft über die Nordwand auf den Gipfel und stellten eine kleine Blechfahne auf. Am 10. Juni 1905 hinterlegte der Reichenberger Alpine Klub ein großes Gipfelbuch in einer Zinkblechhülle. Beides, schadhast geworden, wurde am 1. Mai 1920 durch die Klettergilde des Reichenberger Alpenvereines ersetzt.

Am 25. Juni 1905 stiegen Kauschka und Haessler, R. Blumrich und Adolf Vater und Karl Sahler in getrennten Partien von der Mitte der Schachtwand nach rechts querend zum Teller des Ostgrates, bezw. zur Birke der Schachtwand, und erreichten so die Ostschulter.

Ein vollständig neuer Aufstieg wurde am 14. August 1905 von Rudolf Blumrich mit der freien Erkletterung der ganzen Schachtwand ausgeführt. Es ist der eigentliche Schachtwandweg, auf dem heute noch die Fähigsten der Kletterer gern ihr Können erproben. Der Einstieg, ein Kamin, befindet sich in der Mitte der Wand. Bald muß jener gefürchtete Überhang überwunden werden, der die vorerwähnten Partien in den östlichen Teil der Wand auszuweichen zwang. Er ist wohl das schwierigste Hindernis auf diesem ausgesetzten Wege. Aber auch der folgende Quergang nach dem weiter links befindlichen

breiten Kamine, der durch Blöcke zweimal dachartig gesperrt wird, sowie der letzte Riß knapp unter dem Gipfel erfordern volle Aufmerksamkeit.

Durch den hohen glatten Kamin westlich des Kirchhokamins erreichte am 17. April 1906 Karl Sahler zuerst die Westschulter, eine Variante, die wohl kaum wiederholt worden ist. Im selben Jahre stieg auch der Verfasser durch den Kirchhokamin bis zur Nische und auf die Westschulter, querte von dieser in die Schachtwand und erreichte über ihren letzten Teil ausgesetzt den Gipfel. Im folgenden Jahre stieg ich mit Wih. Müller vom Kastplatze der Nordseite durch einen engen glatten, gebogenen Kamin direkt zum Gesimse der Ostwand auf, ein anstrengender und keineswegs lohnender Wegteil. Am 22. September 1907 gelang schließlich Eduard König und Max Meys die erste vollständige Begehung des ganzen Ostgrates vom Schachte aus, wobei das untere, vorher noch nicht begangene Stück das schwierigste war. So stillte sich nach und nach aller Tatendrang an diesem unvergleichlichen Felsen.

Zu den heute gebräuchlichsten Wegen zählen: Ostweg, Rauschkaweg, Kirchhokamin und Schachtwand. Wer mit einer Ersteigung des Turmes nicht genug hat, dem ist seine kreuzweise Überschreitung von Osten nach Westen und von Süden nach Norden besonders zu empfehlen, denn diese vier Wege geben zusammen die schönste, vielseitigste und hinsichtlich der Dauer auch schwierigste Kletterei in unseren Heimatbergen.

Bis zum 1. Mai 1920 waren im alten Gipfelbuche 461 Partien verzeichnet. Dabei ist das zarte Geschlecht natürlich selten vertreten; als erste Touristin führte der Verfasser seine Frau im Sommer 1908 über den Ostgrat auf den Gipfel. So ist also der Fels auf all den genannten Wegen und Wegteilen sowohl im Aufstiege als auch im Abstiege begangen worden; er ist sozusagen erschlossen wie kein anderer Fels der Heimat. Und obgleich er auf keinem seiner Wege als leicht zu erachten ist, so ist er trotz allem doch am meisten besucht worden, dank seiner günstigen Lage für die Kletterfreunde der Lausitz, die denn auch einen großen Teil seiner Ersteiger stellen.

Auch der am 18. Oktober 1908 beim Abseilen an der überhängenden Westwand erfolgte Absturz des Gewerbeinspektors Czerweny nach der Schachtseite, der — abgesehen von einem verschlagenen Nasenbein — so glimpflich verlief, daß nach 14tägiger Pflege beim Heger Hergesell in Spittelgrund die Sache erledigt war, hat der großen Beliebtheit der Fellerwand nichts anhaben können. Jahr für Jahr kommen neue jungfrische Kletterer, um an dem harten, kühnen Felsen die Sicherheit und Kraft des Körpers und den Wagemut des Geistes zu erproben: edle Tat, durch nichts belohnt als den Jubel des eigenen Herzens.

Aber auch ältere Herren sah ich noch an den rauhen Wänden sich mühen, ängstlich tasteten die Hände nach jedem Griff, gefährlich schlotterten die Füße auf jedemtritt: sie gefährdeten ernst das Leben des Führenden. Es ist selbstverständliche Pflicht jedes Führers, gegenüber solchem sträflichen Ehrgeize unnachgiebig zu sein. Denn das Felsklettern ist eine verantwortungsvolle und so anstrengende, alle Fähigkeiten erfordernde Betätigung, daß sie nach dem 40. Lebensjahre nur noch in den seltensten Fällen hervorragend ausgeübt werden kann. Sich als gefährlichen Ballast von jemand mitschleppen zu lassen, dessen sollte sich jeder schämen. Es war auch noch zu jeder Zeit stilllos und der Lächerlichkeit anheim gegeben, in alten Tagen der Jugend versäumtes Leben nachzuholen. Wer seine Kräfte nachlassen, die Gelenkigkeit seiner Glieder schwinden fühlt, der begnüge sich fürder mit Bergen und Felsen, die er noch mühe- und schadlos erreichen kann, lasse sich leiten von dem, der noch des Leitens sicher ist. Kann es etwas schöneres geben, als wenn ein junger, starker Sohn den ergrauenden Vater noch zu Gipfelseligkeiten führen kann? Sich altern zu wissen, mag wohl manchmal weh tun, aber es ist töricht, voll Jugendkraft scheinen zu wollen, wenn sie längst nicht mehr vorhanden sein kann. Dann ist es oft, als ob der Geist der Berge und Felsen des lächerlich Vermessenen zürnte, jeden Augenblick bereit, ihn ins bodenlose Nichts zu schmettern. Und darum nütze die Jugend, wer für sein Alter Schätze reiner Erinnerungen sammeln will.

Nach dem Weißbachtale.

Nabe den stolzen Spittelgrunder Rabensteinern leiten auf dem Passer Wege die blaujackigen Kammzeihen in den Kaisergrund. Wandert man den Grund entlang, sieht man links einen grün markierten Weg abzuweichen, der aus den „Pferdelöchern“ nach Zinkendorf führt. Über dem Talschlusse aber steht — am Hange der sogenannten „Natterheide“ — eine hohe, aber nur von hier aus eindrucksvolle Felsgestalt: das Kamel. Der Kammweg windet sich nun in einem Waldgraben nach rechts empor. Folgt man ihm, gewahrt man links neben dem Wege einen rundgewaschenen Felssturm, der die Föhrenwipfel nur wenig überragt. Dies ist der etwa 15 m hohe Zuckerhut, den die Grottauer Kletterer Wolf und Wanitschek wahrscheinlich im Jahre 1908 zuerst erstiegen haben. Dies dürfte auf der östlichen Seite des Turmes geschehen sein, wo heute noch ein Eisenstift im Fels rostet. Gleich neben dem Zuckerhut springt vom Hange weg ein zwiespaltener, merkwürdig geformter Fels wie ein Seepferd gegen den andrängenden Wald vor. Wo der Kammweg sich noch weiter nach rechts empordreht, kommt von links her ein trockener Seitengraben herab. Biegt man in diesen Graben ab und steigt dann den Hang zur Rechten an, so gelangt man vor eine größere Felsgruppe, an deren westlicher Seite man die Namen Richter und Gülich eingemeißelt findet. Es ist wahrscheinlich, daß der so bezeichnete Hauptturm, mitten im „Felsentheater“ ragend, im Jahre 1910 (?) durch Adolf Sahler und Gustav Seidel vom Alpenverein Reichenberg in nicht schwieriger Kaminkletterei zum ersten Male erstiegen wurde.

Unterhalb der mit 510 kotierten Kuppe des Hufeisensteins der Spezialkarte trifft der Kammweg mit dem vom Pfaffenstein herabkommenden, schön hergerichteten Wege zusammen, und da steht nun der von den Kletterern „Hufeisenstein“ genannte und durch ein eingemeißeltes Hufeisen als solcher gekennzeichnete Fels, der mauergleich nach Osten abfällt. Von den vielen, aber unbedeutenden Türmen des Felsentheaters ist er noch der ansehnlichste und die kurze Kletterei an der hoch-

gestuften, plattigen Westseite mag nicht gerade leicht sein. Auch die erste Ersteigung dieses Turmes durch Max Metzger und Eduard König erfolgte bereits im Sommer 1907. Kletterer vom Grottauer Sportklub haben dann den Scheitel mit einer kleinen Blechfahne geziert.

Wenn wir nun auf besagtem schönen Wege dem Pfaffensteine entgegenschreiten, dessen hohe, burgartige Felsen, ein selten schöner Aussichtspunkt, schwarz im Morgenglücke stehen, so kommen wir auf die breite Einsattelung zwischen ihm und dem Hufeisenberge. Zu Füßen liegt uns hier das felsenreiche Weißbachtal, dahin ein markierter Weg hinableitet. Doch bevor wir ihn wandern, steigen wir auf dem gratartigen Sandsteinrücken gegen den bewaldeten Hufeisenberg an. Dieser Kamm trägt einen verfallenen Graben; es scheint fast, als ob hier ein basaltischer Durchbruch in ähnlicher Weise wie an der „Teufelsmauer“ bei Kessel abgegraben worden sei. Ehe man den höchsten Punkt des Berges erreicht, sieht man zur Rechten eine kleine Felsgruppe, die einen mit wunderbar geformtem Schädel („Totenkopf“) angloht.

Und nun kehren wir auf den Sattel zurück und folgen dem Wege ins Weißbachtal, das mit seinem breiten Fahrwege die Landesgrenze zwischen Böhmen und Sachsen bildet. Gegenüber auf steil ansteigendem Waldrücken schaut eine schöne Felsenkanzel ins Tal herab. Dort oben lag ich einmal und rastete in kühlem Maiwind und heller Sonne: es sauste der Wald um mich, weithin wehten die Birken und die dunklen Föhren entzückten mich mit ihren hellen Frühlingskerzen.

Zu Füßen dieses Thrones ragen nun nahe der Straße, doch im hohen Walde ziemlich versteckt mehrere schroffe Sandsteinklippen. Dies also sind die „Türme am böhmischen Tor“, das etwa noch 100 Schritte talabwärts liegt.

Der südliche dieser Türme, von Raminen kreuz und quer durchsücht, ist unschwer ersteiglich; der nördliche, massigste der Felsen, von der Bergseite gleichfalls leicht zugänglich, bildet mit einem kleineren Felsblocke das sogenannte „Böhmische Tor“, durch das sich der hier neben der Straße laufende alte Weg hindurchzwängt. Zwischen diesen beiden ragt der schönste

und merkwürdigste der Türme, ein schlanker, nach der Straßenseite wohl 20 m tief abstürzender Felszahn, den man mittelst eines Spaltes von Nordwesten oder Südwesten her ersteigen kann. Aus diesem Risse kann man auf einen bergseitigen Vorbau des Turmes aussteigen und sodann über eine ziemlich glatte, etwa 3 m hohe Wandstufe den Gipfel erringen, der einen Abseilstift trägt. Auch hier konnten Max Metzger und Eduard König im Sommer 1907 die erste Ersteigung verzeichnen.

An diesem Turme fällt besonders die eigenartige Durchdringung des Gesteins mit dunkelbraunen, eisenschüssigen Bändern auf, die manchmal bis 10 cm dick den Fels durchsetzen und da und dort stark hervortretende Gesimse bilden.

Gleich unterhalb des „Böhmischen Cores“ gabelt sich das Tal. Da führt links der „Steinige Weg“ nach Lückendorf und zur Fuchskanzel und auf der Richtung der gegenüberliegenden sächsischen Lehne sieht man, hochausgerichtet, eine große Felsgruppe als südlichsten Ausläufer der „Hustein“, die das Weißbachtal westlich begleiten. Fast scheint es, als ob all diese Felsen nur Wände wären, aus hohem Wald tief zur Richtung abstürzend; geht man aber auf dieser einen von Süden nach Norden führenden Weg hangaufwärts, dann gewahrt man, daß aus dem scheinbar zusammenhängenden Gewirr der Felsen einige Gestalten immer deutlicher sich absondern, allen voran die mächtige Gestalt des Mehlsacks. So, also von Nordosten betrachtet, bieten der herrlich geformte Fels mit dem passenden Namen und die ihn umstehenden minderen Gestalten einen prächtigen Anblick. Mindestens 30 m stürzt der Mehlsack zu dem kleinen nordseitigen Graben ab, seine Südseite mag vielleicht 10 m niedriger sein. Ein breiter Kamin, unten tunnelartig erweitert, trennt den Mehlsack von seinem südlichen, niedrigeren Nachbar. Man naht diesem Kamine gewöhnlich von der Ostseite, stemmt sich hier unschwierig empor und spreizt dann in den Riß über, der senkrecht dazu in den Leib des Mehlsackes eingerissen ist und den Kletterer bald auf eine konglomeratartige Platte mit auffallend großen Kieselsteinen aussteigen läßt. Über einen Querspalt und die darüber befindliche etwas abschüssige Wand arbeitet man sich an den gerillten Gipfelknauf heran, den der

Alleingeher am besten auf der Ostseite erklimmt. Neben dem schwachen eisernen Gipfelstabe finden drei Kletterer kaum Platz.

Der Mehlsack war schon der älteren Gilde unser heimischen Alpinisten bekannt, ja er dankt ihr sicherlich seinen Namen. U. Gabler, H. Scholze und W. Horn unternahmen am 22. September 1895 eine Erkundungsfahrt über Spittelgrund und den Pfaffenstein ins Weißbachtal, stiegen auch zu diesem merkwürdig geformten Felsen auf und Gabler erkletterte ihn damals bis unter den Gipfelknauf. Adolf Gabler war es auch, der mich und Raimund Woff aus Grottau 12 Jahre später zu der noch im Hochwalde verborgenen Felsgruppe führte. Während Gabler photographierte, erkletterten wir den Turm und fanden zu unserem Erstaunen, daß 14 Tage vorher, am 26. Mai 1907, Adolf Portsch und seine Gefährten von den Wirbelsteinern mit der 1. Ersteigung uns zuvor gekommen waren.

Neben den westlichen Nachbarn des Mehlsackes steigen die Felsen gratartig an und kehren gegen das Weißbachtal einen wohl 50 m tiefen Wandabsturz. Auf dem höchsten Punkte ist in den Fels eine Marmortafel eingelassen mit der kaum noch leserlichen Inschrift: Mönchstein und der Jahreszahl 1860. Man geht kaum fehl, wenn man annimmt, daß der Mehlsack früher als Mönchstein bezeichnet wurde und damit der ganzen Gruppe zu jenem alten Namen verhalf. Auch diese Bezeichnung ist treffend, und wer das Weißbachtal hinaufwandert, der sieht jetzt die hoch erhobene Gestalt wirklich wie einen ersten Prediger auf der Kanzel stehn. Von allen diesen Felsen hat man einen schönen Blick in das vieldurchwanderte Tal und auf den jenseitigen Waldkamm, der vom großen Steinbruche des Spitzsteins bis zur Felsenburg des Pfaffensteins sich erstreckt.

Nördlich neben dem Mönchsfelsen steht im Hochwalde eine schlanke, etwa 10 m hohe Felsnadel, welche von der Ostseite uns schwer zu erklimmen sein mag. Steigt man von ihr direkt zur Kammhöhe an, trifft man oben den markierten Steig zur Fuchskanzel, einem eingefriedeten Felsvorsprunge, der den Trigonometrierstein der kgl.-sächs. Landesvermessung trägt.

Von der Fuchskanzel setzt sich in nördlicher Richtung ein scharf ausgeprägter, fast zusammenhängender Felskamm fort

bis zu den besonders schön geformten Felsgestalten der beiden *Hundstürme*, die in älteren Führern auch als die „Nackten Männer“ bezeichnet werden. Etwa von der Mitte dieses Felskammes strebt ein felsiger Querriegel gegen das Weißbachtal ab, der auch einige originelle, leicht ersteigliche Felsbildungen besitzt und den besten *Nachblick* auf die gegenüberstehenden schlanken *Hundstürme* gewährt. Diese an 20 m hohen Felstürme sind schon seit langem bekannt. Die kleine Blechfahne, die den nordöstlichen der Türme schmückt, wurde bereits am 10. November 1875 von Gustav Zahn und Max Richter aufgestellt; sie ist also das erste und älteste Wahrzeichen von Kletterlust in heimatischen Bergen. Als die Pioniere des Reichenberger Alpenvereins an eben jenem 22. September 1895 vom Mehl sack und der Fuchskanzel zu diesen Türmen kamen, mögen sie sich wohl gewundert haben, dies Zeichen menschlicher Abenteuerlust auf dem einen Gipfel zu sehen. Aber ihre Versuche, sich ebenfalls den Turm zu erobern, scheiterten; es heißt, so schrieben sie damals, daß der Fels nur mit Seilen ersteigbar sei. Diese Überlieferung läßt annehmen, daß die erste Erstigung nicht ohne Seilhilfe durchgeführt wurde. Nicht anders scheint das beim Nachbarturme gewesen zu sein, in dessen Gipfelplatte die Jahreszahl 1880 eingemeißelt ist. Ein rostiger Eisenstift läßt vermuten, daß auch dieser Turm einen Eisenstab oder eine Fahne getragen hat.

Die beiden Türme entwachsen einem gemeinsamen Sockel und sind unten ganz nahe zusammengedrückt. Man ersteigt den rechten, fahnengekrönten derart, daß man vorerst an seinem Nachbar bis auf das erste Band ansteigt und dann mit einem weiten Spreizschritt auf die gestufte, etwa 40 cm breite Rampe übersteigt. Von dieser schiebt man sich auf eine schräge körnige Platte, die als Band um die Südkante des Turmes leitet. Von dieser Kante aus gelangt man wieder über eine Art Rampe zu einer Verschneidung, von der man sich nach links mittelst Reibung auf eine kleine Plattform emporheben muß. Angesichts des Abseilringes ist dann der weitere Anstieg über die steile, aber mit passenden Griffen versehene Wand zum Gipfel ganz leicht. *R. Wolf*, *F. Johne* und *E. Haft* aus Grottau, die

am 17. Juni 1906 diesen Turm zum zweiten Male erstiegen, hinterlegten ein kleines Gipfelbuch, in dem bis zum 9. Juli 1922 bereits 100 Partien verzeichnet waren.

Die Erstigung des anderen, südwestlichen Turmes ist nur mittels des engen, glatten und anstrengenden Nisses der Ostseite möglich. Sie ist also keineswegs so vergnüglich wie die vorher geschilderte, trotzdem aber auch an heißen Sommertagen schon mehrmals gemacht worden.

Von den Hundstürmen zieht sich der Bergkamm breiter und waldiger in nordöstlicher Richtung hin. Unfern ragt hier eine große, durch eine breite Gasse getrennte Felsgruppe auf, an der sich gute Abseilübungen vornehmen lassen. Es sind richtige *Kanyle*n mit leichtem, stufenartigem Anstiege von Südwesten her. Sie gewähren wie die Hundstürme einen prächtigen Blick ins Weißbachtal und in den jenseitigen Grund, wo das alte verfallene Raubschloß *Karlsfried* auf buchenumkränztem Hügel verborgen träumt.

Noch etwas weiter nordöstlich der Kanylen, aber schon mehr am Hange gegen das Weißbachtal hebt eine merkwürdige Felsgestalt den Leib über die Wipfel. Den *Mönch* hat man sie genannt, doch gleicht sie von Süden gesehen viel eher der steinernen *Sphinx*. Südlich von dieser und noch etwas tiefer am erwähnten Hange ragt die eigenartigste Felsgestalt jener Gegend, der *Pilz*, ein etwa 10 m hoher regelrechter Steinpilz, wie er schöner geformt wohl nirgends mehr zu finden ist. Wirft man ein Seil über seine Koppe, muß natürlich auch der sonst unersteigliche sich beugen; *R. Wolf* dürfte das schon 1907 zum ersten Male so gemacht haben.

Nach vielen Jahren sahen wir am 9. Juli 1922 wieder auf manchen dieser Felseninnen. Von Südosten brauste ein Sommerwind mit einer Wucht, wie wir sie noch selten heulen hörten. Es knatterte und dröhnte um Ohren und Augenlider und am geöffneten Munde fauchte es hohl wie aus offener Feldflasche. Rings um uns kable, zerfressene, rostrote Wipfel: das große Wäldersterben. Auf den Felsstürmen sahen wir wenigstens etwas erhoben über den widrigen Hauch, der die Wälder füllte. Ungezählte Millionen des eklen Gewürms wanderten in unstill-

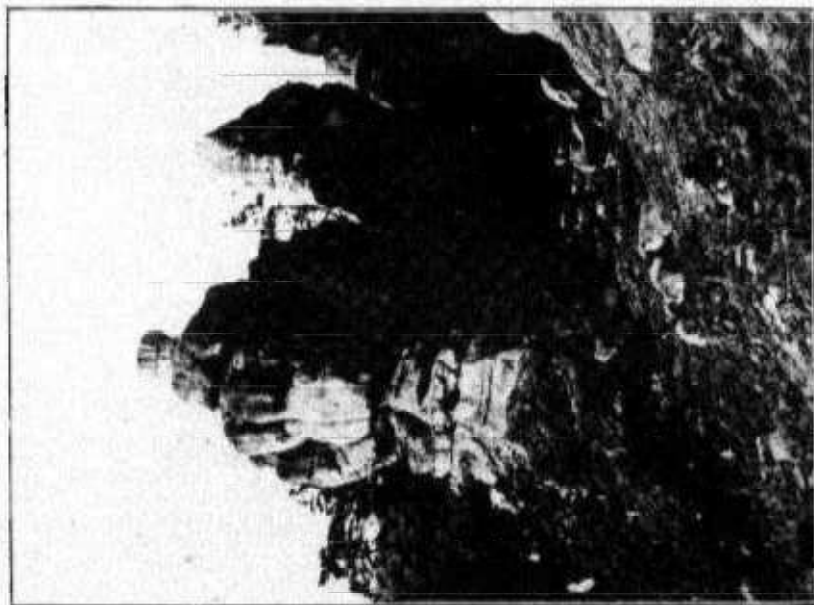
barer Beutegier stammauf und -ab, eine furchtbare, unüberwindliche Heerschar. In allen Wäldern ein unaufhörliches Knistern, so regnete der Rot von den todwunden Wipfeln nieder. Rettungslos starb die Schönheit der Wälder, der Tangeln dunkles Grün, im gierigen Fraße dahin. Das war in diesem verheerten Sommer ein trauriges Wandern, da Stück für Stück von der Schönheit der Heimat so zu Boden sank. Nun werden dort die Felsen lange vereinsamt stehen und den gestorbenen Wäldern nachtrauern. Aber einmal wird es doch wieder grünen und blühen zu ihren Füßen, einmal werden doch wieder singende Kronen an ihre harten Wangen sich schmeicheln und ihre späten Freunde werden wieder jubeln können über dunkle, waldgefüllte Gründe: Schön wird die liebe Heimat grünen wie zuvor.

Die Kollfelsen.

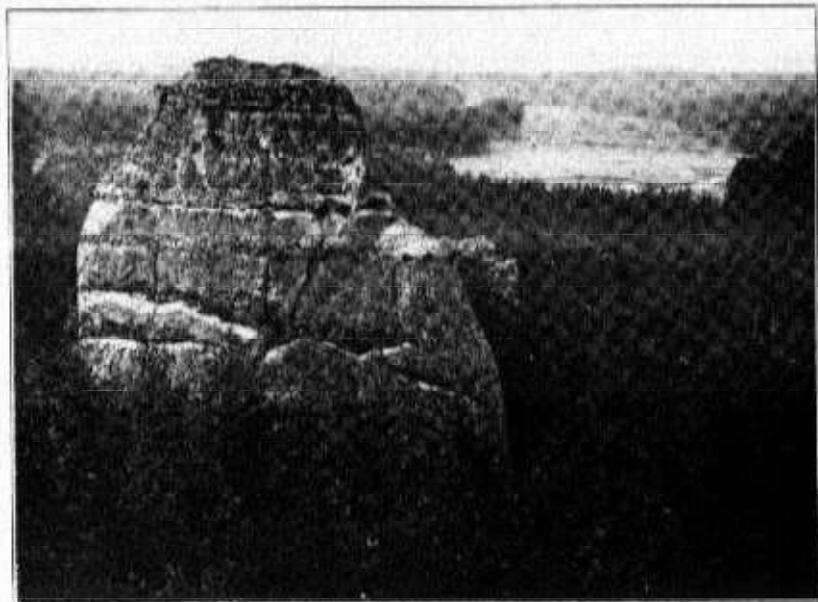
Schon manches Jahr waren wir durchs Rummergebirge und die Daubaer Schweiz gewandert; aber so oft wir auch heimkehrten aus jenen Wäldern und diese Felsgestalten am Fuße des großen, dunklen Regels im Abendseine leuchten sahen, als riefen sie uns zu ihren Geheimnissen, ihr Ruf drang doch nicht bis an unser Herz. Sie alle schienen uns nicht stolz, nicht selbständig genug und sich viel zu hilfsbedürftig an den hohen Waldberg anzulehnen. Später tauchte alljährlich der Plan auf, den Besuch der Kollfelsen mit einer Besteigung des ruinengekrönten Gipfels über den „Schaubübel“ zu verbinden; doch ungünstiges Wetter oder lockendere Ziele ließen diesen Plan jedes Jahr pünktlich ins Wasser fallen. Bis wir uns am 27. Mai 1923, einem der regenreichsten Sonntage jenes Jahres, nicht mehr abhalten ließen. Wir waren zwar am Vormittage bis auf die Haut naß geworden, namentlich Freund *E h a m*, der trotz fürchterlichem Gießen bei Blitz und Donner den Quarzstein erzwingen wollte, schließlich von der großen Schulter wieder zurück mußte, ohne den Gipfel berührt zu haben; doch der Nachmittag ließ sich heller an und trocknete die nassen, fels-schmutzigen Kleider. Trotzdem schlichen wir beide recht wahrhaft, wie von Sturm und Regen zerjauste Hähne, durch



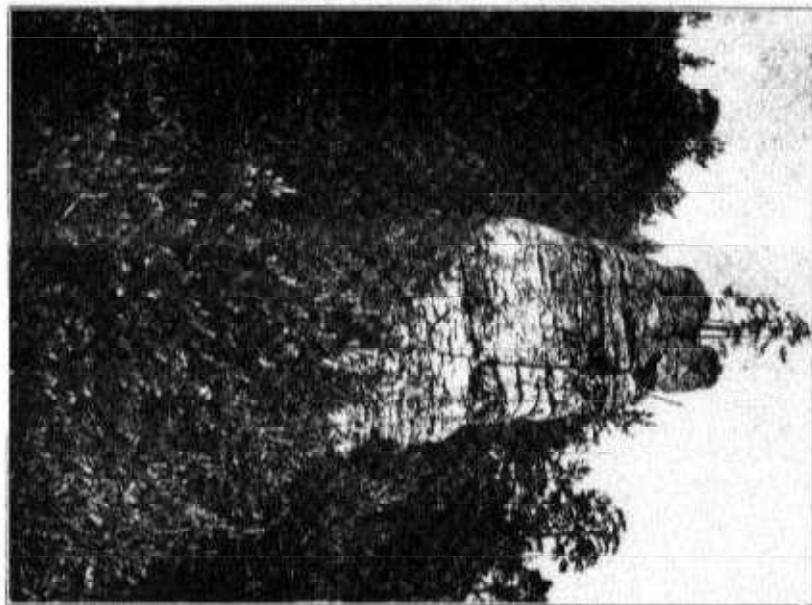
Kollfelsen.



Kollfelsen.



Quarzgestein.



Kiefernurm.

stillere Gassen von Niemes — die ganze Stadt war voller Freude über das neue „Geläute“ — und trabten dann in der wunderschönen Lindenallee Rabendorf entgegen. Von dessen ersten Häusern wandten wir uns auf dem markierten Wege dem Fuße des Koll zu, um die Felsenkette von Südosten nach Nordwesten hin abzustreifen.

Was wir da sahen, überraschte uns außerordentlich: wir verstanden auf einmal nicht mehr, daß wir so lange hatten säumen können. Verwundert standen wir da vor den kalkgrauen und ziegelrot gebänderten Sandsteinfelsen, richtiger gesagt, bewaldeten Felsenzungen, die der große Berg nach den Feldern Rabendorfs vorstreckt. Dazwischen die beiden buchenüberwölbten tiefen Gründe, darin man wandelt wie in dunklen gotischen Domen. Nur wer durch diese kurzen Gräben einmal zum Schwarzen Basalte des Gipfels angestiegen ist, weiß, welche Fülle romantischer Schönheit sie einschließen.

Die Hauptmasse der Kollfelsen wird flankiert im Süden vom langen, bewaldeten *W i e s e n s t e i n*, der auf seinem flachen Rücken eine würfelförmige Vertiefung zeigt mit eigenartigen Ausmeißelungen der Wände, wie man sie bei Einsiedlerwohnungen vorfindet, im Norden vom vorderen und hinteren *R u t s c h e s t e i n*, die eine tiefe Einschaltung von einander trennt. Der vordere Rutschstein, auch langgestreckt und größtenteils bewaldet, ist durch ein großes Windloch gekennzeichnet. Zwischen diesen Steinen drängt sich, nach beiden Seiten mit hohen glatten und bunten Wänden abfallend, eine mächtige Felszunge vor, der große *F u c h s s t e i n*. Seine schmale Stirnseite wird in ganzer Höhe von einem riesigen Kamin durchrissen, mit dem er dunkel drohend über Wald und Wiesen ins Land gähnt. Diese größte, unmittelbar aus dem Berge hervorgewachsene kiefernbestandene Felsmasse sondert das Gebiet in die erwähnten zwei Gründe. Obwohl kein selbständiger Fels, gibt der große Fuchsstein in seinen Kaminen (auch seine Südflanke hat ihrer zwei) genug Gelegenheit, die verschiedene Technik des Kaminkletterns in glattem Sandstein zu erlernen.

Südlich neben ihm steht die glockenförmige Gestalt des kleinen *F u c h s s t e i n e s*, auf dem eine kräftige Kiefer

wurzelt. Zwischen beiden Felsen führt ein Steig durch den tiefen Buchengrund zum gegenüberliegenden Wiesenstein. Von diesem Steige aus ist die niedrige Nordseite des kleinen Fuchssteins zweifellos ohneweiters erkletterbar, wenn auch ein solcher Versuch bislang noch nicht unternommen wurde, der Gipfel sonach noch unerstiegen ist. Von Süden gesehen, steigt der wohlgeformte Fels mit abweisender Wand hoch über die Wipfel des finstern Grundes auf, ein eindrucksvoller Anblick.

In dem Grunde zwischen dem großen Fuchsstein und den Rutschsteinen stehen mehrere seltsame Felsbildungen. So streckt sich aus dem Waldboden nahe dem Wandfuße des Fuchssteins ein wohl 20 m langer, aber nur 1 m breiter Felsrücken schluchtauswärts vor und stürzt plötzlich mit glatter Schmalseite an 10 m tief ab. Am Fuße dieses Absturzes ist eine Kammer in den Stein gehauen worden, nach der man ihn benennen kann. Ungefähr in der Längsmittle zeigt sich ein niedriger, torartiger Durchschluß, der die Umgebung des Felsens vermeiden läßt. Der ebene Rücken des Steines ist bis zu einer Einsattelung nahe dem westlichen Ende gut begehbar. Nördlich hart neben dem *Kammersteine*, dort, wo er sich vom Erdreiche losschält, steht der *kleine* und hinter diesem grundeinwärts der *große Reiter*, wohl ein Dutzend Meter hoch. Alle diese Felsen haben ein Gemeinsames: sie stürzen mit ihren schmalen, glattgeschuerten Westseiten senkrecht ab, so daß sie, von vorn gesehen, wie mächtige Pfeiler aufragen und anmuten, als hätte eine ungeheure Kraft sie urplötzlich aus dem Boden emporgetrieben. Vom Rücken des Kammersteins sieht man auch, daß man dem gegenüberstehenden großen Rutschstein über die bewachsenden Bänder und kleinen Wandstufen seiner Südseite unschwer beikommen kann. Dem kleinen Rutschstein folgt ganz im Hintergrunde des Grabens der Höhlenstein mit seiner kleinen natürlichen Höhle, der mit der Nordwand des großen Fuchssteins den nun steil ansteigenden Graben abschließt.

Vom vorderen Rutschstein gelangt man auf dem Wege am Waldrande zur nahen *Julienshöhe*, — zur Erinnerung an die Gräfin Julie Hartig so genannt — einer mächtigen Felsmasse, die von der niedrigen Bergseite mittels Steinstufen

zugänglich gemacht wurde und ein Geländer trägt. Von hier wie von den meisten dieser Randfelsen hat man einen prächtigen Blick über das westliche Land; vor allem locken die großen Forste des Kummergebirges und dahinter die ferne hohe Vösigburg. In der dem Dorfe zugekehrten, fast überhängend abstürzenden hohen Felswand nisten die Falken. Schreitet man von hier durch den Garten des letzten am Waldrande liegenden Bauernhofes, so kommt man zur merkwürdigen Felsgestalt des *Molkenkruges*, der auf hohem Sockel über diesem Hofe und einer kleinen, dem Felsen angebauten Hütte aufragt. Der Fels ist aber nicht nur in seiner Form von den anderen grundverschieden, auch die Farben gelbrot und grau sind an ihm viel dunkler getönt und weiß fehlt fast ganz. Das besonders an der Süd- und Westseite zernagte und zermürbte Gestein läßt auf unangenehme Brüchigkeit schließen. Vom Dorfausgange betrachtet, gleicht der schöne Fels tatsächlich einem großen Steinkrüge, der von hohen hellen Birken und dunklen Kiefern herrlich umrahmt wird.

Ein so stolzer Fels in unmittelbarer Nähe des Dorfes mag selbstverständlich die dort heimische Jugend oft angelockt und zur Erkletterung gereizt haben. Es ist daher natürlich, daß junge Burschen den Turm bereits vor dem Kriege erstiegen und zwar mittels Leitern an der dazu geeigneten Nordseite. Mit einer langen Leiter gelangten sie bis auf den Hals des Kruges, wo die Kiefer steht, und auf einer zweiten kleinen Leiter stiegen sie vom Halse zum Gipfel empor. Es ist nicht bekannt, ob der Gipfel auf diese Art noch einmal erreicht wurde, bis zum Halse des Kruges drang man so noch mehrmals vor, und erst im Vorjahre (1922) hat ein Bursch neben der Kiefer des Halses einen Maibaum ingerammt, den höchsten, der jemals im Dorfe mit bunten Bändern flatterte. Dies hatten wir erfahren, als wir auf unserem ersten Streifzuge durch die Rollfelsen bis hierher gekommen waren. Und dann standen wir entzückt vor dem mächtigen Krüge, in heller Abendsonne, die seine roten Bänder noch einmal so bunt ausleuchten ließ. Der kleine Teich daneben war randvoll mit tiefstem Himmelsblau gefüllt und die schloßweißen Birkenstämme sanken mit ihrem grüngoldenen Geäst

tief in den hellen Spiegel. Wir hatten den Fels noch nicht recht umschritten, da wußten wir auch schon, daß er ein würdiges Ziel für die unerschöpflichen Wünsche unseres Tatengeistes sein konnte. Der Turm galt ja für uns als noch unbefiegt, und zudem waren es auch seine feine Form und die Ungewöhnlichkeit des Kampfes, die uns ungewöhnlich herausforderten. So wollten wir also den neuen Strauß so bald als möglich wagen.

Doch es verging — infolge einer am Felschen erlittenen neuerlichen Sehnenzerrung im linken Knie — der regenreiche Frühsommer, es verging der ganze Sommer und frühe Herbst; erst im Spätherbste konnten wir an eine ernsthafte Belagerung des Turmes denken. Und so war es denn am Vormittage des 4. Novembers 1923, als ich mit Steinjan unter einem grauwolkgigen Himmel bei kühlem Nordwest in der entlaubten Allee nach Rabendorf hinausmarschierte, ohne Cham, der so gern daran teilgenommen hätte, und über dem sich nun schon ein ferner Friedhofshügel wölbt. Von der kleinen Kapelle am Eingange Rabendorfs stahlen wir uns hinter dem Dorfe fort, um so ungesehen unser Ziel zu erreichen und die Aufmerksamkeit der Bewohner nicht auf unser Vorhaben zu lenken.

So standen wir denn bald vor dem ersehnten Ziele. Der eigentliche Krug steht auf der Plattform eines von Rissen durchfurchten Sockels, in dem auch Keller und Vorratskammer des anwohnenden Häuslers eingehauen sind und hat eine geschätzte Höhe von 16 m. Heute ging von dem Felsen ein frostiges Gefühl aus, das mit der herbsttraurigen Landschaft gut zusammenklang. Der kleine Spiegel des Teiches war halb verschüttet mit dem toten Laube der Birken, die über ihm aber noch immer recht prahlten mit viel zitronengelben Blättern. Wie ein letzter heller Herbsttraum zitterten diese Wipfel über dem entlaubten Dorfe.

Wir umschritten den Krug auf seinem breiten Sockel, um den besten Anstieg zu ermitteln. Von mehreren Möglichkeiten, den von einem teilweise breiten Bande geformten Hals des Kruges zu erreichen, wählten wir weder den schweren Riß im gelbbrüchigen Gestein der nördlichen Seite, noch den viel leichteren Schräg aufsteigenden Riß der Südseite, der nach Osten

gerichtet ist und nur durch einen scheinbar unangenehmen Einstieg abschreckt, sondern den direkt gegen Süden gerichteten Ramin, der uns die leichteste Arbeit versprach. Hier bereiteten wir uns zum Angriffe vor, dann saßten wir den brüchigen Fels. Ohne sonderliche Schwierigkeit gewannen wir in 5 m Höhe ein abschüssiges Band, über dem sich der Ramin noch mannshoch fortsetzt und dann in jernagte Wand übergeht. Von den vielen kleinen weißlichen Höhlungen ist jedoch nur eine so gestaltet, daß man die Finger der rechten Hand darin aufplatten kann. Das Gesicht dem Felsen zugekehrt, mit der Linken an einen Griff geklammert, versuchte ich hier lange einen Sicherungshaken in eine wagrechte Kerbe des Gesteins einzutreiben, da mir der Ausstieg nach links auf einen grifflosen Wulst nicht unbedenklich schien. Aber der Haken saß nur locker im Fels, und so ließ ich denn den altbewährten Freund vollends nachkommen. Seine Schulter gab mir den notwendigen Tritt, so daß ich nun leichter auf den abschüssigen Wulst steigen und dort verschnaufen konnte. Wir hatten uns in der von unten so harmlos aussehenden Stelle gründlich getäuscht.

Vom nördlichen Ende des Wulstes stieg ich leicht auf einen niedrigen Absatz, und von diesem auf steiler Platte und an den vorsichtig zu behandelnden Griffen des Krughalses auf dessen geräumigen Sandplatz der Nordseite, wo die erwähnte Kiefer wächst. Gut gesichert konnte nun der Freund jene heikle Stelle überwinden und mir folgen. Nun war nur noch der fast allseits überhängende Kopf des Kruges zu überwinden. Er konnte unsern Sieg nicht mehr verhindern. Bei der Kiefer Schwang ich mich auf Steinjans mächtige Schultern, suchte oben zwar umsonst nach richtigen Griffen, doch die Reibung war groß und die Nachhilfe des Gefährten gut, so daß wir dieses letzte Bollwerk leichter bewältigten, als ich angenommen hatte. Ein kräftiger Händedruck besiegelte beim Mittagläuten den gemeinsamen Kampf und Sieg.

Unsere Arbeit war doch nicht unbeachtet geblieben. Im Hofe unter uns hatten die Hunde angeschlagen und Leute angelockt, Sonntagsjäger unterbrachen ihren Jagdang, junge Burschen staunten herauf, und alle verfolgten gespannt und

zweifelsvoll unser vorsichtiges, doch unbeugsames Handeln. Und jedesmal, wenn eine schwere Stelle überwunden war und wir auf sicherem Platze standen, erhellten sich besorgte Züge, Augen leuchteten auf und frohes Lachen und Reden klang empor.

Wir zerschlugen mit schwerem Hammer einen mächtigen Block auf dem Gipfel, einen „Guller“ hieß ihn der Landwirt des Felshofes, der auf schräger Platte gefahrbringend auflag, dann verbargen wir ein einfaches Gipfelbüchlein in alter Zinkblechhülle und trieben hierauf einen starken Ringhaken in den Fels, der uns zum Abseilen über den Kopf diente. Die Kiefer, die wir dann zum gleichen Zwecke benötigen mußten, ist nicht so fest verwurzelt, daß man sie oft beanspruchen könnte; doch dürfte man mit einem 30 m-Seil in ununterbrochenem Abseilen vom Ringhaken des Gipfels bis zum Nordfuße des Felsens absteigen können.

Befriedigt darüber, daß unsere Willenskraft noch nicht versagt hatte, zogen wir vom Molkenkrüge fort, vorüber an der Julienshöhe, durchschritten die erwähnten Felsgründe und ließen uns auf dem Wiesenstein zu kurzer Rast nieder. Fern draußen gingen Regen in lichten Schwaden über das Land und bald schlugen Tropfen auch auf unser Brot und Gebäck. Wir besahen uns dann noch einmal die merkwürdigen stäbchenartigen Abdrücke im roten Sandstein der Südostseite des Felsens und jagten dann auf einem Steiglein am Südfuße des Rollberges unserm Altoater entgegen.

Das war ein wechselvolles Wandern durch die Wälder: immer neue Forste standen vor uns auf, immer ferner blieb der Roll zurück, schon grüßte des Großen Hirschberges schwarze Domkuppel von Süden her. Dann schlug wieder Regen in die wolkenvollen Teiche, strich in grauen Schwaden an den Hammerbergen vorbei, und aus einem Flor dieser halbdurchsonnten Himmelstränen grüßte uns, nur einen Augenblick lang, der große Dohlenstein. Und nun flog ein volles, tiefes Sonnenleuchten unseren weiten Schritten nach und ließ uns durch siebenfarbige Bogen wandern. Gelassen segelten wilde Enten auf dem Teiche bei Krassa, eine Rebhühnerkette flog in einen Streifen gelben Abendhimmels hinein, der ungestörte Friede der

feuchten Fluren um die Buschhäuser berührte uns eigen; hinter uns aber hatte sich auf einmal eine violette Abendluft vor die Waldberge gelegt und über einer tiefen dunklen Wolkenbank stand in Himmelshelle eine wundervoll gefiederte, purpurne Wolke, als hielte ein Engel in seinem Fluge still, und ein zartrosiges Licht fiel von ihr auf alles Land. Und immer näher, immer klarer und dunkler wuchs unser Heimatberg empor und gab seine Wolkenkappe den Winden. Ehe wir in seine nächsten Hallen kamen, sahen wir oft und oft zurück. Dort unten und draußen, grau unter abendgrauen Wolken lagen formlos die durchwanderten Weiten, nur ein ferner Flecken trank noch verzagende Himmelshelle: der große Wartenberger Teich. Sein letztes Leuchten folgte uns bis hoch hinauf zwischen die Bergwälder, dann brachen überall die Menschenlichter aus der dunkelnden westlichen Erde. Um uns sauste der Nachtwind in den Wipfeln und große Sterne stiegen über unserem einsam dunklen Wege auf. Immer langsamer tasteten sich unsere Schritte in der stockdunklen Waldnacht hinauf — wieder, wie so manchemal — endlich aber riefen uns ganz nahe die hellen Lichter des Jeschkenhauses zum letzten, köstlichen Siegesmahl.

Im Kummergebirge.

Es ist das Gebirge der großen, schwermutsvollen Teiche, der unvergleichlichen, hohen Buchenwälder und der sandigen Kiefernforste, so mannigfaltig an Schönheit wie kaum ein anderes unserer Heimat. Auch sein landschaftlicher Reiz wird durch Felsen erhöht, die z. B. gleich hinter Teich und Dorf Kummer als hohe Bastionen aufragen (darunter der Rabenstein mit seiner Holzhütte) und herrliche Fernblicke bieten. Vielleicht aber ist nichts schöner, als an einem Herbst- oder Frühlingsabende auf dem Kleinen Buchberge zu liegen und von der hoch über den Buchenwald gehobenen Kanzel eines leicht erstiegbaren Sandsteinfelsens die Ruhe jener weiten Wälder- und Seeflächen zu trinken, über denen der Tag verdämmt. Da sinken nachtschwarze Stämme in die silberhellen Teiche, die rosigen Abendwolken wandern darin, auf schnellen Möven-

Schwimmen blüht das letzte Abendlicht, und meilenweit im Kreise schauen die finsternen toten Augen der hohen Bösigsburg auf die dunkelnden Wälder, Fluren und Seen herab.

Die hundert Gründe, die von allen Seiten in den Horst des Kummergebirges einschneiden — einer der schönsten und bekanntesten ist der Hohlsteingraben — sind da und dort voller Felschönheiten, aber freistehende Türme finden sich nirgends; nur versteckt in den Gründen des Bahunberges und der Schanze steht in ungestörter Einsamkeit manch wohlgeformter Fels.

Des Kummergebirges große Grenzwächter sind im Süden der Klingsteinkegel des Bösigs, im Norden der massige Basaltblock des Mickenhauer Kahlsteins, der sein dunkles Antlitz nach Norden kehrt, und über dessen glatte Basaltsäulen der Kletterer nur vorsichtig absteigen mag.

Merkwürdige Felsen bergen die waldigen Ruppen der Hirschberge, die den Lauf des Polzen zur Linken begrenzen. Hier findet man zahlreiche äolische Felsbildungen, hauptsächlich durch Wind und Regen verursachte, oft prachtvolle Sandsteinformungen, von denen die Hundskirche und das Frauentor in den westlichen Hirschbergen, die Krone und der kleine Tempel in den östlichen Hirschbergen die bedeutendsten und schönsten sind.

Unweit der Hundskirche, an der sogenannten Kummerstraße, steht auch der in der Spezialkarte eingezeichnete Ziegenstein (292 m), ein beiläufig 15 m hoher, unschwer erreichbarer Sandsteingipfel. Hier sitzt man im Frühlinge gehüllt in eine Wolke zarten Maiglöckchenduftes, und in dem breitästigen Wipfel einer Föhre kann man sich von Winden selig wiegen lassen.

Die Ruppen der westlichen, besonders aber der östlichen Hirschberge haben nach Süden hin hohe felsige Abstürze, in deren rot gefärbtem Sandstein mancher Muschelabdruck zu finden ist.

Des Kummergebirges schönster und stolzester Fels aber ist der Quargestein, von den östlichen Hirschbergen wie ein

König von seinen Vasallen im Halbkreis umstanden. Der kühne, zuckerhutförmige Fels steilt sich hoch über die Föhrenwipfel auf. Man sieht ihn schon mächtig ragen, wenn man vom Forsthaus Heidedörfel auf schnurgeradem Wege durchs Sehege gewandert ist und bei der alten, verfallenen Mühle die Polzenwiesen erreicht hat: da strahlt sein edles Haupt in Morgensonne hell im Westen über dem Walde.

Von hier, wo ein altes, stimmungsvolles Kreuz in den Wiesen steht, ist es zum Quargestein nur noch eine gute Viertelstunde; aber obwohl er nicht tief im Walde liegt, hat ihn doch schon mancher Suchende verfehlt. Man hält sich am besten an den breiten, sandigen Fahrweg, der vom Dorfe Kummer nach Westen hinausführt, und schlägt sich, kurz bevor der Weg nach Heutor abzweigt, nach links in den Wald. Findet man ihn trotzdem nicht gleich, so steige man auf eine der ihn umragenden, bewaldeten Felskuppen, dann kann er einem nicht mehr entgehen. Viel schöner wandert man zu ihm auf dem versteckten Pirschsteige am südlichen Rande der Polzenau, wo rote Sandsteingebilde oft dachartig überhängen und schließlich den Pfad ganz vom Flusse wegdrängen. Mit jenem ansteigend, quert man dann in südwestlicher Richtung die erwähnte Straße und trifft so den Quargestein. (Auf der Spezialkarte, Blatt Böhm.-Leipa und Dauba, liegt er genau dort, wo die Ziffer 3 der Rote 322 der östlichen Hirschberge eingezeichnet ist.)

Der Quargestein ist der farbenprächtigste aller Kletterfelsen. Sein überaus morscher Sandstein ist blaugrau, ockergelb und blutrot, und sein schmaler, fahnen geschmückter Gipfel grün berast. Er wurde von der Klettergilde „Empor“ im Sommer 1909 unter Führung Dr. J. Drašchdanskys zum ersten Male erklettert, eine anerkannt wertvolle Leistung jener jungen Schar. Aber der schwere und auch brüchige Fels wird trotz seiner Größe und Schönheit nur selten aufgesucht; bis zum 16. Mai 1920, an welchem Tage das neue Gipfelbuch von der Alpenvereinsgilde hinterlegt wurde, waren erst sieben Besteigungen erfolgt. An Schönheit der Umgebung wetteifert der Quargestein mit dem Dohlenstein, an Größe steht er diesem nach, an Schwierigkeit ihm weit voran, und es wäre schwer zu ent-

scheiden, welchem von beiden man den Vorrang zuerkennen sollte.

Auf den seltenen Gipfel führt bislang nur ein Weg. Er steigt als enger, manchmal nur handbreiter, griffarmer Riß auf der Südseite senkrecht empor. Schon der Einstieg ist anstrengend, doch der unangenehmste Teil des Risses beginnt oberhalb seiner Einbuchtung. Etwa in 12 m Höhe ist ein horizontales Band, auf dem man verschlaufen und den Gefährten nachkommen lassen kann. Oberhalb des Bandes setzt sich der Riß leichter fort und gestattet, daß man aus ihm über schräge Platte (Vorsicht!) auf die große Ostschulter queren kann. Hier ist ein starker Abseilstift eingetrieben worden. Von der geräumigen Schulter erklettert man nun über eine lotrechte, keineswegs leichte Wand die schmale, herrliche, Gipfelkrone. Ob es möglich sein mag, im engen Riß der Nordseite und über die anschließende, graddurchsetzte, steile Wand zum Ziele zu kommen, ist noch nicht erprobt worden.

Wer des schweren Sieges über diesen Felsen einmal froh geworden ist, der kann aus stimmungsschwerer Landschaft hier ein köstliches Stück saugen. Da liegt zu Füßen, gesäumt von großen, blaugrünen Wäldern, die helle Polzenau, darin blüht golden das vielverschlungene Band des scheinbar reglosen Flusses und darüber schweben weiße Möven unablässig talauf und -ab. Von Westen her glöht der Rahlstein, ein türkischer, schwarzer Kobold, ins helle Wiesental, wo an Herbstabenden der Elfenkönig mit seinen weißen Töchtern zu reigen beginnt; über dem „Sehege“ stehen die Ruppen der Zwickauer Berge, aber näher und hoch über allem thront der König in dieser Welt von Wäldern: der große Röll. Wegwacht halten an seinem Fuße die hohen Felsen bei Rabendorf, die freilich mehr scheinen als sie sind, und viele, viele Stunden fern blaut der Saum der hohen Jeschkenberge mit seiner schönsten Gestalt. Und wie hier um die Hirschberge, so atmet in allen Waldwinkeln um Heutor und den Hohen Berg der Gottesfriede einer schwermütigen, traumstillen Welt, wer weiß, wie lange noch?

In den Bergen bei Schwoika und der Daubaer Schweiz.

Es ist eine kleine, felsreiche Bergwelt, die sich zwischen Schwoika am Südfuße und Bürgstein, der bekannten Sommerfrische am Nordfuße, erhebt. Der große Einsiedlerstein in letztgenanntem Orte, sowie der Betgraben bei Schwoika sind schon seit langem bekannte und vielbesuchte Punkte dieser Wälder um den Slavitschken (535 m) und Eibenberg, der mit 541 m die höchste Erhebung dieses Gebietes ist. Weniger bekannt ist die Felsenwelt, die vom Nordhang des Slavitschken auf die Wiesen von Bürgstein niedersieht. Hier sind mancherlei Gründe in die hohe Sandsteinterrasse dieses Berges eingerissen, von denen der Jaukengrund der bedeutendste ist. An der westlichen Lehne dieses Grundes steht ein talwärts wohl 35 m hoher, nahezu senkrechter Fels, der Kiefernurm (auch Türkenkappel genannt), dessen bergseitige Wand wohl nur halb so hoch, aber stark überhängend ist. Das zum Teil weißsandige, außerordentlich zernagte und brüchige Gestein der Talseite ist sehr vorsichtig zu behandeln.

Der besonders prächtige Fels wurde vom Verfasser mit A. Steinjan und R. Cham im Juli 1919 bezwungen. Bald darauf folgte die Leitmeritzer Gilde unter Führung Karl Stolbas mehrmals auf den von 4 Kiefern gekrönten Gipfel, der eine schöne Fernsicht auf die Lausitzer Berge gewährt. Man hält sich im Aufstiege entweder ganz an den engen Riß der Talseite oder kehrt im unteren Teile in einer Schleife nach links wieder zu ihm zurück. Jedenfalls muß man die kleine Nische gewinnen, die den Riß etwa in der Mitte unterbricht. Aus ihr strebt man in sehr ausgelegter Kletterei entlang des Risses zu dessen kaminartiger Vertiefung empor und erreicht nun leicht ein breites Felsband. Von hier kann man nun vollends über die talseitige Wand zum Gipfel klettern oder man geht auf besagtem Bande nach der westlichen Bergseite, wo ein kleiner schräger Ramin zum Ziele führt. Ein von uns auf dem Bande eingetriebener Ringhaken ermöglicht ein schönes Abseilen auf der überhängenden Bergseite. An ihr findet man auch ein S eingemeißelt. Ein wagemutiger Sohn Bürgsteins, namens

Schwarzbach, hat dieses Zeichen bei seinen vergeblichen Ersteigungsversuchen eingeritzt; unter den späteren Ersteigern des kühnen Turmes ist natürlich auch er im kleinen Gipfelbuche zu finden.

Von den anderen Felsen jenes Gebietes scheint der bedeutendste ein oberhalb Schwoika am Hange des Eibenberges freistehender massiger Felssturm zu sein. Dies ist der „Großvater“, dessen Erkletterung von der Leitmeritzer Alpenvereinsgilde zwar bereits versucht, aber meines Wissens noch nicht vollendet wurde; doch soll, wie mir Karl Stolba einmal erzählte, die Sache nicht aussichtslos sein.

Mit einer Wanderung in diese Bergwelt kann man auch den Besuch einiger anderer Felsen verbinden. So steht am Nordhange des Schieferberges eine merkwürdige Basaltsäule, die „Weiße Frau“ genannt, im Tal der Einsamkeit bei Rodowitz ragt der Rabenstein, zwischen Zwickau und Runnersdorf liegt nahe der Straße der geologisch sehr interessante Sohlsstein, bei Runnersdorf der Totenstein, ebenso zugänglich gemacht wie der Katzenstein bei Hoffnung und die kleine Eishöhle daselbst, und schließlich sieht vom Südhange des großen Limberges der Frauenstein gegen Deutsch-Sabel hin.

Die große Felsenwelt der Daubaer Schweiz gehört eigentlich nicht mehr zum Stoffkreise dieses Buches, doch ich kann nicht unterlassen, auf jene Gebiete hinzuweisen, die als die Klettergärten der Leitmeritzer Bergfreunde bekannt sind, aber auch für jeden Wanderer die schönsten Zierden jenes reizvollen Berglandes bilden. Es sind vor allem die Felsen bei Sterndorf, im Laubener Grunde und im Gründelthal; besonders das letztgenannte hat in der Umgebung der Gründelmühle eine Reihe prächtiger Felstürme, von denen Karlstein, guter und böser Bruder, die schwierigen Blocksteine, die Oschitzer Türme und der große Reichenberger Turm, dessen Gipfel Paul Kertischer am 17. August 1919 in kühnem Tiefweitsprunge erreichte, die schönsten und wichtigsten sind.

Hier, wie auch im Laubener Grunde, dessen ockergelbe Felsen bei Abendsonne wundervoll aufleuchten, mögen vielleicht noch „Probleme“ zu finden sein. Bei Sterndorf, einem Paradies im Frühlinge, steht im Borngrunde auf schmalen Füße auch ein „Quargelstein“, der schließlich nur durch Überwerfen des Seils bezwungen wurde, und an der Hofeleiten, nahe dem Meierhofs Stran, ragen am Nordrande des großen Brotschkenwaldes bedeutende Felsen, allen voran der „Leitmeritzer Turm“, die höchste und schönste Felsgestalt des Daubaer Berglandes, dem keiner unserer Felsen an Höhe gleichkommt, ein wahrhaft königlicher Turm.

Wenn da der Frühling sein junggrünes Geschmeide über alle Hänge wirft, in den sammetdunklen Rieferwäldern die hellen Kerzen aufsteckt und rings um den alles beherrschenden Witsch tausende Blütenkronen im Lande aufleuchten, dann versäume keiner, auch hier einmal zu wandern und zu klettern, auf daß er um einen köstlichen Genuß reicher zu unseren näheren, dunkleren Bergen heimkehre.



P. 204-116.



Die Granitfelsen des Isergebirges.

Viel älter als die verhältnismäßig jungen Formen der Sandsteinfelsen ist die große Granitdecke des Isergebirges, der Boden unser geliebten Wälderheimat. Ob diese Urgesteinscholle ein Ausbruch glutflüssigen Gesteins ist, der die vielleicht darüber lagernde Eiseischiefer durchschlug, oder ob es unmittelbar erstarrte Erdrinde ist, wer weiß das sicher zu sagen? Es ist aber wahrscheinlich, daß die heutige Gestalt des Gebirges mit den vulkanischen Ausbrüchen der Tertiärzeit, wie wir sie im Basaltgusse der Friedländer Gegend mit ihren zahlreichen kleinen Ruppen, im Säckelsberge, im großen Buchberge bei Klein-Iser und im Basaltgange der kleinen Schneegrube des Riesengebirges finden, zusammenhängt: der auffallende Schollenbruch entlang der Haindorfer Berge und das dadurch mitbedingte Einreißen der Längs- und Quertäler dürfte eine Folge dieser basaltischen Ausbrüche sein. Namentlich in die Quertäler, vor allem die Schwarzbachschlucht, stürzten Teile der geborstenen Gesteinsmasse in riesigen Trümmern hinein, in Formen, die schwerlich noch durch eiszeitliche Wirkungen erklärt

werden können. Fester gefügte Massen, unsere Felsen, blieben ragen, weisen naturgemäß auf den Rängen und Ruppen eine mehr horizontale Schichtung auf, woran auch die Verwitterung stark beteiligt ist; die Felsen der steilen Waldschluchten sind dagegen ausnahmslos fast parallel zum Gange geschichtet und reden deutlich, wie sie vor Jahrtausenden entstanden. So sind unsere Isergebirgsfelsen Zeugen der gewaltigsten Erschütterung der Heimat Erde geworden und es darf nicht wundern, wenn der leidenschaftliche Freund unserer Berge gerade zu jenen Felsen sich hingezogen fühlt, gerade hier seine Sehnsucht stillen, sein Genügen finden kann. Denn es gibt zwischen den scheinbar leblosen Formen der Erde und den Seelen der Menschen einen tiefen Zusammenhang, — den nur der Stumpfsinnige nicht ahnt, — dermaßen, daß jeder Form der Landschaft auch eine gewisse Seelenart entspricht. Wie könnte es auch anders sein, da wir doch mit allem, was wir haben, im letzten Grunde Kinder unserer großen, heiligen Mutter Erde sind.

Mag die hier geäußerte Ansicht von der Entstehung dieser Felsen richtig sein oder nicht — die Wahrheit über äonenfernes Geschehen bleibt uns vielleicht für immer versiegelt! — gleichviel, hätten unsere Isergebirge nicht ihre Felsen, wir würden nichts Sehnlischer wünschen, als daß Natur sie schaffen möge. Wenn man nach stundenlangem Wandern beengten Blickes durch die harzduftigen Wälder endlich die krönenden Gipfelsfelsen erreicht hat, so weiß man, wieviel sie bedeuten und daß nichts sie ersetzen kann. Siechhübel, Käufiger Berg, Taubenhäus, die Schwarzen Berge, Wolfsnest, Eisenhübel und andere mehr, wären nicht halb so schön und begehrt, wenn sie diesen Schmuck entbehrten. Deshalb ist auch der Siechhübel so viel reizvoller als etwa die Tafelfichte oder der große Hinterberg. Mag er mit 1120 m wohl etwas niedriger sein als diese beiden, er ist doch der heimliche König des Isergebirges und mit Recht singt der Bergfreund von ihm:

Du bist der dunkelste und mächtigste,
du der stolzeste und prächtigste
meiner Heimatberge:
du bist ihr königliches Herz.

Der Teufelsstein des Iser-Schwarzen Berges und die Eisensteine.

Gern schaut der Bergfreund von den Felsgipfeln der sanft gerundeten Berge über das wundervolle weite Wälderblauen, ein fast immer mühelos erreichbarer Genuß. Nur zwei: der riesige Gipfelblock des vereinsamten Schwarzen Berges im Wälschen Kamme und der große Eisenstein bei Karlstal wollen erkämpft sein, ehe sie dem Wanderer die große stille Wälderschau zu Füßen legen. Die dies auf dem Teufelsstein zuerst genießen konnten, waren Adolf Sahlert, Heinrich Scholze, Gustav Seidel, Willy und Gustav Horn. Am 29. Juni 1895 warfen sie das Seil über den widerspenstigen Block und errangen sich so die herrliche Rundschau über die Wälder, darin noch nicht das große glänzende Auge der Darre-Calsperre leuchtete.

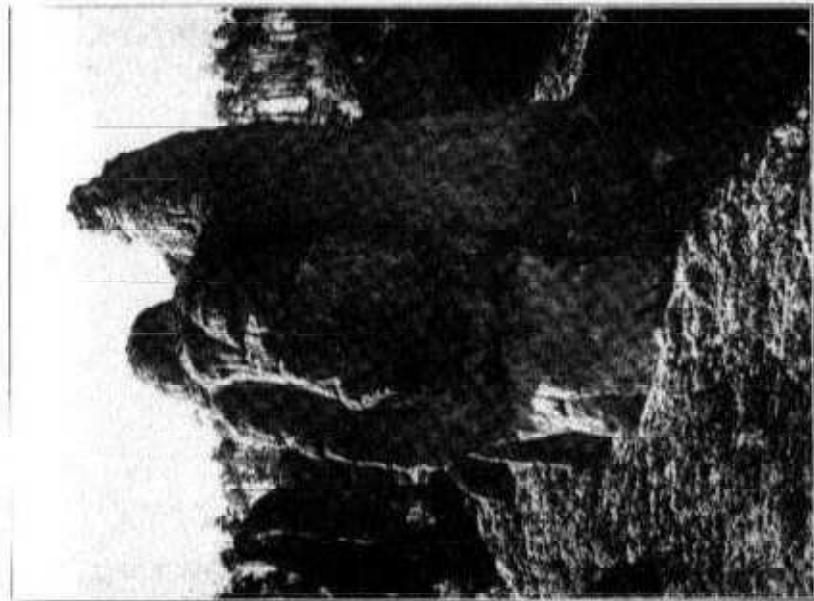
Als wir 10 Jahre später als Zweite auf dem harten Throne saßen, da war die Darre noch immer die lichtgrüne Oase zwischen den dunklen Wäldern. Doch als wir nach dem großen Kriege wieder einmal auf dem seltenen Gipfel rasteten und kühler Regen über die Wälder schauerte, daß uns fröstelte, da war die freundliche grüne Einsicht längst versunken in dem See, der wie glanzloses, bleiernes Auge zu des Himmels Regenwolken starrte.

Man erklimmt den dachartig gegen Südwesten abfallenden Fels von einem niedrigen, nach Norden vorspringenden Felsporn, von dem man auf zwei höhere Tritte der nordwestlichen Ecke steigt und sich nun mit Reibung über die fast grifflose Platte emporschiebt. Der Iser-Schwarze Berg — an seinem Nordfuß entspringt die kleine Iser — ist schon immer ein selten besuchter Berg gewesen, und das ist gut so, will doch auch der Einsame, dem die Moore längst zu laut geworden sind, noch eine Stätte haben, dahin er gern sich flüchten kann.

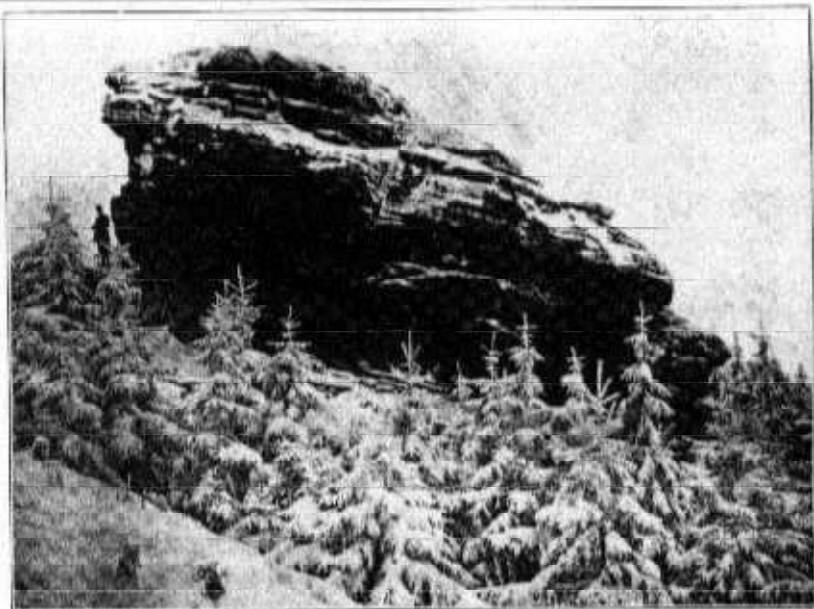
Tief im östlichsten Teile des Gebirges, wo sich der dunkle Wall des Riesengebirges ganz nahe aufbäumt, dort liegen auf der langgestreckten breiten Hochfläche des Eisenhübels die Eisensteine. Durch eine flache Wegmulde wird der



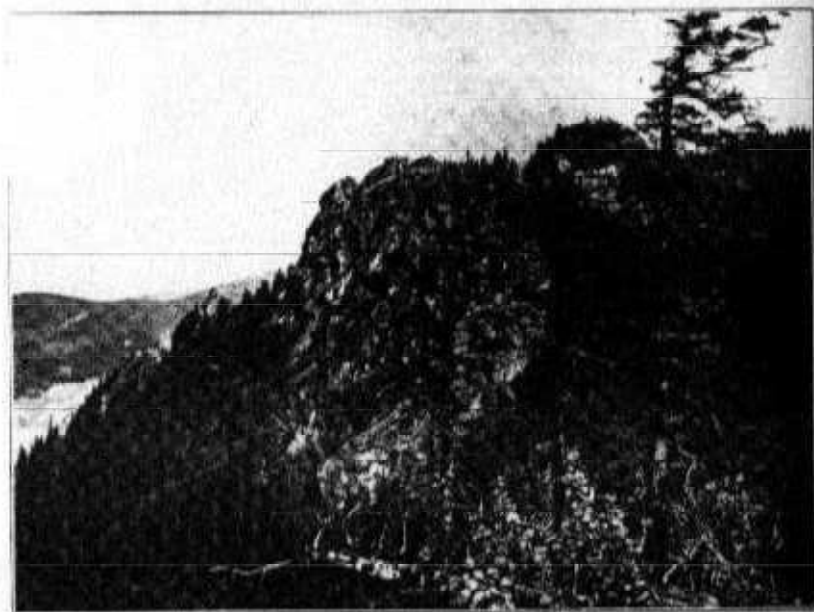
Schwarzbachfall.



Leitmeritzer Turm.



Teufelsstein.



Mittagssteine

eigentliche Eiseenhübel (Punkt 1003 der Mittelbachschen Karte) von der westlichen Höhe der Eiseensteine (1001 m) getrennt. Diese zeigt sich eigentlich nur von Westen oder Süden her gesehen, etwa vom Buchberg oder der Gruppe der Miltzsteine des Ziegenkammes als wirklicher Waldberg, da sie an 170 m über dem einsamen Karlstal aufsteigt. Die hinter hohem Walde liegenden Felsen sieht man von hier zwar nicht, findet sie aber leicht, wenn man von Karlstal aus die alte Zollstraße verfolgt. Von den zwei Wegen, die gleich beim ersten Knie dieser Straße im Hochwalde ansteigen, wählt man den linken. Nach einer guten Viertelstunde Steigens in nördlicher Richtung tritt man bei einem großen Windbruche aus dem Hochwalde und hat sogleich den höchsten und schönsten der Felsen vor sich. Er ist im oberen Teile durch einen Ramin gespalten und stürzt nach Norden mit 15 m hoher, senkrechter Wand ab. Wir nennen ihn den „Großen Eiseenstein“.

Als Steinjan und ich am 19. Oktober 1923, einem nebelnassen Herbsttage, zum erstenmal hier angestiegen waren, um die Eiseenhöhe abzustreifen, überraschte uns die schöne Form dieses dunklen Gebildes. Aber dem regenseuchten, hohen gelben Berggrase starrte es seltsam hoch in die Luft. Und der nördlich von diesem stehende prachtvoll geschichtete Felsnachbar erschien uns in der nebeldurchfluteten Luft noch bedeutender, als er wirklich war. Wir überlegten lange, ob wir den Südturm mit unseren schonungsbedürftigen Kleidern angehen sollten, denn das Gestein und sein dicker Moosbelag triefen vor Nässe; schließlich siegte doch das alpine Ehrgefühl, ja wir schwangen uns sogar zu einer Überschreitung von Westen nach Osten auf, die uns freilich einen elend nassen Hosenboden eintrug.

Wir fanden auf dem beerenkrautbedeckten Gipfel nirgends Spuren einer früheren Ersteigung, sahen solche aber deutlich auf dem nördlichen Felssturme; denn dieser ist mittelst eines treppenartigen Ramins von Norden her oder von Westen her durch ein tunnelartiges Loch, das zu dem Ramin führt, und dann über kleine Wandstufen leicht erreichbar. Östlich von diesem Felsen ist ein kleiner Stein mit Holzstiege als Jagdhochstand hergerichtet. Von diesen Felsen Kammschneise und -weg verfolgend, ge-

langt man nach etwa 500 Schritten zu den östlichen **Eisensteinen** (1001 m), zwei größeren Felsen, leicht ersteigbar der eine, der andere mit einer Holzstiege versehen, um auch hier im Reiche der Edelhirsche und des Auerwildes gute Schau zu haben. Auf einem Pirschpfade kann man von da zur nahen alten Zollstraße wieder absteigen; man erreicht sie noch vor dem großen Wiesenplane der ehemaligen Michelbaude.

War uns an jenem Tage trüber windiger Nebelluft auch keine Fernsicht beschied, — nur manchmal geisterten der Buchberg und die helleren Flächen Groß-Isers auf — wir waren doch überzeugt, daß die **Eisensteine** hervorragende **Ausichtspunkte** seien, die den besonderen Charakter des Isergebirges in schönster Entfaltung zeigen müssen. Und doch: wie vielen Touristen ist kaum der Name dieser Felsen bekannt, geschweige denn ihre Fernsicht, wozu freilich die vielen Wegverbotstafeln im Schaffgottischen Revier mit beitragen mögen.

Rings um Weißbach.

Über der Schwarzbachschlucht.

Jeder, der das obere Wittigtal hinaufwandert, muß sich sagen, daß der Anblick des Gebirges nirgend so schön ist als hier, wo es vom Mittagberge bis Räumigen Berge in felsigen Abstürzen tief zu Tale bricht. Hier an der Nordseite sind jene großen Querschluhten eingerissen, die das besonders **Romantische** des Gebirges sind. Durch die eine führt die weitbekannte Stolzpfadstraße von Ferdinandstal auf die Hochebene, während die andere, die **Schwarzbachschlucht**, unwegsam und ziemlich unbekannt ist. Denn der sogenannte „Zickelsteig“ entfernt sich gerade dort von ihr, wo das Wasser durch Felsgeklüft toller hinabgischt als irgendwo in den Heimatbergen. Eine Wanderung entlang dem Schwarzbache von seiner verborgenen Quelle am Schwarzen Berge bis hinab in den Weißbacher Winkel oder umgekehrt gehört zu den seltensten Genüssen, die das Gebirge zu bieten vermag.

Der Schwarzbachfall, donnernd wie sonst keiner, wenn oben der Schnee in den Mooren schmilzt, ist für den Kundigen nur

der leicht erreichbare Abschluß einer Reihe von Wasserfällen, die noch schöner sind als er und schon 200 m höher oben ihr brausendes Spiel beginnen. Doch man sieht diese Fälle nur, wenn man vor der Mühe nicht zurückschreckt, ununterbrochen im felsigen Bett des Baches auf- oder abwärts zu klettern; dann aber wird man reich belohnt. Im zeitigen Frühjahr, wenn hier der süße Geruch des Seidelbafts mit dem Moderduft uralter Wildnis sich vermengt, dann brüllen die ungestümen Wasser unheimlich wild zwischen riesigem Blockwerk, daß es aus tiefer Enge hoch über Wipfel und Wälder dröhnt. Welche armselige Menschenstimme wollte dann noch dieses urgewaltige Toben übertönen! Das ist dann die rechte Zeit für den kraftvoll Einsamen, dem diese Musik Gottes mehr sagt als alle Gesänge der Menschen.

Ungemein steil und wild, stets von Feuchtigkeit triefend, ist das Gehänge, das aus der Schwarzbachschlucht zur hohen, bewaldeten Felskanzel der riesigen „Nase“ ansteigt, die wie der Schnabel eines Raubvogels über dem donnernden Grunde hängt. Hier, vom tiefsten Falle aus, krallt kaum einmal des Jahres ein Mensch auf dem trügerischen Humus glitschiger Platten, an Urwaldgeäst empor: hier ist gefährliche, mildeste Einsamkeit.

Sanfter und freundlicher ist schon der andere, höhere Steilhang der Schlucht, den der Zickelsteig durchschneidet und der schließlich in den mächtigen Platten des Großen Mittagsteines gipfelt. Besonders reizvoll ist es nun, vom genannten Steige aus zu diesem großen Wandabsturze des **Brandfelsens** (so nennt man auch den vordersten großen Mittagstein) in Felsrunsen des Waldes und über große Blöcke binanzuklimmen und dann zwischen den steilen Granitschroffen sich den besten Weg zum höchsten Gipfelpunkte zu suchen. Ein Waldbrand hat vor Jahren diese großen Platten bloßgelegt, die ehemals von wüstem Buschwerk überwuchert waren. Auch heute machen noch da und dort die starren Arme grauer Baumleichen dem Eindringling viel zu schaffen. Dieser Anstieg, den man unmittelbar vom bekannten untersten Schwarzbachfalle beginnen kann,

ist ein rechter Leckerbissen für turistische Feinschmecker und als solcher schon von der alten Garde gewürdigt worden.

Der Brandfels ist also der am weitesten gegen die Schwarzbachschlucht vorgeschobene, massigste und auch relativ höchste Fels der langen Kette der „Mittagsteine“, die von ihm in vielgestaltiger Folge, oft von feuchtem Dickicht umgeben, bis zum höchsten Punkte (1006 m) ansteigen. An fast allen dieser leicht ersteigbaren Blöcke und Felsmassen windet sich der schmale Pfad vorbei, der dann nach dem Wittigberge weiterführt. — Auf dem Brandfelsen endet auch die südlich vom Zickelsteig heraufkommende Markierung. Will man aber den schönen Tiefblick in die Schwarzbachschlucht ganz genießen, so muß man auf ihm entweder etwas nach rechts absteigen, einen Querspalt überspreizen und dann in einem leichten Ramine wieder ansteigen, oder man schiebt sich auf einem schmalen Bande unter dem einen überhängenden Gipfelblocke nach links auf die Westseite. Wer jedoch direkt aus der Schwarzbachschlucht emporgeklettert ist, der wird dann eine der beiden Möglichkeiten wählen, um die Markierung zu erreichen.

Dem Brandfelsen nördlich gegenüber ragt, fast ebenso hoch, die doppelgipflige „Friedländer Zinne“; sie ist eigentlich der einzige rechte Kletterfels unter den vielen Mittagsteinen, welcher vom tiefer abstürzenden Brandfels durch eine weite Kluft getrennt ist. Zwar ist auch der östliche Gipfel dieser Zinne von Süden her durch eine Art Rinne leicht zu erreichen; aber der talwärts tief abstürzende Westgipfel, geziert mit starker Eisenstange und Tafel, ist nur mittels längerer, nicht gerade leichter Kletterei zu erringen. Auf der Tafel ist dem Felsen eine schmale Kluße vorgestellt. Von ihr aus hat man nun eine glatte, nur einen Tritt bietende Wandstufe zu überwinden, was am besten mit gegenseitiger Unterstützung geschieht. Dann schiebt man sich in einer feichten rinnenartigen Verschneidung auf ein breites Band der Nordseite, um sich schließlich über die hier in Brusthöhe ansetzende, ungriffige Gipfelplatte hinaufzumühen. Und diese Mühe belohnt dann vor allem ein herrlicher Tiefblick in die Schwarzbachschlucht, aus der das laute Dröhnen der Wasserfälle heraufklingt, und auf das

freundliche Weißbach, über dem groß und feierlich die blaue Waldkuppel der Tafelfichte thront.

Die Friedländer Zinne wurde am 27. Mai 1912, einem Pfingstmontage, zum ersten Male von Franz Haupt aus Friedland allein erstiegen, was damals infolge mehrerer von Moos bedeckter Stellen noch nicht so angenehm war wie heute. Die starke eiserne Gipfelstange, die eine Tafel mit dem Stadtwappen Friedlands, eine Blechhülle für das Gipfelbuch und einen Abseilring trägt, wurde von der Friedländer Gilde gestiftet und am 28. Juli 1912 aufgestellt. Gewöhnlich steigt man sich in die niedrige Scharte zwischen beiden Gipfeln ab und steigt dann über den östlichen, von Fichten und Beerenkraut besiedelten ab, was eine schöne Überschreitung des sehr lohnenden Doppelgipfels ergibt.

Unterhalb der Friedländer Zinne fällt in nördlicher Richtung ein zum Teil bewaldeter Felskamm ab, dessen erste selbständige Erhebung der fein gesformte Mittagjahn, und dessen letzte die sagenumwobene Hainskirche ist. Die Erststeigung des Mittagjahnes vollzieht sich in kurzer und unbedeutender Kletterei von einem breiten Bande seiner Westseite; wahrscheinlich wurde auch dieser Zacken am 28. Juli 1912 von Franz Haupt, Heinrich Löser und Hans Neumann aus Friedland erstmalig erklettert. Bekannt ist der von der Ostseite über Stufen allgemein zugängliche Fels der Hainskirche, deren geräumige Plattform man aber auch auf der höheren Westseite durch einen kleinen Ramin und über Wandstufen interessanter erreichen kann.

Besonders eigenartig ist der mittlere Teil des Gratverlaufes zwischen dem Mittagjahn und der Hainskirche; er stürzt mit wohl 50 m tiefen senkrechten Wänden auf eine felsige Pichtung über dem Schwarzbachtale ab, aber von Osten ist dieser prächtige, fein gemuldete Felsrücken ganz leicht zu erklimmen. Überhaupt: es gibt eine der schönsten Felsfahrten im Isergebirge, wenn man von der Hainskirche her, sich streng an den Grat haltend, der Friedländer Zinne zustrebt, besonders schön im Herbst, da Birken und Eschen ringsum zu gelben beginnen.

Auf der erwähnten felsigen Richtung, wo jetzt schon wieder niederes Buschwerk grünt, steht einsam eine riesige Tanne, der einzige Überrest jenes Hochwaldes, der hier vor 25 Jahren noch die Hainskirche und alle anderen Felsen dieses Hanges verbarg, und nahe dabei ein talwärts etwa 20 m hoher, ziemlich schlanker, bewaldeter Fels: die Ranzel. Der immerhin schöne Stein wurde auf seiner schmalen Südostseite mittels eines unschwierigen Risses erstmalig von Franz Haupt und Hans Neumann im August 1912 erstiegen.

Jenseits des Schwarzbaches, zwischen diesem und dem Schwarzen Floss, steigt ein steiler Rücken zur Hochebene des Scharchen an. Auf diesem Waldkamme stehen mehrere, jedoch weniger bedeutende Felsgruppen, von denen die Winkelwächter am sogenannten „Knochen“ die schönsten und wichtigsten sind. Die Friedländer Gilde hat im Mai 1920 auch diese leicht ersteigbaren Felsen zuerst besucht.

Steigt man vom Weißbacher Winkel im dunklen Graben des Schwarzen Flosses bergan bis dorthin, wo der einsame felsige Grund heller wird und ein kleiner Wasserfall über moosiges Gestein stürzt, sieht man zur Linken einen bewachsenen Felskamm ansteigen. Hart am rechten (südlichen) Abfalle des Grates klimmt man hier steil empor; eine kleine dunkle Höhle lockt den Entdeckungseifrigen, eine riesige Fichte liegt quer über die Felsen hingeschleudert, kleine Kletterstellen, gebildet von moosüberwucherten Blöcken, unterbrechen angenehm das steile Gehen und weiter oben entzückt eine eigenartige Buche, die wie ein verschlungener, vierarmiger Leuchter hoch aufragt, den des Neulandes frohen Sinn. So gelangt man auf die lichte Höhe des Kamms, den „Knochen“. Den Felsgrat, dem entlang man emporgestiegen, sieht man jetzt zu einer mächtigen, doch leicht ersteigbaren Burg entwickelt, und nahe, auf dem eigentlichen Rücken, ragt noch eine große Felsmasse, die durch einen abgestorbenen Baum ihres plattigen Ostabsturzes gekennzeichnet ist. Auch sie ist nicht schwierig, wenn auch nicht so leicht wie der Nachbarfels, von Süden oder Osten zu erklettern. Zwischen den prächtigen Felskuppeln spannen starke Buchen ein herrliches Gewölbe und die Schau von ihren grauen Schei-

tern ist im Herbst so schön, daß man sie nicht vergessen kann. Besonders das Bild der zur Schwarzbachschlucht jäh abstürzenden Mittagsteine und ihres Nordgrates ist nirgends eindrucksvoller als von hier zu sehen. Ein schmaler Steig windet sich durch niedriges Buschwerk die Kammhöhe empor, ein mächtiger Granitahn steht als dritter Wächter am Pfade und etwas weiter oben, beim Grenzstein 49, 51, 52, schmückt ein Andachtsbild eine hohe schlanke Buche. Hier dreht sich ein Weg aus dem Graben des Schwarzen Flosses herauf und steigt auf dem breiter werdenden Kamme zur Hochfläche des Scharchen hinauf. Der feine Pirschweg an deren Nordrande läßt sowohl die wilde „Nase“ wie auch den gezähnten Aufstein leicht und rasch erreichen.

Belangloser sind die „Scholzfelsen“, ein Felsgrat, der an der Weißbacher Lehne östlich des Weißbaches bis zu dem schönen „Gürtelwege“ ansteigt.

Am Räumigen Berge.

Trotz seiner geringeren Höhe — der Räumige Berg gipfelt nicht in seinem, dem allgemeinen Touristenverkehr erschlossenen Hauptfelsen (943 m), sondern in dem östlich davon auf dem breiten Kamme ragenden Raubschützenfelsen — ist er doch einer der herrlichsten Berge des Isergebirges. An seinen beiden Flanken brausen zwei der schönsten Gebirgsbäche herab, im Süden die dunklere Wittig, im Norden der hellere Hegebach, und zwischen beiden thront er hoch mit wundervollem Walde. Sein stark gekrümmter Rücken springt steil von Weißbachs leichten Wiesen auf und wölbt sich dann weit hinein fast bis zu den innersten Mooren des Gebirges. Seine riesigen geländertragenden Gipfelklöße schauen nach Norden zur großen Rundung der Tafelfichte und gegen Süden zur übergewaltigen dunklen Kuppel des Wittigberges, wo die wasserüberbrannten „Platzfelsen“ in der Sonne glänzen. Im Osten lugt vor dem dunstblauen Riesengebirge der schwarze Regal des basaltischen Buchberges über halb verborgenen Moorwäldern, weiter gegen Süden hin liegt der mächtige Felsklotz des Iser-Schwarzen Berges, der Teufelsstein, wie ein dunkler Löwe auf den Forsten, die

Schindeln des einsamen Börnhauses leuchten und daneben steigt in hoheitsvoller Wölbung der Siechhübel (Siebengiebelstein) empor, im Westen aber tief zu Füßen mit Gärten und Gebüsch das arbeitsfrohe Wittigtal mit seiner Berge unvergleichlichem Südwand, dunkel- und hellgrün Wälder hinter Wäldern, mächtig abfallend bis zu Friedlands niedrigen Hügeln. Wenn im Maien unten im Dorfe alle Gärten schon blühen und die Wiesen im frischesten Grün leuchten, oben aber in den Hochmooren noch der Schnee schmilzt und in tausend Adern versickert, dann tönt von beiden Seiten das heimelige Brausen der Bäche bis zu des Berges höchsten Wipfeln empor.

Den schönsten Anblick gewährt der felsige Berg unbestritten aus dem Wittigtale, dort, wo bei den großen Kehren vor der Siebenbohlenbrücke das Gänsewasser herabkommt, das den kleinen „Ziegenrücken“ vom eigentlichen Käligen Berge scheidet. Da zieht zuerst eine breite Lichtung sanft hinan, dann stürzt im steilen Buchenwalde fast ununterbrochen eine lange Reihe halbversteckter Felsstürme bis nahe zu den wuchtigen Gipfelblöcken, dieser weithin sichtbaren Krone des Ganzen. Von der Straße weg führt hier ein alter Pfad hinauf, wendet sich bald nach dem linken (westlichen) Rande der Lichtung, steigt sodann im Walde stärker bergan und klettert so zum ersten der großen Felsen empor, dessen Fuß vom wirren Astwerk umgestürzter Niesenbäume umlagert ist.

Man steht und staunt: so prächtig hat man diesen Fels, den Seierkopf, nicht geahnt. In großen gestuften Platten steigt er hoch an, überwölbt von einem gewaltigen Gipfelhaupte. Unüberwindlich scheint der erste Abbruch dieser Platten, daher wagt man sich nach rechts, wo an der Ostseite vor verstecktem Spalt eine Buche steht. Hier steigt man ein, klettert nach links hinan, sich empor-schwingend auf ein breites schräges Plattenband, auf dem man vorsichtig zu einem morschen Baum der Wandmitte hinüberquert. Den ersten, fast mannshohen Gürtel geht man über eine nicht sonderlich schräge Platte an, indem man nach rechts zu einer Felsrippe des Gürtels trachtet. An ihr stützt man sich auf ein angenehmes Band empor. Hier stellt sich nochmals eine längere und steilere Platte in den Weg, der

wieder ein Gürtel, aber niedriger, aufgesetzt ist. Man kann nun entweder in einer leichten Einkerbung zu diesem Gürtel ansteigen und ihn dann rechts, wo er am niedrigsten ist, überklettern oder man bewegt sich (leichter und sicherer) am rechten Rande der Platte nach der leichtesten Stelle des Gürtels. Über diesem Gürtel setzt sich der Fels wieder als leichte Platte fort, die als bandartige, helle Halskrause endet. Über ihr, mächtig überhängend, der große Gipfelkopf. Leicht kann man hier nach rechts ausweichen, wo aus der Tiefe ein breiter Ramin heraufgähnt. Und hier mündet nun auch der ganz leichte Aufstieg von der Bergseite ein. Eine schmale Rampe führt mäßig steil empor zu einem kurzen Ramin, der die bergseitig vorgelagerte große Kullisse vom Hauptgipfel trennt. Hat man den leichten Ramin überwunden, bedarf es nur noch eines kleinen Klimmjuges an der linken Wand und man kann auf dem gratartigen Scheitel einer prächtigen Wälderschau sich hingeben. Ringsum rauscht der Wald mit den ältesten seiner Kronen und in der Tiefe raunt die dunkle Wittig.

Der Seierkopf ist unter den schönen-Felsgipfeln des Isergebirges gewiß einer der am leichtesten erreichbaren; deshalb haben auch die Friedländer Bergfreunde das Gipfelbuch so verborgen, daß es vor unnötigen Verschmierungen bewahrt bleibt, der Kundige aber es dennoch finden kann.

Auf dem leichten, gewöhnlichen Wege wurde der Fels zuerst am 15. August 1920 von Franz Haupt, Kamill Novotny und Edwin Haupt erstiegen, welche an diesem Tage auch den schwierigeren Anstieg über die bergseitige Wand der Kullisse ausführten. Der geschilderte Talanstieg aber, eine selten schöne, nicht schwierige Plattenkletterei, wurde von August Steijn, Rudolf Eham und dem Verfasser am 17. Oktober 1920 eröffnet.

Wenn der Blick des Bergsteigers vom Scheitel des Seierkopfes zum Gipfel des Käligen Berges hinantastet, so haftet er zunächst an jenen steil ansteigenden Felszacken, die einem gemeinsamen, wohl 100 m langen Sockel entragen. Dies ist der Habenekamm, ein Vergleichswort, das sich dem Beobachter von selbst aufdrängt. Er ist zweifellos der schönste Felsgrat

der Fserberge und es ist umso merkwürdiger, daß dieser schneidige Kamm, die besondere Zier des käligen Berges so lange unberührt geblieben ist. Vielleicht wohl deshalb, weil die Erkletterung der einzelnen Gratscharten bedeutungslos wird, wenn man nicht die ganze Zackenreihe überschreiten kann.

Im Jahre 1922 war ich gelegentlich einer Alpenvereinswanderung einmal von Westen zur untersten der Gratscharten angestiegen; der kundige Blick hatte hier sofort ein Problem bester Güte entdeckt. Doch es dauerte bis zum 3. Juni 1923, ehe wir, auch diesmal vom Seierkopfe kommend, wieder dem Felskamm nahen mit der ernstesten Absicht, die Überschreitung dieser Gratjacken zu versuchen.

Es war ein seltener Sonntag des regenreichen Vorsommers: aus grauem, zerflatterndem Morgengewölk löste sich ein frischer, sonniger Früh Sommertag, kühler Wind sang im vollen Paub. Da stiegen wir unter dem ganz abweisenden Calsturze des tiefsten Jackens nach der Ostseite des Felskammes: Steinjan, seine Frau und ich. Bald bemerkten wir, daß man also auch von dieser Seite, wo eine große wetterkahl Tanne dem Sockel entragt, zur tiefsten Scharke ansteigen kann. Gar nicht schwer kletterten wir in die bewachsene Mulde des Sockels hinauf und erreichten schließlich durch einen kleinen Ramin die Gratscharte, wo ein ganz morscher Baumstumpf verwittert. Nun belehrte uns auch der flüchtige Tiefblick vom 1. Jacken, daß seine südliche Plattenwand wohl kaum zu überwinden sei.

Wir hatten vergessen, die Kletterschuhe anzuziehen und hätten beinahe auch das Seil bei der Hüterin unsrer Habe zurückgelassen; jetzt sahen wir, daß beides notwendig war. Die Wand des zweiten Gratjackens beginnt mit einer vorsichtig zu behandelnden Rasenstufe. Hier fanden wir Spuren von Nagelschuhen; es mußten also schon andere vor diesem Problem gestanden sein, wahrscheinlich die Friedländer Freunde. Als wir die Sache so von vorn besahen, dachten wir: lachhaft! das muß ja unbedingt zu machen sein, wenigstens wird sich der sichere Rasen, der sich in eine Mulde der Platte hineingeschmiegt hat, erreichen lassen — so gering erschien uns die Neigung des Gesteins. Als ich aber dann wirklich die Hände auf die grifflöse

Platte legte und die Nagelschuhe an den Fels zu pressen versuchte, bekam alles plötzlich ein anderes Gesicht: mit abgelaufenen Randnägeln war hier gar nichts zu wollen.

Da entschlossen wir uns, die Sache barfuß anzugehen. Und so ging es auch tatsächlich besser, besonders dort, wo wir flechtenarme Teile des Gesteins berühren konnten. Wir erreichten das große Graspolster, einen guten Ruhe- und Sicherungspunkt, und kletterten dann ebenso steil in einer flachen Mulde zur Höhe des zweiten Jackens, welcher ohne Absturz in die beerenkrautbewachsene zweite Gratscharte übergeht. Das war ein glücklicher Beginn. Nun stieg vor uns, schon etwas steiler, die nächste Platte an. Es schien am besten, wenn ich sie an der rechten Kante packen würde. Und so, katzenleich emporkletternd, gelangte ich auf einen Jacken dieser Kante, wo der Blick unvermittelt tief auf den Waldboden stürzte: eine ganz eindrucksvolle Stelle. Und nun wieder vorsichtig, doch unaufhaltsam zum dritten Gratjacken hinan, der nur den Reitsitz gestattet. Er fällt etwa 5 m tief in die breite, mit zwei großen Blöcken erfüllte dritte Gratscharte ab. Gewandt folgte der schwere Freund nach; es war auch zu köstlich, dieses Haftens an steilen Platten ohne Griff und Tritt.

Unsere Zuversicht war merklich gestiegen. Nun würde sich auch die letzte Plattenflucht uns nicht mehr versagen. Diese ist durch ein breites Humusband, bewachsen mit kleinen Fichten und Eschen, in zwei Abschnitte geteilt. Unsere Sache lag ganz eindeutig da: wenn wir auf jenem Bande stehen werden, ist der Sieg unser; aber eben dieser erste Abschnitt der Platte schien das Schwierigste zu sein. Doch wir ließen uns nicht einschüchtern, obgleich ich beim Überklettern des gratförmigen Scharkenblockes mit dem linken Knie so heftig angestoßen war, daß ich längere Zeit auf der Kante dieses Blockes liegen blieb, bis der Schmerz verzittert war.

Wieder hielt ich mich auch hier an die gerundete rechte Kante der Platte, benützte aber die schmale Rampe zur Rechten nicht, da sie nicht so vorteilhaft in der Richtung zum Sichernden liegt. Die ersten Meter gingen ganz leidlich, dann aber folgte eine steile Stelle, die ich nur durch sprunghaftes Auspressen der

Finger und mit Einsetzung alles Willens bewältigen konnte. Wie Saugnäpfe mußten sich da Finger- und Zehenspitzen ans Gestein krampfen, um von der grifflosen Wand nicht abzugleiten. Nach dieser schwersten Stelle wieder leichterer Fels bis zum bewachsenen Bande, von dem man den Nachfolgenden gut sichern kann. Nach all dem Überstandenen mutete uns der zweite Teil der Platte leicht an: wir fühlten auch, daß die selten geübte Technik sozusagen mit jedem Meter unter unseren Händen wuchs und uns sicherer machte.

Auf diesem letzten schmalen Zacken unseres Sieges blühten die Preiselbeeren verschwenderisch reich. Wir dehnten uns behaglich in der wohligen Sonne und ließen den kühlenden Wind zwischen den nackten Zehen surren. Die Wipfel der höchsten Buchen ragten und rauschten um uns, ein Buntspecht huschte vorüber und adlergleich kreiste hoch über uns ein großer Raubvogel. Tief unten schnurrten nach kurzen Pausen Automobile im Bergrennen gegen Wittighaus. Wie jaghaft sie zu den Rehren bei der Siebenbohlenbrücke angeschlichen kamen! — war das überhaupt noch Sport? Aber oben, hinter dem Hemmstein, jischten ihre Staubschlangen blitzschnell dahin, daß einem das Herz im Leibe lachen konnte. Fährdevolles Leben auch dort unten, nur daß kein Wettbewerb uns so beseelte: in verschwiegener Waldheimat lebten wir einsamen Kampf und Sieg, die uns dennoch ganz froh und glücklich machten.

Vom Aussichtsfelsen des Gipfels riefen Stimmen der Wanderer, nicht mehr hoch über uns. Wir waren heute so tatenlustig, daß wir auch diesem grauen Throne der Schönheit nicht auf dem Allerweltswege nahen wollten; nur von Süden her sollte er unser werden. Wir stiegen von unserem Rastorte mühelos über blankes und moosiges Felsgeklüft in den Wald und wandten uns bald nach rechts zu den hohen Abstürzen des Hauptturmes. Schräg über Platten hinan, hin und wieder auf Wandern östlich fort, bis wir am Fuße jenes Kamines standen, der uns den günstigsten Weg zum Gipfel versprach. Zuerst wollten freilich widerspenstiger Strauch und morsches Baumwerk uns den Einstieg verwehren, dann der Riß, wulstig überhängend, uns abschütteln, es war umsonst. Im breiteren Ra-

ume stemmten wir uns schließlich angenehm empor zur Brücke, die uns überdachte, und schwangen uns am eisernen Geländer auf die freie Höhe: ein neuer schöner Weg nach dem alten, wälderbeherrschenden Ziele war auch hier gefunden worden.

Die große Felsensahrt, die man am Südfuße des Seierkopfes beginnen und auf dem Gipfel des Käligen Berges enden kann, zählt wegen der bedeutenden Plattenkletterei zu den längsten und eigenartigsten der Uferberge; und wem die Anstrengung bei einer Kletterei nicht die Hauptsache ist, der wird sie gern die genussvollste und schönste Felsstur der Heimat nennen. (Die Platten des Hahnenkammes sind durchschnittlich 15 m lang und 40 Grad steil.)

Die genannten Felsstürme sind gewiß die größten des Käligen Berges, womit seine reichen Felsenschönheiten freilich noch keineswegs erschöpft sind. Östlich vom Hauptturme des Gipfels steht ein Felsenmann, der *J w e r g*, der die Friedländer schon vor Jahren zu einer Besteigung verlockt hat, und ein großer Felskamm, wenn auch nicht dem Hahnenkamm vergleichbar, aber doch mit ungemein eindrucksvoller östlicher Flanke, stürzt parallel diesem zum Gänsewasser ab. Der niedrige waldige Grat des Ziegenrückens trennt Wittig und Schindelgraben vom Gänsewasser. Wo er sich dem Südhange des Käligen Berges anschmiegt, steigt inmitten breiter Blöcke ein Streifen dichten Jungwaldes steil zur Höhe, aus dem ein mächtiger Felssturm schwarzplattig niedersieht: es ist der *E i b s t e i n*. Er fällt nach der Bergseite gratartig ab, ist unschwer zu erklettern und bietet von seinem schmalen Scheitel die selten schöne Vogelschau in den Schindelgraben und das walddunkle Wittigtal, um die rings die bekannten Waldberge mächtig aufragen. Und die Feinschmecker unter den Wanderern wissen, daß der Waldhang des Hinterberges ihnen gegenüber ein seltenes Kleinod birgt, den unwegsamem Graben des frischen Flosses. Hat man sich im Herbst durch das mannshobe goldgelbe Berggras emporgemüht, dann tut eine Rast auf diesem einsamen Felsen doppelt wohl.

Westlich und etwas höher am Hange steht am Hochwaldende eine größere vielgestaltige Felsgruppe, deren höchster Turm uns einmal zu einer fabelhaften „Erstersteigung“ ver-

leitete. Von hier geradeaus ansteigend, erreicht man bald den Kamm des Käuligen Berges, wo der Raubschützenselsen als einsame Klippe träumt. Und nun gleiten die Blicke gern über die großen, tiefen Moornälder im Osten, hinter denen, umflort vom blauen Fernedunst, die Riesenberge ragen. Auf dem breiten Westgrate des Käuligen Berges, der zur Weißbacher Wasserleitung abfällt, türmen sich neben dem selten begangenen Steige mancherlei Felsburgen im Walde, von denen die leichte, am tiefsten gelegene, **Jesenstein** (auch **Fuchsweße**) genannt, die besuchteste ist; und auf der zum Hegebachtale abfallenden Lehne (Kohnhübellehne) stehen kleinere zylinder- und pyramidenförmige Felstürme, die manchmal vor jagenden Nebeln ganz großartig aufragen.

An der Dreßlerlehne.

Ich weiß mir nichts Schöneres in Heimatbergen, als zur Schneeschmelze oder nach riesigen Regengüssen, wenn die vollgesogenen Hochmoore alle Bäche füllen, daß die Wasser in erschütternder Wildheit durch die waldigen Schluchten niederstosen, den johlenden und grollenden Fluten entgegenzuwandern und ihrer übermächtigen Musik zu lauschen, so ganz nahe, daß der stäubende Wispel Gesicht und Kleider feuchtet. So bin ich in unvergeßlichen Jugendtagen oft an den stöhnenden, stürzenden Bächen von Stein zu Stein gesprungen und habe dort am liebsten geruht, wo das gewaltige Brüllen der Katarakte jeden anderen Laut verschlang und dem Ohre die liebste aller Musik war. So habe ich die rumbraune Wittig rauschen hören von der Schindelgrabenbrücke bis zu Pauls Plan und dem Lehnsstein, so den Schwarzbach donnern, diesen tollsten und verwegentsten unserer Bergbäche, so hinabjagen sehen mit seinen lockenden Badetiümpeln den herrlichen Hegebach, diese wundervolle Perle des Isergebirges.

Wer von Weißbachs höchstgelegenen Häusern auf schattigem Talwege in die Hegebachschlucht wandert, dem steigt zur Linken von dunkel überschattetem Bache hoch die Südlehne des **Kalmrichs** empor, die als sogenannte **Dreßlerlehne** (Südabfall der Tafelsichte) dann weiterhin noch Bach und Weg

einengt; zur Rechten aber ragt bald die **Kohnhübellehne** des Käuligen Berges mit ihren kleineren Felsgestalten und anschließend die Lehne des dichtholzigen „**Rassenhaues**“, aus dem in der Tat unzählige Wasseradern zum „**Packchristelsteig**“ herabrieseln. Für den Wanderer, der irgendwie zum Käuligen Berge angestiegen ist, bildet dieser Steig den günstigsten Zugang ins Hegebachtal, wo er den lärmenden Bach kurz vor seiner Einmündung in den Talweg überbrückt.

Die genannten Lehnen, besonders die Dreßlerlehne, hängen steil zur Bachschlucht nieder und drängen und zwängen deren Weg so, daß er auf Brücken dreimal die Ufer wechseln muß. Bei der obersten Brücke, zu der man von der Einmündung des Packchristelsteiges etwas absteigen muß, richtet sich aus niederem Laubgestrüpp der Dreßlerlehne ein Felsgrat auf, neben dem man östlich gerade emporsteigt, um etwa 50 m über dem Talgrunde den im Walde verborgen liegenden **Spitzen Turm** zu finden.

Das ganze Isergebirge hat keine schlankere Granitnadel als diese, die bergseitig wohl nicht hoch und auch leicht zugänglich ist, talseitig aber doch mehr als 25 m tief abstürzen mag. Dem Turme ist auf der Bergseite großes Blockwerk vorgelagert, auf das man sich erst empor-schwingen muß, um dann auf leichtem Bände die Ostseite der Nadel zu queren und von Süden (talseitig) ganz leicht den schmalen Gipfel zu gewinnen. Dieser selten von Menschenfuß betretene Felszahn — vielleicht haben ihn die Friedländer Bergsteiger 1912 als erste besucht — ragend in der tiefsten Einsamkeit der hinteren Dreßlerlehne, ist so recht ein Gipfel für Traumseligkeiten, dazu der Hegebach sein nimmermüdes Lied singt.

Auch die Dreßlerlehne ist eine unbekannte Zier des Isergebirges. In sie ist, ziemlich hoch oben, jener breite, schöne Fahrweg eingeschnitten, der von der Landesgrenze und „**Himmelsleiter**“ in kaum merklichem Gefälle den Felsen des **Kalmrichs** aufstrebt, hier mit dem von der Tafelsichte herabkommenden Wege zusammentrifft und vereint mit diesem an den **Franzosensteinen** vorbei zur **Subertusbaude** sich hinabwindet. Unterhalb

dieses schönen Fahrweges wuchert an der Dreifelderlehne ein steiler Mischwald, vornehmlich voller Buchen, verlassen und urwaldheimlich wie wenige in unseren Bergen. An diesem Hange stürzen mehrere Felsgrate jäh zum Hegebachtal ab. Sie stellen sich dem Waldfreunde quer entgegen, der vom Spitzenturme her diese Wildnis durchstreifen will, so daß er am besten tut, diese Felskämme ansteigend zu umgehen. Dabei leuchtet der helle Durchschlag des Fahrweges höher oben wie ein rettender Wegweiser in die dunkle Einsamkeit. Ist man so in der Düsterei des sperrigen Wald- und Felsgewirres bergauf und -ab, aber schließlich doch in gleicher Höhe etwa 20 Minuten gegen Westen gewandert, so stößt man an den letzten der Felsgrate, wo aus dunklem Grunde eine riesige Felsburg aufragt: der Gralsturm, dem, durch eine Scharte geschieden, bergseitig ein kleinerer Turm gesellt ist.

Als eine Jugenderinnerung mich im August 1919 so den Fels suchen hieß, da fand ich den dunkelgrauen Granit seines Bergfußes wie von ewiger Walddüsterkeit beschattet, aber über den Gipfeln hundertjähriger Buchen strahlte hell sein Gipfel im Sonnenlichte, als wie die verheißungsvolle Krone unvergänglichen Lebens. Wie freute ich mich dieses seltenen Gebildes, wie bebte ich vor Fingerglück! Später ist dann zwischen ihm und seinem westlichen, ähnlich gearteten Nachbar eine breite Pichtung in das Laubwerk der Buchen geschlagen worden, so daß der früher so verborgene Turm von dieser Pichtung nun leicht gesehen werden kann. Sie grenzt oben neben den Gipfelsfelsen des Ralmrichs an den zur Tafelfichte führenden markierten Weg, so daß man, absteigend an ihrem östlichen Rande, den Gralsturm zuverlässig finden muß.

Der domartige Turm gehört zu den mächtigsten selbständigen Felsgestalten der Iserberge; seine bergseitige Höhe dürfte 25 m, seine talseitige wohl 40 m betragen. Unerreicht an Schönheit der Form, wird er in der Mächtigkeit der Quadern nur von der „Wilden Marie“ übertroffen, deren talseitiger Abbruch noch bedeutender ist. Man erklettert den Gralsturm bislang nur von der Bergseite. Von einem kleinen Pfeiler spreizt man leicht an die westliche Kante des Felsens über und

quert auf schmaler Leiste mit genügend gutem Haft für die Hände bis in die Mitte der senkrechten Bergwand. Von hier stützt man sich in einer schrägen kaminartigen Verschneidung unschwer zur großen, bewachsenen Terrasse hinaus, auf welcher der überaus schöne, allen Wald überragende Gipfelblock ruht. Von ihm hat man, sitzend über dem goldgrünen, sanftbewegten Flore der Buchen einen engbegrenzten, aber doch wundervollen Ausblick. Talseitig rauschen die Wipfel tief unter dem Chronenden, ganz unten im Grunde klingt das verworrene Rufen des Hegebachs, gegenüber ragt die große lichtgrüne Kuppel des Räumigen Berges mit ihren Felstürmen, und von ihr gleitet der Blick zum gewaltigen dunklen Bergwalle des Wittigberges und der Mittagsteine. Und daß man nicht vergesse, daß es neben der einfachen, heiligen und beständigen Welt der Felsen, Wälder und Bäche noch die tausendfach irre und wirre Welt der Menschen gibt, blinken aus der Tiefe die letzten freundlichen Häuser Weißbachs in die traumvollen Stunden.

Der herrliche Fels wurde vom Verfasser mit A. Steinjan und Rudolf Cham am 24. August 1919 zuerst erstiegen und im folgenden Sommer wurde ein neues Gipfelbuch des Alpenvereins hinterlegt.

Einen ähnlichen Ausblick wie vom Gralsturm hat man von seinem schon genannten westlichen Felsnachbar, der ebenfalls in großen Platten zu Tal stürzt, von der niedrigen Bergseite aber für jedermann erreichbar ist. Nicht bedeutender als dieser Fels sind der unter ihm am Hange stehende Heger und die ziemlich in gleicher Höhe östlich vom Gralsturm versteckten Drillinge, wenn sie auch für Kletterübungen ganz gut geeignet sind.

Will man vom Gralsturm gemächlich heimkehren, steigt man am besten gegen die nahen Gipfelsfelsen des Ralmrichs an und schlendert dann auf dem schon erwähnten Wege zwischen den Felsblöcken der Franzosensteine — ihr größter liegt westlich des Weges — zur Hubertusbaude, wo man sich entscheiden muß, ob man über Lieberda oder nach Weißbach zur Bahn wandern will. Wählt man das zweite, dann versäume man nicht, auf den gleich unterhalb der Hubertusbaude neben dem

markierten Wege liegenden leichten *Kafernstein* zu steigen. Er ist der am tiefsten gelegene große Granitblock jener Gegend und gewährt einen wundervollen Blick auf den rings um Weisbach hoch aufragenden, schönsten Bergkranz des Isergebirges.

Zwischen Aufstein und Saustirn.

Wilde Marie und Höhlenfurm.

Der zwischen dem Aufstein (799 m) und den Saustirkoppen gelegene steile Nordabfall hoher Waldberge gehört zu den schönsten und auch bekanntesten Teilen des Isergebirges. Auf der breiten Stolpichstraße, die von Ferdinandstal durch das romantische Tal der schwarzen Stolpich auf die Hochfläche des „Scharchen“ und weiterhin nach Wittigshaus führt, und auf dem „Haindorfer Wege“, der sich im engen Tal der kleinen Stolpich emporkwindet und über den Olberg das Jagdschloß Neuwiese und Friedrichswald erreicht, pilgern jährlich viele Tausende von Wanderlustigen und Wallfahrern in und über das Gebirge. Hier freuen sie sich der üppigen Pracht der buchen- und tannengrünen Wälder, hier staunen sie empor zu den hoch über den Schluchten ragenden Felstürmen und ahnen kaum, wie nahe beschwerliche Urwaldwildnis ihren sorglosen Wegen liegt.

Die am weitesten gegen das Wittigtal vorgeschobene Felsgruppe, hoch über dem Eingange des Tales der schwarzen Stolpich, ist die große doppelgipflige Granitmasse des *Aufsteins*, das besondere Wahrzeichen Haindorfs. Der im Jahre 1898 durch Stufen und Geländer allgemein zugänglich gemachte Fels, war ehemals nicht ohne einige Mühe zu erklimmen. Der lohnende Blick von der kreuzgeschmückten Spitze ist so bekannt, daß man darüber nichts zu sagen braucht.

Die buchenreiche Lehne, mit welcher der Aufstein zum Tale der großen Stolpich abfällt und im weiteren Verlaufe als „*Gartenlehne*“ dessen östlichen Schluchthang bildet, trägt, da und dort verstreut, eine Unmenge von großen Felsblöcken und steilen Wänden, über welche man in beständiger abwechslungsreicher Kletterei den Aufsteinkamm gewinnen kann. Die

Friedländer Bergsteiger haben dieses Gebiet nach dem eindrucksvollsten, etwas südlich vom Aufsteine gelegenen Felssturme die „*Stehaufgruppe*“ benannt. So felsreich diese Gegend auch ist, sie ermangelt doch eigenartiger, besonderer Felsbildungen; viele sind bergseitig angelehnt oder ragen nur wenig über den Wald. Wer aber die gewöhnlichen Wege zum Aufstein nicht mehr wandern will, der steige aus der schwarzen Stolpich über die „*Gartenlehne*“ an; er wird sich an einer genußvollen Tourenkletterei freuen können.

Licht und freundlich ist die Felsenwirrnis der Gartenlehne, verglichen mit dem tannendunklen Abfalle der Vogelkuppen, der sich wie ein Keil zwischen die Stolpichbäche vordrängt und mit wildem, düsterem Waldgestrüpp steil zur schwarzen Stolpich und etwas sanfter und lichter zur kleinen Stolpich niederstürzt. Was hier zwischen der „*Schönen Marie*“ und den genannten Bächen an finsternen Felsburgen und Graten ragt, was mit riesigen, dickbemoosten Platten, auf denen die von Wind und Wetter zerschlagenen Tannen modern, dem seltenen Eindringling überall Widerstände entgegensetzt, daß er sich Schritt für Schritt in diesem düsteren, jahrhundertalten Waldleben erkämpfen muß, das findet sich in solcher Ausdehnung nicht mehr in unseren Bergen. Es ist eine wilde Verlassenheit, die selbst an hellen Sommertagen mit ihrem Dunkel und Moderduft an kühle Grabgewölbe mahnt, aber an frühen Spätherbstabenden, wenn der Sturm die jähen Nebel durch das schauerlich stöhnende Tannicht zerrt, mit sonderbaren Tönen und Gesichten die einsame Seele ängstigt, wie einst manche Märchen der Kinderzeit, wo Wolf, Bär und Drache in schrecklichen Klüften haufen.

Die Freunde urwüchsigen, ganz auf sich selbst gestellten Daseins haben diese beschwerliche Einsamkeit längst durchstiegen, doch werden es stets nur Wenige sein, die solch finsternes, wuchtiges Leben gern ertragen oder gar zu ihm sich hingezogen fühlen, wenn man auch diese verborgene Schönheit noch so laut und aufdringlich in die Welt posaunte, denn alltäglicher Sinn kann hier nicht verwurzeln. Und es wird hoffentlich noch recht lange dauern, ehe die Axt in dieser Wildnis

aufräumt — so dies überhaupt möglich ist — und dem Lichtbildner die seltene Schönheit erschließt.

Die um Willi Kahl waren schon zu Beginn der neunziger Jahre aus der Schwarzbachschlucht zur Nase und dem großen Mittagstein, von der Siebenbohlenbrücke auf den Käligen Berg und über die Gartenlehne zum Ruffstein angestiegen; sie hatten sich damals auch den Weg durch diese Wildnis zur „Schönen Marie“ erkämpft. So waren sie vertraut mit den wildesten Schaustücken des Gebirges; aber sie fanden keine Nachfolger, so daß sogar ihr bester Sieg in heimatlichen Bergen, die Ersteigung der *Sahler Spitze* (der heutigen „Wilden Marie“) durch Adolf Sahler, Heinrich Scholze und E. Wolleschak am 14. Juli 1895 völlig vergessen werden konnte. Als die Friedländer Franz Haupt, Fritz Schurig und Josef Träger am 27. April 1913 den Gipfel auf teilweise neuem, später wohl kaum mehr begangenen Wege erreichten, sah der Fels so unberührt aus, als hätte noch kein Mensch ihn betreten und sicher schien ihnen ihr neuer schwerer Sieg. Sie waren in einer Rinne der Talwand angestiegen, dann nach rechts hin zu Platten gequert, über welche sie dann bei der ersten Einschaltung der Ostseite den Weg der ersten Ersteiger erreichten und über die beiden folgenden, bereits erkletterten Wandstufen den Gipfel errangen.

Der höchstgelegene Punkt dieser urwüchsig wilden Welt ist also die „Schöne Marie“ (904 m), eine Felsgruppe, die von der nahe vorüberziehenden Vogelkoppenstraße auf einer vom Gebirgsverein geschaffenen Steiganlage leicht bestiegen werden kann. Ein eisernes Geländer gibt Schutz und Halt gegen die drohende, magnetisch wirkende Kraft der Tiefe, so daß sich jeder unbesorgt der schönen Fernsicht hingeben kann. Besonders reizvoll ist der Blick auf die tiefen Tächer von Ferdinandsstal und über die buchegrüne Gartenlehne zum großen blauen Waldbogen der Tafelsichte.

Nordöstlich unterhalb der „Schönen Marie“, zu der die Tannenwildnis wie eine dunkle Brandung anstürmt, türmen sich noch zwei von hier sichtbare Felsgruppen, davon die nächstgelegene einst mittels einer einfachen, heute verfallenen Leiter

gut zugänglich war, doch kann sie auch der nur einigermaßen Klettergeübte leicht erklimmen. Noch tiefer am Hange als diese beiden Felsburgen — von der Schönen Marie nicht sichtbar — etwa in halber Höhe zwischen Vogelkoppenstraße und Stolpichschlucht, thront, von manchem schon vergeblich gesucht, hinter gratartigem Felsgeklüft die „Wilde Marie“, die uralte Königin dieser wildwaldigen Welt. Sie ist die bedeutendste Felsmasse des ganzen Gebietes, die freilich vom Lagerplatze am südlichen bergseitigen Fuße nicht gerade eindrucksvoll wirkt; steigt man aber rechts oder links des bewaldeten Felsgrates ab, so merkt man bald, wie sich der Fels, ein selbständiger Gratturm, riesig emporreckt und über die Wipfel ragt.

Wer heute den urwaldbeherrschenden Fels erklettern will, folgt ausnahmslos dem Wege der ersten Ersteiger, der darum näher beschrieben sei.

Vom Lagerplatze der Südostseite steigt man durch einen engen Einschnitt im Felsgrate auf die Nordwestseite über und geht hier steil bergab. Zur Rechten sieht man zuerst einen breiten Kamin, der den bergseitigen Gratgipfel vom Hauptgipfel trennt und das Ziel nicht erreichen läßt. Der Einstieg befindet sich noch tiefer, wo Fichte und Esche am Felsen stehen und ein enger Riß ziemlich steil ansteigt. Als solcher führt er bis zur überhangenden rechten Begrenzungswand, wo er sich zu einem weiteiligen engen Kamine entwickelt. Man kann nun, ehe man in diesem fortklettern, nach links auf einen guten bewaldeten Standplatz aussteigen und den Gefährten nachkommen lassen. Dann zwingt man sich in den erwähnten Kamin hinein, rackert sich zuerst im rechten Aste desselben empor, überspreizt bald in den linken, der dann als kleine Rinne im talseitigen Wandabsturze ansteigt und so eine Wandstufe bildet. (Auf diese Stufe gelangten die meisten Ersteiger über die talseitigen Plattenhöfchen). Man klettert nun über eine anfangs ziemlich glatte, dann bewachsene und leichte Wandstufe auf einen Vorkopf, den ein aus gähnender Tiefe ausmündender Spalt vom etwas höheren Gipfel trennt. Von diesem Felskopfe mit weitem Spreizschritte nach rechts auf die abschüssige, ein ver-

wittertes Bäumchen tragende Humusmasse, die übrigens bald versagen wird, und damit auf den geräumigen, fast ebenen Gipfel.

Dieser ist, wie schon bemerkt, durch eine weite Kluft vom bergseitigen, etwas niedrigeren Nebengipfel getrennt. Ein fest eingetriebener Ringhaken gestattet, nach 6 m hoher Abseilung den Fels des Nebengipfels zu erreichen. Man kann nun entweder in der Kluft oder etwas höher bei einer steil aufgestellten, merkwürdig dünnen Felsplatte nach der Südostseite queren, wo dann ein leichtes Band unmittelbar zum Rastplatze führt. Unbedingt nötig ist das Abseilen nicht; der gewandte, gute Turner Paul Kerlschert sprang als Erster einfach auf die Dreiecksfläche eines kantigen Blockes des Nebengipfels hinab und überwand so die Kluft, ohne sich abzuseilen. Manch einer folgte ihm, doch ist das nicht für jeden; der seillose Alleingehere kletterte lieber auf dem Anstiegswege zurück.

Die „Wilde Marie“, dieser titanenhaft getürmte Fels des Urwaldes, ist der bedeutendste der Iserberge. Keiner hat mächtigere Quadern, keiner stürzt so tief und überwältigend ab wie er. Und auch die etwa 35 m hohe Kletterei des gebräuchlichen Anstieges ist die höchste in unseren Granitbergen und keineswegs leicht. Dem Bergsteiger, der von den Höhen niedersteigt, ihn zu suchen, enthüllt sich der verborgene Wunderbau nur allmählich; wer aber unten auf der Stolpichstraße wandert, und zur rechten Zeit den Blick hebt, der sieht mit einem Male die graugepanzerte Riesin wie unnahbar stolz über der steil hängenden, nachtschwarzen Wildnis.

Gar herrlich und köstlich ist es, dort oben im grünen Beerenkraute des Gipfels nach heißem Mühen auszuruhen, wenn der Wind das leise anschwellende und wieder verwehende Singen des Stolpichfalles mit weichem, lindem Flügel schlagen zu dir einsamem Wanderer heranträgt. Und wie gern magst du auch hier rasten und jenes Leben, das mehr schmerzt als beseligt, in der Tiefe lassen; wie gern hier liegen, gebüllt in warmen Mantel, wenn rings um dich des Herbstes buntes Leben lodert, ein wilder Sturmwind durch die Wälder dröhnt und über dir, verwandt deinem Geiste, der Habicht stolz dem Sturm

entgegenschlägt! Dann bist du wunschlos glücklich, Gottseligkeit strömt über dein Herz.

„Hier ist ein Gipfel, um drauf einzuschlafen,
hier tönt ein Horn in der weiten Einsamkeit.“

Horn Gottes, das den Wahnbesangenen weckt, damit er die Quellen seines Lebens wieder lauter und heiliger rauschen höre! Glücklich ohnegleichen, wer das ganze Leben hindurch den Edelsinn und die reine Klarheit früher Jugend bewahren kann; glücklich auch der noch, der im oft verwirrenden Leben immer wieder die Wege nach den Läuterungsbergen findet, aber verloren für alleit der Entwurzelte, den der Heimat selige Stimmen nicht mehr rühren können, so wie Wogen, die seinem leeren, entseelten Leben meilenfern vorüberbrausen.

Herz, mein Herz, du bist weder entrechtet noch geächtet, solange du noch demütig wallfahren kannst zu den göttlichen Tempeln der Natur! Eine Heimat hast du, die niemand dir rauben kann als du selbst, und mit den Armen der Liebe und Versöhnung wartet sie deiner, wenn du aus den dunklen Gründen des Lebens reuig heimkehrst in ihrer Höhen reines Licht. Sorge, daß du die Wege zu den reinen Quellen nicht verlierst, daß dir stets diese eine Heimat bleibe, wenn auch eine ganze Welt um dich versänke! Tut dir das nicht tausendmal wohl: zu jeder Stunde heimkehren zu können wie in Mutterarme?

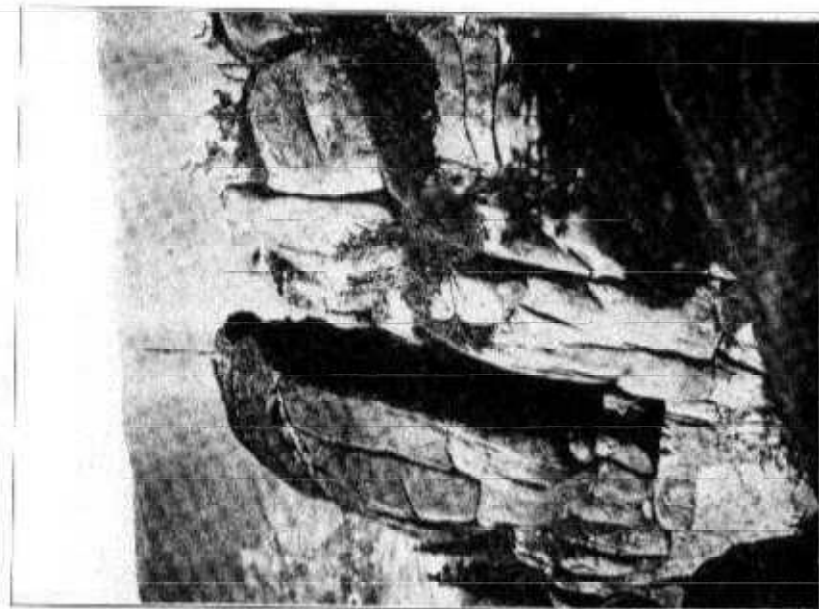
Die „Wilde Marie“ oder „Sahler Spitze“ ist nicht das einzige schöne Geheimnis, das diese Wildnis vor Unberufenen verbirgt. Noch tiefer im Hange als sie ragt als letzter bedeutender Fels eine lockende, doppelgipflige Gestalt, der Höhlenturm, und rings um ihn glohen manch finstere Klüfte dem Eindringling entgegen. So befindet sich nahe seinem talseitigen nördlichen Fuße eine größere Höhle, gebildet aus mächtigen, übereinander gestürzten Quadern, wohl die größte ihrer Art im Isergebirge. Der niedrige Eingang liegt talseitig und man achte, wenn man die ziemlich dunkle von unten nach oben durchklettert, daß man nicht über ihr grobes Blockwerk stolpere, oder irgendwie mit dem Kopf anrenne. Durch ein kleines Loch stützt man sich nach oben auf die von Moos und Humus überwucherten

Blöcke heraus, die diesen geheimen Unterschlupf hier kaum entdecken lassen.

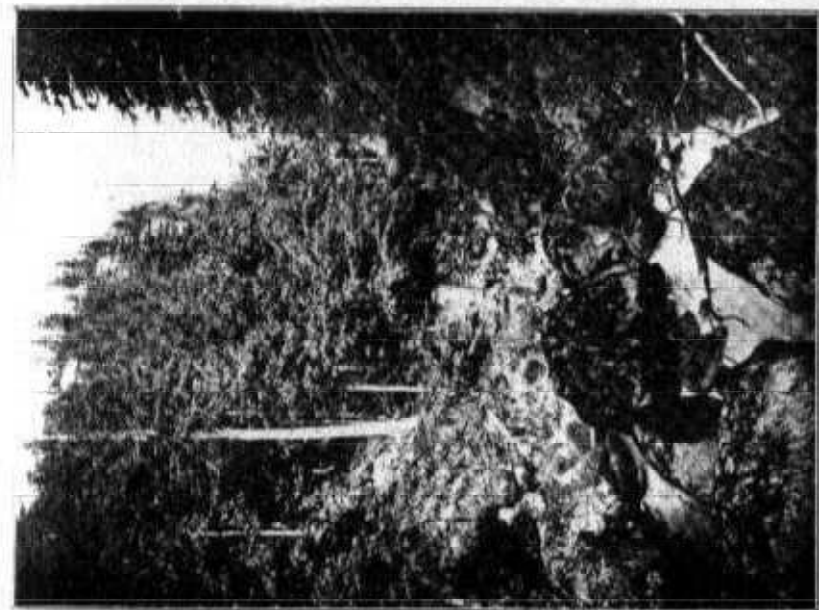
Der Höhlenturm ist ein doppelackiges Felshorn, dessen östlicher, etwas höherer und talseitig wohl 30 m tief abstürzender Zacken zum Teil bewachsen ist und das Gipfelbuch trägt. Bei der ersten Ersteigung, die dem Verfasser mit A. Steinjan, R. Cham und J. Sittler am 14. September 1919 gelang, benützten wir den etwa 7 m hohen, kaum handbreiten Riß der gelbsechtigen Südseite, der in der Scharte zwischen den beiden Zacken endet. (Vorsicht beim Hineinstülzen in die Scharte!) Nun quert man auf leichtem Bände nach rechts, wo bei zwei Fichten ein ganz harmloser, gewundener Kamin beginnt. Dieser führt auf einen Absatz der steilen Talseite, von dem man über eine kleine Wand auf den beschränkten, von zwei jungen Fichten fast ganz beanspruchten Gipfel gelangt. Er schwingt sich zu einem schmalen Horn auf, und wer sich nicht scheut, auf dieser ausgelehnten Schneide zu stehen, der kann den fast gleich hohen Nebengipfel mit einem Sprunge erreichen. Wer dies nicht tun will, der klettert durch den leichten Kamin zurück, legt das Seil um eine der beiden Fichten und läßt sich in kleiner Pustreise auf den felsigen Boden hinabgleiten.

Man kann den schweren Riß der ersten Ersteiger auch angehen, indem man links von ihm auf einem Bände des Nebengipfels ansteigt und sich dann durch einen kurzen, engen Kamin auf die Höhe dieses Zackens zwängt. Man läßt sich dann auf das Horn des Hauptgipfels hinüber fallen und schwingt sich an ihm zu Stütz und Reitsitz empor. Diese Art der Ersteigung, von den Nachfolgern, zwei Maffersdorfer Bergfreunden, zuerst bewerkstelligt, ist wesentlich leichter und daher heute allgemein üblich.

Kraxelt man an der Südseite dieses Felsens weiter talwärts, erreicht man bald die Stölpichstraße und zwar bei der ersten Brücke, wo sich auch die Erinnerungstafel an den denkwürdigen Wegbau befindet und ein mühsamer Pfad in die Wildnis aufsteigt. Von da unten ist der Höhlenturm kaum sichtbar und dieser Verborgenheit dankt er auch seinen langen Vornröschenschlaf. Auch er ist ein prächtiger, mit wilder Ein-

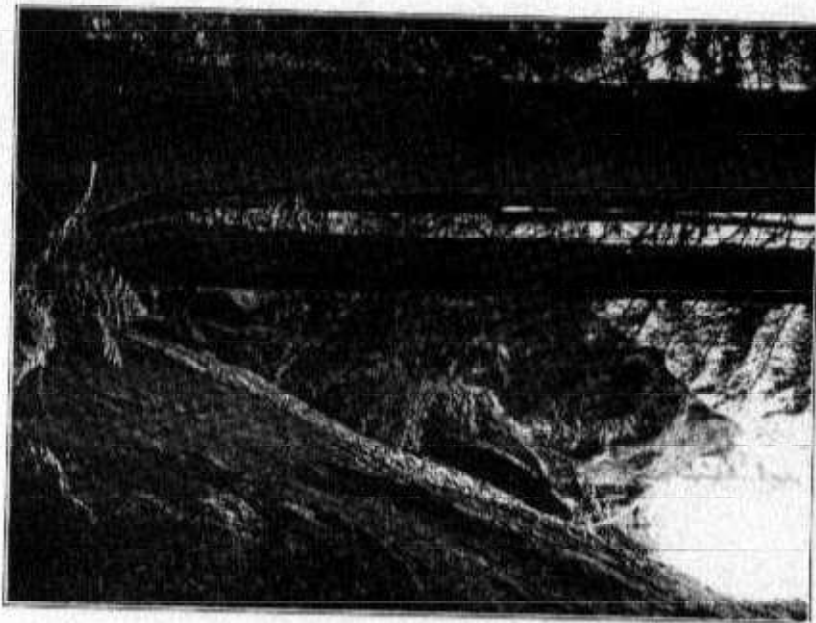


Friedländer Rinne.



Schwarzbachschlucht mit Rofe.

Schlönturm.



Freischütz.



Jamkeit umgürteter Fels, wenn auch nicht so bedeutend als die mächtigere Sahlerspitze. Von seiner Jackenkrona hört man die Wasser der Stolpich schon voller brausen und mit Gesang und Klang die Wanderer talwärts ziehen. Und ist man von ihm nach heißem Wandern und Klettern zur schäumenden Tiefe niedergestiegen, und hat man noch einen Blick in das nahe „Erzloch“ an der Straße getan, dann gibt es nichts besseres, als den Leib durch ein Bad im kühlen, goldhellen Wasser der Stolpich zu erfrischen.

Der Freischütz.

Steil und felsig fällt der Nordhang der Vogelkuppen, die Riegellehne, zur kleinen Stolpich ab. Ungefähr in der Mitte zwischen der Vogelkuppenstraße und der genannten Schlucht schneidet der schöne Riegelweg, der von der Stolpichstraße heraufkommt, und gemächlich steigend, zum sogenannten „Stern“ führt, den Hang, einer der schönsten Ausichtswegen des Gebirges. Oberhalb dieses Riegelweges und zwar dort, wo der von Ferdinandstal aufsteigende und dann ihn querende Mittelsteig endet, steht noch ein altersgrauer Steinriese der Vorzeit: der Freischütz, frei lugend über das junge Waldgestrüpp an seinem Fuße und die vollen Laubwälder, die die Täler der Stolpichbäche füllen, ein einsamer Hüter des mit so viel Schönheit gesegneten oberen Wittigtals.

Wer vom hohen Gebirge herkommt, vom Taubenhaus und den Vogelkuppen, der überschreitet die Kuppenstraße in der Richtung des Durchhaues der von der höchsten der Vogelkuppen herabzieht, geht etwa hundert Höhenmeter geradeaus bergab — wobei er auch einen passenden alten Fußsteig finden wird — bis er auf der Pflanzung zur Linken den Turm erspähen kann. Will man aber Wilde Marie, Höhlenturm und Freischütz zu einer Kletterfahrt verbinden, so quert man von der Höhle am Höhlenturm, immer etwas ansteigend, eine selten durchschrittene, wundervolle Urwaldeinsamkeit in westlicher Richtung bis zu einem tief eingerissenen Wasserlaufe. Dem hier emporklimmenden steinigen Wege folgt man etwa 200 Schritte bergan und quert

dann in gleicher Richtung nach Westen hin, vorüber an schönen, im Walde versteckten Felsgruppen, bis man den dunklen Tann sich lichten sieht und dann den Turm findet. Dies ist wohl kein müheloses, aber um so schöneres Finden des verborgenen Felsens.

Franz Haupt, Friedlands kundiger Heimatfreund, und Lehrer Ramillo Nowotny fanden und erstiegen den Fels zuerst am 7. September 1919 und am 24. Mai 1920 wurde die vom Alpenvereinsmitgliede Rudolf Fischer, Friedland, hergestellte und gespendete starke Eisenstange mit Schild aufgepflanzt.

Der in Stockwerke geschichtete, auf der Westseite mehr als 20 m hohe Fels, wird von der niedrigen Südseite erstiegen. Vom breiten, an der Ostkante beginnenden Einstiegsbände gewinnt man über eine steile Rampe das schmale Gesims des höheren Stockwerkes. Mit Hilfe des folgenden engen Risses schwingt man sich dann in kräftigem Klimmjuge unter dem dachartig vorspringenden Gipfelblocke nach links auf eine geräumige, etwas geneigte Platte. Es ist das letzte Stockwerk, auf dem der mächtige Gipfelblock ruht. In diesen ist ein glatter, etwa 6 m hoher Ramin eingeschnitten, der das schwerste Hindernis dieses Anstieges bildet. Man ringt sich in diesem lotrechten Ramine mühsam, anfangs nur zentimeterweise, bald aber rascher und leichter zur aussichtsreichen Gipfelplatte empor. Diese Sache läßt sich erleichtern, wenn man Rücken und Kopf des auf der Platte liegenden Gefährten als Anfangstritte benützen kann; dem Alleingehere aber bleibt nichts erspart. Das Abseilen wird mittels der starken Eisenstange gewöhnlich über die östliche Kante vollzogen. Dieser Weg wurde von Fritz Pugerl und H. Seibt im Juli 1923 auch im Aufstiege begangen, wobei ein leichter Riß dieser Kante sich gut verwenden läßt; doch wird zur Überwindung der letzten glatten Platte unbedingt ein Gefährte benötigt.

Der hohe, bedeutende Fels bietet eine prächtige Schau auf die freundlichen Siedelungen des oberen Wittigtals. Und rings um ihn verbluten im Herbst die Blätter der jungen Eschen und Buchen, jaßt die rechte Zeit, auf seinem stolzen Scheitel zu rasten in letzter milder Herbstsonne und sich des Lebens zu freuen.

Gegenüber steigt aus der murmelnden Tiefe der kleinen Stolpich steil die vordere Saustirn kappe auf, umhüllt vom lichten Laube ihrer Buchen, aus dem da und dort die grauen Felsen ragen. Sie türmen sich burgartig, besonders auf dem Nordostgrate des Berges und auf dem Gipfel selbst, neben welchem westlich noch ein schöner Fels zu erblicken ist. Dies ist der Wilhelmstein, kurz Lemstein genannt, den die Friedländer Gilde zur Erinnerung an ihren im Weltkriege gefallenen Freund und den Förderer alpinen Lebens ihrer Stadt, Dr. Wilhelm Bergmann, so bezeichnet haben. Franz Haupt und Ramillo Nowotny erstiegen ihn zuerst am 24. August 1919 von der Ostseite und durch den kurzen Ramin der Nordkante, später wurde der jetzt beliebte, leichtere Anstieg gefunden. Man stützt sich auf ein breites Band der Nordwestseite empor; es leitet zu einem kleinen Risse der Westseite. In ihm aufwärts auf einen Absatz, von diesem auf den folgenden sich hinaufstützen und nun über plattigen Fels leicht zum Gipfel, in dessen Steinmann eine kleine Blechbüchse mit dem spärlich beschriebenen Gipfelbüchlein rostet. Der Blick von hier in die Schluchten der Stolpichbäche, auf den mächtig aufragenden Wall der Vogelkuppen, wo in den zahllosen Felstrümmern der Niesgellehne nur der Kundige den Freischütz zu entdecken weiß, sowie auf die lange Flucht des Haindorfer Rammes, der das lichtgrüne Wittigtal so stolz überragt, sucht seinesgleichen. Über den Gefilden Weißbachs schwingen sich die große, blaue Waldkuppel der Tafelfichte und die kleinere Glockenform des Räumigen Berges auf. Im nahen Hintergrunde des kleinen Stolpichtales ragt der unbedeutende Mühlstein, kaum sichtbar über dunklen, dichten Wald. Alles in allem: ein ganz hervorragender Ausblick, den bislang nur Wenige genossen haben.

Südwestlich vom Lemstein, von ihm gesondert durch den breiten Saustirnsattel, schaut die höhere, dunkelwaldige Hintere Saustirn (858 m) nieder. Will man ihr zustreben, so rückt man vom genannten Sattel den jeweils sich entgegenstellenden Felsmassen zu Leibe. Von feuchtem Moos und Humuspflastern überwuchert und vom kühlen Modergeruch umwittert, verraten sie eine selten gestörte Waldeinsamkeit. Hinter den

letzten Felstrümmern, schon dem Gipfel nahe, stößt man in dichtes Unterholz vor und kann hier ein lange Zeit legendenhaft verschollenes, eisernes Gedenkkreuz mit knienden Gestalten zu Füßen entdecken: es ist Bäumels Tod. Noch wenige Schritte in südlicher Richtung und man steht vor den niedrigen, aber doch ausichtsreichen Gipfelselsen der Hinteren Saustirn. Der Blick gegen Osten und ins Wittigtal ist zwar nicht schöner als vom Lemstein, dafür aber können die Augen nun weit nach Süden und Westen über Heimatwälder wandern, wo hinter qualmendem Tale hoch und herrlich unser Altvater Jeschken steht.

In den Vorbergen von Hemmrich.

Der beste Ausgangspunkt für diese schönsten Vorberge des Isergebirges ist die Haltestelle Buschhüllersdorf-Hemmrich. An ihr vorüber führt die schöne Straße über den tiefen Einschnitt des Hemmrichsattels ins Friedländische. Östlich und westlich dieser Einsattelung liegt das Gebiet, das als letztes großes nun behandelt werden soll.

Hier auf diesen felsreichen Ruppen, an diesen steilen Lehnen stehen weite Laubwälder, so hoch und prächtig wie nirgend sonst in Iserbergen, viele Quellen rinnen nach Norden zu Tale und die zahllosen Felsen, die in tausenderlei Formen auf dem Waldboden lagern, leuchten mit ihren frischen Moospolstern oft viel lebhafter als der grüne Himmel der Laubkronen. Da blühen zwischen silbergrauen Buchenstämmen schlohweiße Birken, nachtschwarze Tannenzweige spitzern das grüne Laubdach und auf verwitternden Felsen surren die Lüfte in den breitgespannten Armen der Föhren.

Wenn im frühen Oktober das große Sterben beginnt, dann ist nichts schöner als hier auf harten, hoehgehobenen Zinnen zu ruhen und zu staunen über die ohne Maßen lodernde Herrlichkeit. Und wenn im Mai der Wald sich neu bekrönt, dann baden sich die Lungen im köstlichen Atem des junggrünen Laubes, der um die starren Felsen wogt. Und darum wandern und klettern wir Bergsteiger am liebsten in diesen Jahreszeiten in den Hemmricher Bergen.

Vor dreißig bis vierzig Jahren war von diesen Bergen und Felsen turistisch noch wenig bekannt. Am häufigsten wanderte man auf dem altbekannten Wallfahrtswege nach Haindorf, über die Rammhügel nach den Nischhäusern, man erstieg den Spitzberg und Grubberg, erkletterte Köhlermühle und Kahlsteine und besuchte schon seltener die Räuberhöhle und den Brechstein. Die wenigen Neulandsucher, die es unter den Bergfreunden jener Zeit gab, wurden immer wieder von anderen Gegenden angezogen, so daß ein Gebiet wie die Scharflehne, dieses besondere Stierstück in den Vorbergen, übersehen werden konnte, ganz zu schweigen von Saustein, Rotsteinen und Bockstein, die ja durch ihre Verborgenheit so wohl behütet waren. Erst kurz vor dem Kriege bemühte sich Franz Haupt mit seinen Freunden um dieses lang versäumte Gebiet, erst sie entdeckten eigentlich die Scharflehne mit ihren vielen Felstürmen, sie besuchten Saustein, Rotsteine und fanden den Bockjacker, und sie versuchten ihre Kräfte an der „Glocke“ und Bocksteinnadel. So ist in diesem Gebiete kein Fels mehr geblieben, der noch zu ersteigen wert wäre, und wohl auch kein Weg, den die Füße einiger bergtroher Menschen nicht schon geschritten sind.

Die Scharflehne.

Ist man beim Hegerhause des Hemmrichsattels in den Tiergarten („Machs Türl zu“) eingetreten, so teilt sich nach wenigen Schritten der Weg. Der eine, rechte, klettert steil über den Wörnlibübel zum obern Hemmrich und Brechstein, der linke, markierte, kriecht bergab: es ist der Wallfahrtsweg; der mittlere, ein schöner Sandweg, führt am angenehmsten und kürzesten in den Bereich der Scharflehne, aber nicht ganz bis zu den Felsen ihres Grates. Wo der Weg endet, steigt man über moosiges Blockwerk nach rechts empor und hält dabei die Richtung gegen die untersten Felsburgen des Rammes ein. Hat man die Grathöhe zwischen grauem Gemäuer überschritten und geht jenseits am östlichen Hange etwas bergab, braucht man nicht lange zu suchen, um den schönsten und schneidigsten Felsen der Scharflehne, die *G l o c k e*, zu finden.

Sie ist ein mehr als 20 m hoher, frei stehender, nach 3 Seiten überhängend aufgerichteter Fels, der von den Friedländern schon 1913 zu ersteigen versucht wurde. Franz Haupt gelangte damals zwar bis auf die große Platte, aber hier scheiterten sowohl dieser, als auch mehrere andere spätere Versuche. Erst Ende Juni 1921 gelang es dem Verfasser mit Franz Haupt, Rudolf Eham und Emil Pöppen den Gipfel des vielumworbenen Felsens zu betreten. Nachfolger fanden sich bald, und bei der 5. Besteigung des Turmes am 2. Juli 1922, richtete Franz Haupt mit seinen Freunden ein eisernes Symbol alpiner Betätigung auf: einen Pickel mit Edelweiß und Namensschild, wieder von Rudolf Fischer in selbstloser Weise verfertigt und gewidmet.

Die Glocke ist nur von der westlichen Bergseite und schwer zu erklimmern, besonders der Einstieg in den erst bei 3 m Höhe überhängend beginnenden engen Spalt ist anstrengend, auch dann noch, wenn ein Gefährte die Sache unterstützt. Aus dem oben sich erweiternden, etwa 8 m langen Risse steigt man auf die große Schräge Platte aus, über der sich ein 3 m hoher, senkrechter Wandgürtel aufbaut. Hier ist ein Sicherungshaken eingetrieben, welcher die Überwindung dieser glatten Stufe erleichtert. So gewinnt man das breite Band unter dem Gipfelblocke, quert auf ihm nach der Nordwestkante und erreicht mit einem hohen Klimmzuge über die steile, etwas gemuldete Schlußwand den trotzigen Gipfel.

Bruno Ulrich und Ernst Hütter, die den Gipfel als Zweite erklimmen, mühten sich in dem leichten Doppeltrisse rechts vom gewöhnlichen Anstiege auf die schräge Platte, was jedoch kaum empfehlenswerter sein dürfte. Der Ringhaken der Gipfelkrone gestattet ein schönes Abseilen über die ostseitigen, unten überhängenden Felsplatten. Den schweren Sieg — die Ersteigung der Glocke gehört in der Tat zu den schwierigsten Unternehmungen im Isergebirge — lohnt ein überaus reizvoller Blick auf den Mittagberg und die stets gleich wirkungsvolle Bergumrahmung des hintersten Wittigtals.

Denselben schönen Blick genießt man auch von den drei Felsburgen, die sich südlich gleich neben der Glocke befinden. Sie

werden durch schmale Gassen von einander getrennt. Die am tiefsten gelegene gratförmige Felsgruppe ist die geringste und am einfachsten ersteigbare; nicht schwerer, aber weit großartiger ist die mittlere und am schönsten gestaltet die oberste, zum Teil schon den Kamm der Scharflehne bildende Felsgruppe, wo auch Reitzacken und Zuckerhut ragen.

Den Reitzacken gewinnt man am interessantesten von der Nordseite durch einen ins Innere der Felsmasse führenden Ramin; aus ihm stützt man sich auf die merkwürdig geformten, vom Wetter wie zerfägten Granitplatten der Südseite heraus, um sich dann mit Stütz und Schwung auf den von einer Buche überlaubten Zacken zu setzen.

Den Felskegel des Zuckerhuts, der den höchsten Punkt dieser Felsmasse bildet, erreicht man auch am besten von der Nordseite, doch ist zur Ersteigung der steilen mauerartigen Ostkante des Turmes ein Begleiter nötig. Nach Süden zu stürzen diese Felsgebilde tief zu einer Kammscharte ab, umrahmen morschen Stamm und lebensgrüne Buche und prägen sich, von hier gesehen, dem Naturfreunde unvergänglich ein. Auch Zuckerhut und Reitzacken erhielten Namen und ersten Besuch von der Friedländer Gilde bereits vor dem Kriege.

Vom Zuckerhut steigt der Felskamm der Scharflehne in vielgestaltigen Formen bergan. Sie gipfeln in dem hochaufgerichteten Scharfhoru, das gegen Norden gratartig abfällt, gegen Süden aber mit mannigfach gemuldeter Wand überhängt. Den Aufstieg vermittelt ein 8 m langer schräger Riß der Westseite; es bedarf weder besonderer Mühe noch Klettertechnik, um sich in ihm zu dem von grünen und wetterkahlen Riefen gekrönten Gipfel empor zu schieben und eine überraschend schöne Fernsicht zu gewinnen. Tief drunten im Norden liegen die Zeugen menschlichen Lebens: die blanken friedlichen Gehöfte, aus denen am Abend blauer Rauch kräuselt, dort auch die braunen fetten Ackererschollen, darüber der Frühling dampft, die üppigen Wiesen, die weit hinein zwischen die Wälder züngeln; und hier oben wohnt die von keiner Seele gestörte Einsamkeit, die nach Südosten mit lichten Steilwäldern noch bergehoch ansteigt, fürwahr ein abseits von jeglichem Getriebe ragender Ruheplatz für den

beschaulichen Sinn. Ein kleines Gipfelbuch zeugt davon, daß auch dieser hervorragend schöne Punkt zuerst von den Friedländer Bergsteigern entdeckt und besucht wurde (1919).

Aus der Scharfhornscharte steigt man leicht auf dem anschließenden breiten Felsrücken nach Süden fort, bald kommt man zu neuen, durch breite Gassen getrennten Felsmassen, die aber die Wipfel schon nicht mehr überragen, es folgt ein kurzer felsarmer Teil des Rammes, und schließlich landet man auf dem höchsten Punkte dieser Schneide, dem Obern Hemmrich (Kote 716 der Spezialkarte), dem eigentlichen Ursprungspunkte der Scharflehne. Dies ist eine für jedermann erreichbare, wipfelüberrauschte Felsgruppe, deren östlicher Block eine große trogförmige Auswitterung zeigt, ein sogenannter Opferstein ist.

Am Mittagberge.

Vom Obern Hemmrich bis zum Brechsteinsattel zieht in südöstlicher Richtung ein kurzer schmaler Waldkamm hin, eine Wasserscheide zwischen Wittig und Reife. Nach Norden fließen viele Quellen zum Scharfgraben ab, nach Süden strömt alles Wasser zum Schirngraben. Hier, an der nördlichen Abdachung dieses Scheidekammes, doch nahe der Rammhöhe, steht der gewaltige Saustein, nur zwei Minuten östlich vom Obern Hemmrich entfernt, der mit einer gut 30 m hohen, fast lotrechten Wand zum Scharfgraben abstürzt, sicherlich die größte, eindrucksvollste Felsgestalt jener Gegend, wenn auch der sie umgebende Wald die Wirkung wesentlich mindert. Von Norden gesehen, etwa von der Glocke oder dem Reitzacken, ragt dieser Turm wie ein mächtiger Saurüssel über den Wald — daher auch der Name — und beherrscht, grimmig aufgerissen, den obersten Scharfgraben. Seine Nordseite ist abweisend schroff, die Südseite dagegen freundlich einladend. Hier führt ein langer, schräger Kamin unmittelbar zum zwiespaltigen Gipfel. Veilcher aber ist es, rechts davon durch einen Spalt ins Felsinnere zu schlüpfen. In ihm zuerst nach links, dann nach rechts hinauf aussteigen. So gelangt man leicht auf einen Vorbau, von dem man ohneweiters über die große, gut gangbare östliche Platten-

wand zum schönen Gipfel klimmen kann. Auch diesen lange Zeit unbekanntem Fels dürften Franz Haupt und seine Gefährten zuerst bestiegen haben.

Wie sein kaum hundert Schritte von ihm entfernter Nachbar, der Brechstein, gewährt auch der Saustein einen prachtvollen Blick auf das zu Füßen liegende Laubgelände und die felsreiche Scharflehne. Sein langes Verborgensein darf uns nicht wundern, denn auch der Brechstein, der doch so nahe dem Sattel liegt und dem Wege, der aus dem Schirr in den Scharfgraben führt, stand lange Zeit im Ruße, schwer auffindbar zu sein. Freilich war damals der Wald auf dem Brechsteinsattel noch nicht so gelichtet wie heute und die nahe kleine Schneiderwiese, auch ein Findemerkmak, noch nicht so bekannt. Im Jahre 1890 suchten ihn beispielsweise Willi Kahl und Heinrich Schoke vom Damnjäger aus vergebens, weshalb sie sich im folgenden Jahre, am 7. Juni 1891, von einem gewissen Kessel aus Hemmrich dahin führen ließen, wofür dieser einen Führerlohn von 40 Kreuzern beanspruchte.

Zum burgartigen Gemäuer des Brechsteins leitet vom Sattel her ein schmaler Steig bergan, der schließlich unter der steil aufstrebenden, doch nicht hohen Gipfelwand endet. Hier klettert man nun über ein kleines trittiges Wandel auf den östlichen Nebenzacken und spreizt dann mit weitem Schritt auf den geräumigen Hauptgipfel über. Nordseitig stürzt der Fels ziemlich tief ab und da ist ihm auch ein unbedeutender Felszacken vorgestellt, der auch bereits bestiegen wurde.

Von all den hier behandelten Aussichtsfelsen im grünen Kranze der Vorberge ist der Brechstein der am leichtesten ersteigbare, und wenn der Wald auf seiner Südseite erst gefällt sein wird, dann wird dem Schaubegierigen auch ein Blick auf die Felskenberge vergönnt sein. Hier oben ist es besonders schön im Herbst, wenn ein Süd Sturm im nahen, steil aufgerichteten Buchendome des Mittagberges orgelt und die bunten Blätter weit hinein ins nördliche Land wirbelt.

Man findet zum Brechstein, wenn man vom Hemmrichsattel aus den teilweise steilen Rammweg über den Börnühül benützt. Er kreuzt im Brechsteinsattel den Verbindungsweg zwischen

Scharf- und Schirrgraben, klettert dann neben der Richtung den Westhang des Mittagberges empor und überschreitet dessen breite Ruppe in östlicher Richtung. Schöner und bequemer aber ist jener Weg, der oberhalb der Haltestelle Hemmrich um den Südhang des Pferdekopfes ansteigt, dann ohne besondere Höhenunterschiede den Asch-, Tränkograben und Tränkekamm quert und in den Schirrgraben mündet. Auf dem Schirrgrabenwege, die dunkel ansteigende Brandlehne zur Rechten, wandert man nun gemächlich zum Brechsteinsattel hinauf.

Von diesem Sattel geht aber noch ein fünfter Weg aus, der, einem alten Durchschlage folgend, den steinigen Nordwesthang des Mittagberges quert. Dieser manchmal schwer verfolgbare, selten begangene Steig ist der schönste jener Gegend. Er führt zuerst auf den sogenannten „Relz“, das ist eine Einsattelung im Nordgrate des Mittagberges, windet sich dann, hin und wieder mähig ansteigend, an der steilen, schluchtenreichen Nordlehne des mächtigen Mittagberges fort und findet auf dem früher bereits erwähnten Sautirnsattel, wo ebenfalls 5 Wege zusammentreffen, seinen natürlichen Abschluß.

Diesen Steig wählt man, wenn man vom Brechsteine aus die Rotsteine und den Bockstein auffuchen will.

Der Nordgrat des Mittagberges fällt mit sehr steilem, wildem Felsgeklüfte zum Relz ab. Wer sich von hier (Grenzstein 45, 46, 56, 57) einen Pfad zum höchsten Punkte des Mittagberges (857 m) sucht, bezahlt dies mit manchem Schweißtropfen, wird aber auch von dem höchsten der tannenbestandenen Felsen einen prächtigen Tiefblick ins Wittigtal erleben können, übrigens den einzigen, den der jetzt hochbewaldete Mittagberg nach Norden zuläßt. (Der weit mehr bekannte, etwas niedrigere Südgipfel des Mittagberges mit seinem großen, fast ganz umwaldeten, gratförmigen Felsgerüst, ein unvergleichlich schöner Punkt des äußeren Gebirges, gestattet wiederum nur einen Ausblick nach Osten, Süden und Westen: von den Vogelkoppen bis zu den Bergen der Lausitz.)

Am Relz bildet der Nordgrat des Mittagberges eine unbedeutende, etwas breitere Rückfallkuppe, an deren nördlichen Hange die *R o t s t e i n e* ragen, zwei bedeutende, durch eine enge

Felsgasse von einander geschiedene Granitmassen, unterhalb welcher sich der Nordgrat zur tiefen felsigen Ruppe des Pfühühübis hinablenkt.

In den beiden Rotsteinen hat sich der besagte Nordgrat zu seinen mächtigsten Felsbildungen entwickelt. Man erreicht den Gipfel des südlichen Rotsteines am besten aus der Gasse zwischen beiden. Eine leichte Humusrinne führt leicht auf den bewachsenen nördlichen Vorbau, hinter einer alten Tanne klettert man dann über eine noch teilweise mit Moos bedeckte Felsplatte bis unter den Gipfelblock. Ihn kann man dann von Westen oder Norden, am besten mit gegenseitiger Hilfe bezwingen.

Der Aufstieg auf den mächtigeren nördlichen Nachbar geschieht auch am leichtesten von Norden, wohin der Fels mit einer etwa 40 Grad steilen, beerenkrautbewachsenen Platte abfällt. Mühelos steigt man auf ihr an; nur die letzten 8 Meter erfordern eigentliche Kletterei. Da stützt man sich denn zuerst durch einen kurzen Spalt auf einen Block. Von hier steigt ein anfangs enger Riß, dessen Granit unter den Händen abbröckelt, so verwittert ist er, zu einem kleinen Sandplatz (Blechbüchse). Und damit ist auch der Gipfel gewonnen, der einer der schönsten und lohnendsten Aussichtspunkte dieser Vorberge ist, liegt doch deren ganze Felsenwelt hier aufgeschlossen da: der buchenumlaubte Brechstein, der Sautstein, ein riesiger Hauer, die vielen Felsen der Scharflehne vom Scharfhorn bis zur Glocke und dahinter Köhlermühle und Kahlsteine. Und auch die *S c h a r f w ä n d e* der gegenüberliegenden Lehne, unterhalb des Scharforns, sonst wenig beachtet, stellen sich hier wirksam vor, besonders die eine, die mit mächtig hohen, hellen Platten zum Scharfgraben abstürzt.

Welch gewaltig langgestreckte Felsmasse der nördliche Rotstein ist, ersieht man am besten daraus, daß der Gipfel sicherlich 50 m höher ist als der nördliche Fußpunkt des Felsens, namentlich von Osten geben diese großen, schräg geschichteten Felsplatten einen nachhaltigen Eindruck. Von dieser Seite wäre es wohl auch möglich, mittelst einer flachen Verschneidung und den sich anschließenden Ramin zu dem geschilderten Nordwestanstiege zu gelangen.

Als ich am 30. September 1923 mit Freund Steinjan diese Gruppe besuchte, fanden wir auf dem Südgipfel Spuren einer Erststeigung, die bis unter den Gipfelblock führten, während der Nordgipfel noch unbetreten schien.

Steigt man von den Rotsteinen wieder zur Wegkreuzung am „Riß“ empor, und folgt dann dem vorhin beschriebenen Wege zum Saustirnsattel in östlicher Richtung, so sieht man nach 150 bis 200 Schritten abseits zur Rechten eine 20 m hohe Felsmasse im Buchenwalde, die dem Suchenden die glatte, lotrechte Nordwand zugehört und einen von Rottannen besetzten Gipfel zeigt. Dies ist nun der **Vockstein**, auch **Vockjakken** genannt, der seinen Namen erst dann rechtfertigt, wenn man ihm von Osten naht. Da lehnt sich bergseitig eine mächtige Granitplatte dachartig an den Fels und bildet ein schützendes Obdach, wenn Gewittersturm über die Berge segt. Dann fühlt der Wanderer sich hier geborgen, aber auch wie in düsterer Einsamkeit begraben, als wäre die schützende Platte nichts anderes als der große Deckel einer riesigen, modrigen Gruft. Und nun sieht er auch, daß dem keineswegs schlanken Hauptturme östlich eine merkwürdige Säule vorgestellt ist, die **Vocksteinnadel**, vom Mutterfels durch einen mehr als meterbreiten Ramin von oben bis unten getrennt. Diese Säule verstärkt noch den Eindruck eines großen Felsengrabmales.

Man kann den bewaldeten Hauptgipfel erklettern, indem man entweder den unter dem Dache beginnenden, zuerst engen, dann oben sich erweiternden Riß benützt, oder man steigt zuvor auf das der Westkante vorgelagerte große Blockwerk und kann hierauf in einem kürzeren Risse leichter zum Ziele kommen. Im Abstiege seilt man sich einfach über einen niedrigen, zerfurchten Absatz und das angelehnte, zum Teil bemooste, an 40 Grad geneigte Felsdach ab.

Friedlands Bergsteiger fanden und erkletterten auch diesen Turm als die Ersten, nur die **Vocksteinnadel** ergab sich ihnen nicht. Sie beugte sich erst am 17. Oktober 1921 dem gemeinsamen Ansturm der Reichenberger und Friedländer

Gilde. Wir bewegten uns damals von einem Absatze der südlichen Kante mit der bei uns selten nötigen Technik für weite Ramine schräg aufwärts nach der Wandmitte, und hoben uns dann so hoch als möglich empor, bis der erste mit Schulterhilfe des Nachfolgenden sich aufrichtete, die moosige Gipfelkante erreichen und sich an ihr emporziehen konnte. Diese Kante ist zwar nur 30 bis 40 cm breit, aber über 4 m lang, so daß auf ihr sechs bis acht Kletterer reiten können. Ein schwaches Eschenbäumchen verkrampft sich mit seinen Wurzeln in der schmalen Felskrone, ein karges Dasein lebend, und an seinen Fuß stützt sich das selten geöffnete, ins Moos gebettete Gipfelbuch. Von diesem Bäumchen weg kann man den Hauptfels durch einen Sprung (ohne Seilsicherung gefährlich!) erreichen, wie auch umgekehrt der Nadelgipfel schon durch einen Sprung vom Hauptgipfel gewonnen wurde (durch Ulrich und Hütter im Feber 1922); doch ist dies noch gefährlicher und kann, auch wenn das Wagestück gelingt, sehr leicht eine Knieverletzung eintragen, deshalb sei davor gewarnt. Dagegen ist die andere Art, sich von einem passenden Vorsprunge des Hauptturmes mit den Händen nach der Nadelkrone fallen zu lassen, um dann durch Abstoßen und Anziehen sich über den Grat zu schwingen, gesichert vom Gefährten auch beim Zurückspringen, eher zu empfehlen. Überhaupt: man vergesse nie, sich zu fragen, ob eine kühne Tat auch des Einfaches wert sei.

Wenn man vom Vockstein wieder zum verlassenem Steige zurückkehrt und auf diesem nach dem Saustirnsattel wandert, nun den Lemstein erklettert und dann über Bäumels Tod zur hinteren Saustirn ansteigt, von hier weglos über den Schachtelhau zum Südgipfel des Mittagsberges streift, die Aussichtskrone unterhalb des Nordgipfels noch aufsucht und dann zum Brechsteinsattel niederkehrt, um auf dem Wege über Börnshübel oder die drei Gräben Hemmrich zu erreichen, dann hat man dem immergrünen Kranze der Erinnerungen an die Waldheimat die schönste Fahrt in den Vorbergen als wundervolles Blatt eingeflochten.

Kahlsteine, Köhlermühle und Räuberhöhle.

Die Berge, die westlich des Hemmrichsattels aufragen: Dürren Berg, Nesselberg und Grubberg, und das sogenannte Teufelsloch umschließen, wetteifern an Felschönheit mit der in beiden vorangegangenen Abschnitten behandelten Umrahmung des Scharfgrabens. Es gibt keinen Naturfreund, den das romantische Bild dieses Talhintergrundes von Hemmrich nicht lebhaft entzückte. Hohe Laubwälder grünen nieder zum hochdurchraunten Wiesengrunde, der die Bahnstrecke begleitet, bis sie im Tunnel verschwindet. Über dem Teufelsloche, dem Ursprunge des Bächleins, steigen mächtige Felsmassen, die *Kahlsteine*, stufenförmig auf und schneiden eine wellige Kontur in den blauen Herbsthimmel, und hoch oben am Gange des Grubberges (706 m) ragt die *Köhlermühle* als schlanker, kreuzgeschmückter Felsjahn über den Wald. Und gegenüber diesem lichtgrünen oder herbstgoldenen Laubmantel des Grubberges bildet der tannendurchwirkte Flor des Dürren Berges einen wundervollen Gegensatz.

Will man den *Kahlsteinen*, auch *TeufelsloCHFelsen* geheissen, von der Haltestelle Hemmrich unverzüglich zustreben, dann wählt man den Weg am Waldsaume westlich der Bahnstrecke, der ins Teufelsloch führt und hinter dessen kleiner Wiese steil zur Rammniederung zwischen den *Kahlsteinen* und dem Nesselberge hinaufklimmt und jenseits im lichten Buchenwalde sanfter hinableitet ins nördliche Vorland. Bevor man noch diese Senke erreicht, sieht man die unterste Felsmasse der *Kahlsteine* ihren Fuß ins Walddunkel setzen und kann nun, gleich an der nördlichen Seite ansteigend, seinen ungeduldigen Mut kühlen.

Wer es aber nicht so eilig hat, dem sei empfohlen, zuerst zum Hemmrichsattel zu wandern und von der Sattelhöhe dem links zum Dürren Berge aufsteigenden Wege zu folgen. Man gewinnt bald die mit schönen Felsgebilden gezierte Rammhöhe, die den Dürren Berg mit dem hier wenig hervortretenden Gipfel des Nesselberges verbindet und geht dann zur nahen *Kahlsteinsenke* hinab, so daß man die nördlichen Abstürze der *Kahlsteine* von höher oben her angenehmer erreicht.

Die *Kahlsteine* zählen zu den bekanntesten und eindrucksvollsten Felsmassen des Jsergebirges. Von diesen Felsen, die durch mehr oder minder schmale Gassen von einander getrennt sind, fallen besonders die großen östlichen tief zum Teufelsloch ab und wurden über diese Steiflanken schon in den neunziger Jahren von den heimischen Bergfreunden erklettert. Besonders schön ist das große Band der dem Teufelslochwege zunächst liegenden bedeutenden Felsmasse, das von Süden nach Norden ansteigend, die ganze Talseite des Felsens umwindet. Von diesem Bande, das dann nach Norden abzustiegen gestattet, führt eine Felsrinne unschwierig auf den Gipfel.

Diesem untersten Felsen reiht sich ein unbedeutender Zwischengipfel an, der aus der östlichen Scharte leicht erklimmen wird, während der folgende, bekannte Hauptgipfel von Norden her ganz leicht zugänglich ist. Eine breite Felsrampe leitet zu einer weiten Wurzelrinne, durch welche man fast mühelos auf den breiten, auch einen Felsentrog besitzenden Gipfel gelangt. Eingemeißelte Zahlen und Buchstaben vertragen, daß der Fels schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erklettert wurde. Einen längeren und abwechslungsreicheren Aufstieg bieten natürlich die Bänder und kleinen Ramine der hohen Talseite.

Westlich von diesem Hauptturme ragen noch drei weitere Türme, schon auf die Rammhöhe gestellt, und daneben ruht auf flachgewölbtem Felsboden ein kugelförmiger Block. Den letztgenannten, geringeren Felsen sind tafelförmig mehrere andere Felstürme vorgelagert; hier ist auch eine kleine Höhle sehenswert, aus der eine starke, doppelstämmige Birke hervorgewachsen ist, und die der hohen Westwand des Großen *Kahlsteines* zunächst liegende Gruppe zeigt einen weiten, mannhohen Durchgang. Auf diese Felskronen mag der Lichtbildner steigen, wenn er ein wirksames Bild des mächtig abstürzenden Hauptturmes machen will; auch die *Köhlermühle* erscheint von hier als lotrechter kühner Felsbau in ihrer schönsten Form.

Die besonders schönen Aussichtspunkte der *Kahlsteine* eignen sich für den Frühling und Herbst als lohnendste Bergziele. Mit Bergen hinter Bergen, immer ferner, immer blauer,

steilt sich der Haindorfer Kamm über dem Wittigtale auf und die kleine Waldglocke des Räumigen Berges und der alles überragende dunkle Dom der Tafelfichte stehen da wie Wächter vor der inneren Welt des Gebirges. Schwieriger und auch anstrengender sind die Ersteigungen im Winter, wenn alle Rinnen, Bänder und Kamine dem Bergfahrer eisgepanzert sich entgegenstellen. Man soll überhaupt winterliche Felsfahrten nicht vernachlässigen, denn gerade sie stellen an die Ausdauer und moralische Widerstandskraft des Bergsteigers größere Anforderungen und machen mit Verhältnissen vertraut, wie man sie Sommers an Hochgebirgsgraten und -wänden oft vorfinden kann.

Eigentlich gehören die Kahlsteine, so selbständig sie sich auch zeigen mögen, zum großen Massiv des Grubberges, dessen steile Ostflanke einer der felsreichsten Bezirke im ganzen Gebirge ist. Von den grauen Burgen des Kammes bis herab zum Teufelslochgraben liegen hier hunderte großer Felsblöcke im Buchenwalde, davon freilich nur die höchsten das herrliche Laubdach überragen. Ihr schönster ist zweifellos der hohe, kecke Felsbau der Röhlermühle. Sie ist, obgleich schwer auffindbar, einer jener Felsen, die am frühesten die Aufmerksamkeit der Bergsteiger auf sich lenkten. Schon am 7. Juni 1891 besichtigten Willi Kahl und Heinrich Scholze den Fels; da er ihnen aber nicht ersteigbar schien, kehrten sie wieder nach Hemmrich zurück, ließen sich vom Führer Kessel den Brechstein zeigen und wanderten dann weiter nach Neuwiese, wo damals der Förster Bartel sein freundliches Heim als gern besuchte Raststätte offen hielt. Am 13. September 1891 erfolgte dann die erste Ersteigung durch Adolf Sahler und Willi Kahl am überworfenen, geknoteten Seile, wahrscheinlich durch den langen Kamin der Tafelseite. Ich sage wahrscheinlich, denn es muß uns wundern, daß die folgenden Erklletterungen am 18. Oktober 1891 durch Kahl, Kasper und Horn und am 11. September 1892, an welchem Tage durch Kahl, Horn, Kasper, Sieber, Scholze und den Arbeiter Jantsch aus Verdorf das Einschweifeln des Gipfelkreuzes geschah, am überworfenen Seil nur von der

Bergseite aus erfolgten, obwohl Kahl, der doch bei der ersten Ersteigung beteiligt war, diese Partien führte. Außerdem erwähnt H. Scholze in seinem Tagebuche erst unterm 24. Juli 1892 eine Besichtigung des Felsens von beiden Seiten, die man mit dem Wirte Soll aus der Hemmrichschänke unternahm. Diese und andere Erwägungen sprechen dafür, daß der lange Kamin der Ostseite, der „Rackerkamin“, wohl zum ersten Male 12 Jahre nach der Kreuzaufstellung von Karl Kirchhof, Rudolf Blumrich und Franz Salomon am 25. März 1904 frei erklettert wurde. Der Verfasser folgte bald nach und vollführte am 31. Juli 1904 noch einen neuen Anstieg auf der Tafelseite, links (südlich) von dem erwähnten langen Kamine. Von einem Vorbau klettert man in einem kurzen, gewundenen Risse empor, wo er endet, beginnt rechts davon ein senkrechter, mittelweiter Kamin, der unmittelbar neben dem Gipfelkreuze ausmündet. Die Schwierigkeit liegt nun darin, sich aus dem unteren engen Riß herauszuheben und in den rechts darüber beginnenden Kamin hineinzuschwingen, eine Sache, die volle Aufmerksamkeit verlangt.

Im Jahre 1905 wurde vom Verfasser auch der bergseitige Anstieg zum ersten Male frei ausgeführt. Dazu benützt man von einem Vorbaue aus den ganz engen, kurzen Kamin, der in Reichhöhe durch einen eingekeilten Felsblock abgesperrt wird. An diesem Jacken zieht man sich empor und zwängt sich in den Riß hinein. Dann schiebt und preßt man sich in drangvoll fürchterlicher Enge zollweise zum ersehnten Gipfel hinauf; es ist also ein Aufstieg, der für beleibte Kletterer an heißen Sommertagen als Abmagerungskur sehr zu empfehlen ist. Die erste Erklatterung bei winterlichen Verhältnissen geschah durch Eduard König, Ferdinand Sagasser und Karl Poritsch am 26. Dezember 1906. Im Jahre 1905 hatte der Sturm das Gipfelkreuz umgebrochen; es wurde am Palmsonntage 1906 von den „Wirbelsteinern“ neu aufgerichtet. Außerdem brachte diese Vereinigung zu Ostern 1907 eine eiserne Erinnerungstafel für den allzufrüh verunglückten Bergfreund Karl Sahler an der Westseite an, die der Kletterwart Ferdinand Sagasser in seinen Mußestunden gefertigt hatte.

Der beste Anstieg ist sonach noch immer der lange Kamin der Talseite, etwa 15 m hoch, unter einem Winkel von etwa 60 Grad ansteigend, unten weit und tief und oben enger. Wie bei allen Klettereien im Granit der Herberge, so hier besonders, verwende man nur das schäbige Gewand, da dieses grobkörnige Gestein unbarmherzig die Kleider zerfetzt. Es ist auch bedauerlich, daß diebisches Gesindel, dem die Bergfreude anderer nicht behagen mag, gerade hier die Gipfelbücher und Büchsen mehrmals gestohlen hat. Sollten solche Gesellen einmal bei ihrem unsauberen Handwerke überrascht werden, dann gerbe man ihr gemeines Veder so gründlich, daß sie das Wiederkommen vergeffen.

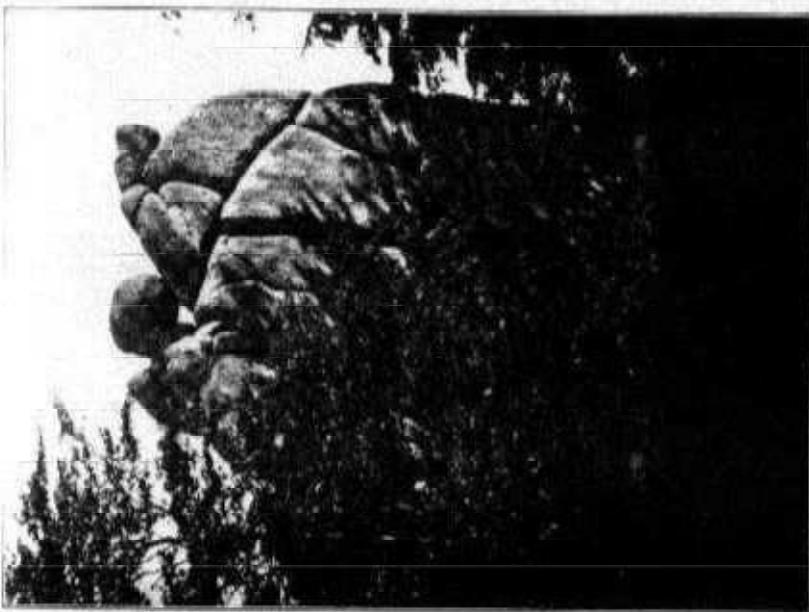
Unterhalb der Köhlermütze in gerader Richtung talwärts türmen sich noch manche große Felsblöcke. Der bedeutendste unter diesen, an einem Fußsteige gelegen, ist ein mächtiger, teilweise mit jungen Eschen bestandener Klotz, über dessen helle, talseitige, wohl 30 m hohe Wand, ein riesiges Gipsfeldach vorspringt. Dieser Fels wurde zuerst vom Verfasser mit Karl Kirchhof und Franz Salomon im Herbst 1904 von der Südseite erklettert. Hier steigt man leicht bis zu einer senkrechten Wand empor, in der ein schmaler Riß den weiteren Aufstieg zur großen ebenen Gipsfeldplatte vermittelt. Von ihr, wie auch von der Krone des noch etwas tiefer stehenden, leichten Felsnachbars, hat man einen schönen Blick auf die nahen Kahlsteine und den idyllischen Wiesenwinkel von Hemmrich.

Von den Gipfelburgen des Grubberges fällt ein breiter, zum Teil felsiger Rücken nach Süden ab. Wo er sich nach Westen hin besonders verbreitert, dort ragt ein bei herbstentlaubtem Walde hell zu Tale schimmernder Fels, der über die Abfälle seines Ostgrates unschwer erstiegen werden kann, aber ohne besondere Aussicht ist, während die westlich davon aufgetürmten Felsgruppen den schönsten Blick auf den gerade gegenüberstehenden, prächtig geformten Spitzberg (721 m) bieten.

Sehr felsig sind auch die Nordhänge des Grub- und Nesselberges. Als größte Felsmasse entragt dort der lang-



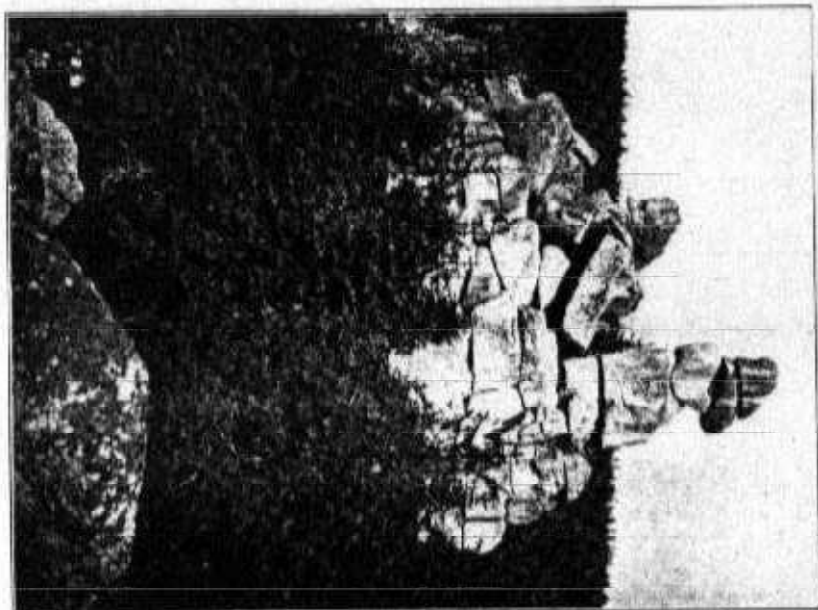
Im langen Kamin.



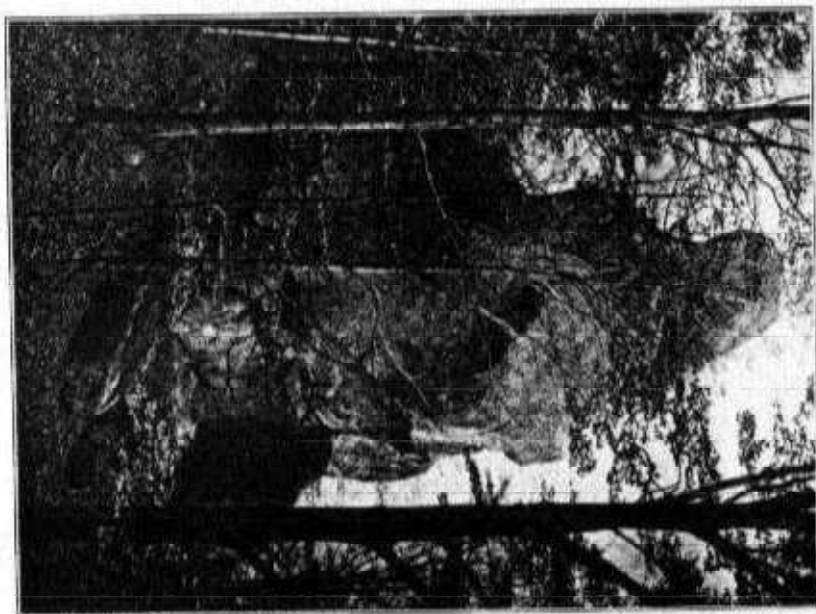
Köhlermütze.

Bergseite.

Zwieselsteinen



Blöcke



westreckte, durch einen sehr breiten Ramin zwiespaltene Burgstein dem Nordrücken des Grubberges. Von der Wammbuche zwischen Scheibe- und Grubberg führt ein Steig am Nordwesthange des Grubberges bis auf die geräumige Plattform des leicht zugänglich gemachten Burgsteines. Er ist zwar kein eigentlicher Kletterfels, aber gleich den Kahlsteinen einer der besuchenswertesten Aussichtspunkte in diesen Vorbergen.

Es erscheint mir nun noch notwendig, daß ich der Beschreibung dieser Felsen auch die der „Räuberhöhle“ anschließe, die ziemlich tief unten im langgestreckten Nordrücken des Nesselberges versteckt liegt. Die letzte Erhebung dieses Rückens ist der *Virkenhübel* (452 m). Zur breiten Einsattlung südlich dieses Hübels leitet von der nach Raspenau führenden Reichsstraße, fast gegenüber dem sogenannten „Zwengsteintore“ des Tiergartenzaunes, der die östliche Straßenseite begleitet, ein Weg empor und führt jenseits zur „Pferdegrube“ hinab. Von der Sattelhöhe steigt in südlicher Richtung ein breiter Durchhau bergan und daneben in jungem Fichtenbestande auch ein moosiger, selten begangener Weg. Diesen verfolgt man solange, bis man im Unterholz zur *Vinken* den Revierstein 35, 36, 29, 30, entdeckt. Von da etwa 50 Schritte in nordöstlicher Richtung in hohem Buchenwalde bergab und man steht auf der Höhle, die von einem niedrigen Felsabbruche gebildet wird, an dessen Fuße das enge rechteckige Eingangsloch liegt. Durch dieses niedrige, 3 m lange Loch, das von innen durch Blöcke abgeschlossen werden kann, gelangt man nur kriechend ins Innere der Höhle, einem feuchtschwarzen, größtenteils künstlich geschaffenen Felsenraume, knapp 2 m hoch, 5 m lang und 2—3 m breit. Vom südöstlichen Eck dieses Hohtraumes kann man durch einen 4—5 m langen engen Kanal zu einer Vertiefung vordringen, in welcher ein Mann zur Not sitzen kann, und die wohl als Schatzkammer gedient haben dürfte. So ähnlich beschreibt mein Freund und Gewährsmann *Franz Haupt* die Höhle und erzählt weiter, daß sie zu Anfang des vorigen Jahrhunderts dem Raubgesindel, das im Gebiete von *Hemmrich* und *Raspenau* sein Unwesen

trieb, als Versteck und Unterschlupf gedient habe. Diese Räuberereien der sogenannten Galgenbergbande sollen erst in den fünfziger Jahren jenes Jahrhunderts aufgehört haben.

Auch unseren älteren heimischen Touristen ist die Räuberhöhle schon lange bekannt, und Josef Matoušek weiß aus jener Zeit ein alkiges Erlebnis zu berichten. Als er vor vielen Jahren mit seinen Freunden die Höhle besichtigt hatte, wollte es dem stark beleibten Wollmann beim besten Willen nicht mehr gelingen, sich dem engen Höhlentrachen zu entwinden; wohl baumelten seine Beine schon in Freiheit, aber seine edleren Teile sehnten sich vergebens ans Licht. Endlich erbarmten sich die Kameraden seiner, faßten ihn allesamt bei den Stiefeln, zogen — „hoi — ruck!“ — kräftig an, und gaben ihn der Sonne und einem aufrechten Leben wieder.

Der Schwarzbrunnkamm.

Die romantische Schönheit in anderen Vorbergen des Isergebirges ist viel geringer als im Hemmrichgebiete. Von den da und dort sich erhebenden Felsen gehört der Drachenstein bei Ratschendorf zu den besuchtesten Wanderzielen der näheren Umgebung Reichenbergs; weniger bekannt sind die Felsgestalten des Scharfberges bei Einsiedel und an der Längen Jarbe, der Spaltstein bei Katharinberg, sowie jene kleinen, hauptsächlich geschichtliche Ereignisse überliefernde Felsen des Harydorfer Kammes: die Meh- und Vautesteine, dann der sagenhafte Dornst (siehe auch S. Leutelts „Könighäuser“) und der Brummstein mit seinen großen trogförmigen Auswitterungen.

Auch was sich jenseits des Quehstaes im Remnitzkamm an Felsen befindet (Bärenstein, Katzenstein u. a.), erschöpft sich in geringeren Bildungen und wird von dem urwüchsigen, mit bedeutenderen Felsformen gekrönten Hohen Iserkamm, wo der Hochstein und die Abendburg ragen, tief in den Schatten gestellt.

Wie im Norden der Remnitzkamm, so wird im Süden der Schwarzbrunnkamm durch tiefe, dichtbesiedelte Tal-furchen von der eigentlichen Gebirgsplatte abgetrennt. Auf

diesem die Sprachgrenze bildenden Waldkamm, der sich von der Schwarzbrunnkoppe (873 m) bis zur Chereffenhöhe (623 m) bei Cannwald erstreckt, führt ein schöner Weg, der „Benglerweg“, benannt nach dem verdienstvollen Obmann des deutschen Gebirgsvereines Sablonz, vorüber an vielen Felsgruppen. Die eigenartigsten sind wohl die nur eine Viertelstunde von der Schwarzbrunnwarte entfernten „Teufelsfelsen“, rechts neben dem Wege. Es sind fünf kleine, leicht ersteigbare Felsgruppen, die im sogenannten „Hammer“ ihre höchste und merkwürdigste Form haben.

Im nordöstlichen Teile dieses Kammes ist der Rohaustein (auch Fliegenstein, Muchov genannt) mit 786 m die bedeutendste aussichtsreiche Erhebung. Von hier fällt der Kamm rasch zur tiefen Chereffenhöhe ab. Zwischen beiden liegen mächtige Felsblöcke auf dem Kamm, Grabsteine könnte man sie nennen; denn wer sie vom prachtoollen, felsenumrandeten Cannwalder Spitzberge (809 m), dem Balzerstein (698 m) oder dem großen kreuzgeschmückten Finkstein (688 m) bei Morchenstern mit seinem originellen Teufelsbrunnlein einmal gesehen hat, kann sich dem Eindrucke nicht entziehen, daß diese Felsen in der Tat wie große dunkle Säрге auf dem Waldrücken lasten. Von all den vielen Felsen des besuchenswerten Schwarzbrunnkammes hat man den seltenen Ausblick weit hinein ins tschechische Land und hinüber auf die in dunkelgrüner Herrlichkeit ragenden, trotz allem noch immer einsamkeitsoollen Wälder der deutschen Iserberge.

So wollen wir denn heimwandern aus den felsenvollen Wildnissen unserer Berge. Ein milder Herbsttag beugt sich dem Abend. In den flammenden Wäldern ist der Wind eingeschlafen wie ein müde gewandertes Herz. Mit glühenden Augen dampft ein Zug in die Nacht und nimmt uns mit. Und wie die Sterne am Himmel, so blitzen die Erinnerungen in der Seele auf.

Nicht lange mehr, dann werden dich die grauen Felskronen grüßen von einer verwehten kühnen Jugend und alle Wipfel werden es dir raunen, alle Bäche dir singen, das unseligselige: Es war einmal.

Ein Schlußwort für die Jugend.

Wer uns auf diesen mühevollen und doch so einzig schönen Wegen in Heimatbergen bis hierher begleitet hat, der glaube nun nicht, daß uns auf unseren Fahrten nichts als Felsen beschäftigt; uns waren die Wege zu ihnen, ganz von Schauen und Träumen, Hoffen und Sehnen erfüllt, die gurgelnd verquellenden Schritte, die einst so überglücklichen in unseren Hochmooren, wie die leise verrieselnden im Sande weiter Riefenforste — sie alle waren nicht minder schön.

Und dennoch: Es war einmal ein Frühlingstag voll schüchterner Sonne. Wir hatten die vielen Gründe der Daubaer Schweiz durchquert, wälderauf und -ab, waren dann zwischen den blühenden Gebreiten großer Fluren und durch wirren Wald nach Altperstein geschritten, von dessen steiler Ruine wir eine glückliche Stunde lang auf deutsches, frühlingsvolles Land hinabsahen. Am Nachmittage flogen unsere Füße — o, wie sie flogent! — durch den Bauerngrund nach Chammiühl hinaus, schräge Sonne geleitete uns empor in die Buchenherrlichkeit des Eichberges, und endlich fand uns der sinkende Tag auf dem Gipfel des Quarzgesteins, stolz über der wundervollen Ruine der wehmütigen Wälder und der lichten Pöhenau. Und war uns auch tagsüber die tausendfältige Schönheit der Erde durch die Augen, die stets verwunderten, tief ins Herz gesunken, auf diesem Gipfel fühlten wir doch selig: erst jetzt ward unsere Wanderung gekrönt. Der starke Wille, der uns am Abend noch und zum ersten Male den schweren Fels untertan machte, die kraftvolle Tat: sie waren noch nötig gewesen zu unserem vollsten Glück. Kann es denn auch Kostlicheres geben, als alle Schönheit tafenvoll zu genießen?

Wenn ich hier also von heimatlichen Felsen berichtet habe, als von Dingen, die uns immer neu und schön und groß erschienen sind, die uns durch all die Jahre im Herzen standen, umglänzt von den glücklichsten Erinnerungen, so weiß ich gleichwohl, daß vielen diese Dinge gering erscheinen mögen, daß sie mit verschlossenen Sinnen daran vorübergehen werden, jetzt wie ehemals. Aber beachtet doch, daß die Dinge niemals größer

sind als das eigene Herz, und daß die Seligkeit, die von ihnen in uns überströmt, genau so groß ist wie die Liebe, die wir für sie gefühlt haben. An unserem großen Glücke konnten wir unsere Liebe messen.

Und diese Liebe hat uns erfüllt auf allen Fahrten nach unseren Felsen, wenn der Schnee kaum geschmolzen war und kühle Vorfrühlingsluft noch um alle Zacken und Türme sprang. Wir sahen unter ihren altersgrauen Häuptern Wälder aufblühen und wieder bunt werden, lauschten den Kronenliedern ihres Werdens und Vergehens, und an den frühen nebligen Abenden später Novembertage baumelten wir noch an langen Seilen über den dämmernden Gründen: schwanke graue Gestalten in der grauen Luft. Vom ersten Krokus bis zum ersten Schnee, wieviel Seligkeit trugen wir doch von ihnen fort in unsere Alltagsstunden!

So sind sie uns allmählich das geworden, was sie jeder neuen Jugend werden können und sollen: Symbole der Schönheit, Kraft und Härte, der Kühnheit und edlen Leidenschaft, des trohigen Beharrens und der stärkenden Einsamkeit. Naht ihnen nicht mit Prahlucht im Herzen, sondern mit jener Andacht, die jede Form der Natur verlangt; laßt sie nicht auflodern in Euerem Denken wie ein Strohfeuer, das Euch kaum ein Jährchen erwärmen mag; nur wenn Ihr ihnen die Treue bewahrt, werden sie Euerem Leben ein unerschöpflicher Vorn sein. Abt ihre Schönheit und die Kraft, die solche Schuf, stählt an ihnen Euerer jungen Sehnen, lernt Euch leicht und sicher auf ihnen bewegen, festigt Euer Vertrauen zu Euch selbst, aber achtet besonders, nicht mehr zu wollen und zu wagen als in Euern Fähigkeiten liegt: handelt also stets nach tiefer Selbsterkenntnis, zu der die Felsen Euch hinleiten.

Und dann seien sie eine Stufe für Euch, Ihr Zukunftsvollen. Denn wenn Ihr die Schauer erster Erklatterungen überwunden, wenn Ihr jenes Maß von körperlicher Sicherheit, Gewandtheit und Kraft, dann den untrüglichen Blick für das Mögliche und Unmögliche und bei allem Wagemut stets die große Besonnenheit erlangt haben werdet, so daß Ihr dann wunderbar mühelos auf diese Felsen steigen könnt, als wären

sie nicht mehr als eine Schwelle Eurer heimatlichen Hütte; wenn kein Grausen der Gefahr Euch mehr erreichen kann und Euer Tun Euch nichts als eitel Lust und Glück sein mag: dann seid Ihr reis für die großen Aufgaben der Alpen. Gewiß nicht für alle, denn Eisriesen und Gletscher verlangen noch eine andere Vorbereitung. Aber Ihr werdet fähig sein, der Alpen stolze schwere Felsberge aus eigener Kraft und nicht am Gängelseile eines Führers zu ersteigen, Ihr werdet ihre wuchtigen und großartigen Bilder nicht nur von guten Wegen und sommergrünen Almen bewundern, sondern in der lustvollen Mühe schwierigen Ringens auch ihre wildesten und schauerlichsten Schönheiten auskosten können. Man muß Hunderte von Metern an grauen, grellen, gelben und roten Kalkfelsen emporgeklettert sein, immer höher hinauf ins Licht der ewigen Gipfel, um zu fühlen und zu wissen, wie stark solches Bergglück das dürstende Herz überfüllen kann.

So wandert denn, Ihr Jugendlichen, zu den Felsen der Heimat; sie sind verborgen, stolz wie Könige und aller Schönheit voll. Wollt Ihr Euer Ideale wahren, steigt auf zu den Bergen, den Felsen; tief unter ihnen brandet die Alltäglichkeit. Seid lieber die Wenigen als die Vielzweigen. Waret Ihr nur Wandervögel, Singvögel auf guten oder staubigen Wegen, hängt einmal die Laute an die Wand — denn herrlicher ist nichts als Sturmgesang! — und werdet die Adler über der Wildnis! Und wenn Ihr dann auf glücklich errungenem Felsenthron liegt, Wind Euch durchs Haar wühlt und Sonne Euer Glieder bräunt; wenn Ihr den Wanderwolken, diesen Bildern des Lebens näher seid als irgendwo und irgendwer, so wird Euch wohl in märchenblauen Stunden der geheimnisvolle Spruch des großen Laotse beglückend offenbar:

Über dem Leben leben, ist inniger
als im Leben leben.

Und vergeßt niemals, wenn Euer Herz ohnegleichen glücklich über den Wäldern schwebt und Euch zu Füßen die schwer bedrückte Heimat sproßt, grünt und reift, daß sie deutsches Land ist, Land Eurer Väter, und daß Ihr sie endlos lieben sollt!



Die schönsten Fahrten in der Heimat. ~

Als ich mich entschloß, hier eine Anzahl der schönsten Wander- und Kletterfahrten anzuführen, geschah es mit der Hoffnung und dem Wunsche, daß Unberufene den seltenen dieser Pfade nicht folgen möchten. Wer da glaubt, in großer Gesellschaft mit viel Geschrei und Klingklang durch die Wälder ziehn zu müssen, der bleibe diesen Wegen, diesen Einsamkeiten fern und verleihe nicht durch ungesittetes Benehmen die Forsthüter, denen die Stille der Wälder am Herzen liegt. Auch wer da meint, die einsamen königlichen Felsen seien nichts als Turngerüste, daran seine einfältige Eitelkeit sich austoben könne, dem ist kein reines Bergsteigerherz gegeben, jenes Herz, das die Felsen und Berge liebt und lieben muß, weil es in tiefster Verwandtschaft nicht anders kann noch will.

Was sich heute in manchen Teilen des Gebirges, oft den schönsten und entlegensten, ereignet, hat mit echtem Wandertum nichts mehr gemein. Da trifft man Menschen, die allen Dünkel

ihres aufdringlichen Wesens, ihren ganzen Alltagskram und oft ihrer Eriebe schlechteste mit hinausnehmen in die weihevollste Natur. Sie sind wie Pestbeulen im reinen Atem unserer Wälder und können gar nicht anders als in lärmenden, schauensbaren Herden wandern. Wie armselig und hilflos mühten sie sich auch fühlen, wenn sie der erhabenen Natur allein gegenüber ständen!

Der rechte Naturfreund wird stets wissen, was sich ziemt, was er zu tun und zu unterlassen hat, wenn er in wohlbehütete Reviere eindringt. Hat er denn überhaupt Zeit, sich mit anderem als nur Natur zu beschäftigen? Stürmen nicht tausende ihrer Stimmen und Erscheinungen auf ihn ein, ein Reichthum, kaum zu fassen? Er muß seinen engen, oft ärmlichen Alltag ganz hinter sich lassen können, um sich mit der Natur aufs innigste zu verbinden. Je mehr er zu schweigen versteht, wenn rings um ihn ihre wunderbaren Werke reden, desto eher wird ihm ihre tiefste Schönheit offenbar werden. Ja es scheint fast, als ob die Natur nur den großen, lautereren und einsamkeitsstarken Herzen ihre köstlichsten Genüsse schenke.

Und wenn der echte Bergfreund in treuem, jahrelangem Wandern und Steigen mit offenen Sinnen so Schritt für Schritt zum Wesen der Dinge vordringt, überall, in allem Sein, Werden, Wandeln und Vergehen eine herrliche Gesetzmäßigkeit findet und erfährt, daß alles: die rauhen, kühn geformten Felsen, von Wind und Regen, Moos und Flechten zernagt und zersessen, und von eisigem Frost und jähen Wurzeln zerspalten; die frühen Primeln, die mit goldgelben Glocken den Frühling einläuten, und der klagende Ruf des schwarzen Spechtes in der Morgenfrühe, genau so wie seines Leibes wundervoller Bau, seiner Seele geheimnisvolles Wesen und das unsäglich geordnete, große Kreisen von Millionen ferner Welten einer göttlichen Schaffenslust entsprungen ist: dann weiß er auch, daß er sein Amt auf dem Boden dieser Erde nicht besser erfüllen kann, als bescheiden und mit guten Taten und Werken dem beständigen Wechsel der Dinge sich einzufügen, eine kleine Welle im ewigen Strome alles Lebens.

Von der Haltestelle Hemmrich:

1. Rammhuche, Burgstein, Nichthäuser, Schloß und Stadt Friedland (2¼ St.).

2. Hemmrichsattel, Wallfahrtsweg nach Haindorf, Lieberwoda, Mildeneichen (2½ St.).

3. Spitzberg (Südostlehne), Scheibweg, Rammhuche, Burgsteine, Kahlsteine, Teufelsloch, Hemmrich (2½ St.).

4. Hemmrichsattel, Dürrer Berg, Kesselberg, Kahlsteine, Köhlermütze, Grubberggipfel und -südgrat, Hemmrich (2 St.).

5. Teufelsloch, Köhlermütze, Kahlsteine, Kesselbergnordrücken (Rieselhöhe), Räuberhöhle, Pfütz hübel, Burgstein, Rammhuche, Hemmrich (3 St.).

6. Um die Pferdekopfsüdlehne durch Asch-, Tränke- und Schirrgraben zum Brechstein, Sausstein, Obern Hemmrich, Scharflehne bis zur Glocke, Hemmrichsattel, Hemmrich (3 St.).

7. Hemmrichsattel, Börn hübel, Brechstein, Rotsteine, Bockstein, Vordere Sausstirn (Lemstein), Bäumels Tod, Hintere Sausstirn (858 m), Schachtelhau, Mittagberg (Süd- und Nordgipfel, 857 m), Brechstein, Schirr-, Tränke- und Aschgraben, Hemmrich (5 St.).

8. Hemmrichsattel, Scharflehne von der Glocke bis zum Obern Hemmrich, Sausstein, Brechstein und weiter wie bei 7. (Kleine Felsenfahrt: 5½ St.)

9. Buschallersdorf (Brettmühlen), Bärhaupt, Mittelriegel, Mittagberg (Südgipfel), Hintere Sausstirn, Bäumels Tod, Vordere Sausstirn (Lemstein), Bockstein, Brechstein, Börn hübel (Punkt 659), Pferdekopf, Hemmrich (4 St.).

Vom Bahnhofs Einsiedel:

10. Görsbach, Steinbachfall, Bärhauptstraße, Kleine Stolpich (Mühlstein), Ferdinandstal, Wiesenschenke, Wallfahrtsweg nach Hemmrich (4½ St.).

11. Scharfberg, Brandelhübel, Lange Jarbe, Voigtsbacher Schießhütte, Bierfloß, Reihbrücke, Porsches Tod, Drehlerhübel, Vogelkoppensstraße, Schöne Marie, Wilde Marie, Höhlenturm, Stolpichschlucht, Ferdinandstal, Haindorf (5 St.).

12. Buschullersdorf, Silippsberg, Olbersdorf, Hohenwald, Säckelsberg, Weywalde, Schloß Grafenstein, Ketten (4½ St.).

Von Reichenberg (Volksgarten):

13. Stadtwäldchen, Baiersbachtal, Humboldtshöhe, Reitstein, Katharinberg, Jörgstein, Drachenberg, Voigtsbach, Einliedel (2½ St.).

14. Buschmüllers Kreuz am Hohen Berge, Rudolfstal, Katharinberg (oberste Fabrik), im Tiergarten nach dem Lehmgrubberg, Lange Farbe, Hohewegstraße (Kreuzung), Schindelbrücke, Mittelriegel, Brand, Brechstein, Sautstein, Oberrhemrich, Vörnshübel, Hemmrichsattel, Hemmrich (5 St.).

15. Altharzdorf (Mittelzipfel), Läute- und Messsteine, Friedrichswalder Straße, Weberberg (Himbeerberg), Hoher Ramm, Dornst, Waldsößelgrund, Klosterberg mit Judenhäuser und Brummstein, Luxdorf, Neu- und Altharzdorf, Talsperre, Reichenberg (4 St.).

16. Liebiegwarte, Schmiedstein, Buschmüllers Kreuz, Rudolfstal, an der Schwarzen Reihe zur Friedrichswalder Talsperre, Hohewegstraße (Kreuzung), Görlachsheimer Wasser, Wolfsfloß, Värhauptstraße, Mittagberg (Süd- und Nordgipfel), Bockstein, Roststeine, Pfühshübel, Emausbild, Wallfahrtsweg nach Hemmrich (5½ St.).

17. Rudolfstal, Friedrichswald, Königshöhe, Grafendorf, Seibthübel, Ober-Maxdorf, Bramberg, Wiesenthal, Bad Schlag, Sablonz (4½ St.).

18. Rudolfstal, Friedrichswald, Christianstal, Schwarzer Berg (Teufelsitz), Taubenhaus, Vogelkoppen, Freischütz, Schöne Marie, Wilde Marie, Höhlenturm, Stolpichstraße, Ferdinandstal, Haindorf (6 St.).

19. Altharzdorf (Schießstätte), Rollberg, Friedrichswald, Königshöhe, Blattneisäge, am Vergwasser hinauf zum Schwarzen Berge und vom Schwarzbachursprunge bachentlang durch die Schlucht hinab zum Weißbacher Winkel, Bahnhof Weißbach (6½ St.).

20. Rudolfstal (Forsthaus), Friedrichswald, Königshöhe, Karlsberg, Josefstal (Hujerwinkel), Bauden, Punkt 834

(Schwarzfloß—Albrechtsbach), Grüner Hübel, Iser-Schwarzer Berg (Teufelsstein), Ablager, Schöne Wiese, Isermoor, Hinterbornplan, Räumiger Berg, Westgrat (Iserstein), Bahnhof Weißbach (8½ St.).

21. Rudolfstal, Christianstal, Schwarzer Berg, Eschhansfelsen und -teiche, Stolpichstraße, Siechhübel (Überschreitung von der Knieholzwiese nach Wittighaus), Schwarze Teiche, Grüner Lehnstein, Hinterbornplan, Räumiger Berg, Packchristelsteig, Hegebachtal, Spitzer Turm, Drillinge, Gralsturm, Kalmrich, Franzosensteine, Hubertusbaude, Katzenstein, Bahnhof Weißbach (7½ St.).

Von Haindorf:

22. Ferdinandstal, Stolpichstraße, Riegelweg, Freischütz, Schöne Marie, Wilde Marie, Höhlenturm, Erloch, Stehaufgruppe, Ruffstein, Nase, Schwarzbachschlucht, Brandfels (Westseite), Friedländer Jinne (Überschreitung), Mittagsteine (1006 Meter), Wittigbergensenke, Preißlers Tod, Siebenbohlenbrücke, Seierkopf (Überschreitung), Sahnenkamm (Überschreitung), Räumiger Berg (Überschreitung des Kreuzfessens), Packchristelsteig, Spitzer Turm, Gralsturm, Hubertusbaude, Katzenstein, Bahnhof Weißbach. (Große Felsenfahrt: mit Ersteigung der Felsen etwa 12 St.).

Vom Bahnhofs Weißbach:

23. Winkel, Hainskirche, Nordgrat der Mittagsteine, Friedländer Jinne, Brandfels (großer Mittagstein), über die anderen Mittagsteine zum Wittigberg, Pauls Plan, entlang der weißen Wittig zur Schwarzen Wittig, Hinterberg, Frisches Floß, Eibstein, Hühnerneß, Räumiger Berg (Raubschühensfelsen und Kreuzfelsen) über den Westgrat (Iserstein) ins Hegebachtal und nach Bahnhof Weißbach (7 St.).

24. Winkel, Schwarzes Floß, die Winkelwächter, Bildbuche, Nase, Schwarzbachschlucht bis zum untersten Fall, Kanzel, Hainskirche, Gürtelweg der Weißbacher Lehne, Siebenbohlenbrücke, über den Ziegenrücken zum Eibstein, Räumiger Berg, Packchristelsteig, Hegebachtal, Bahnhof Weißbach (7 St.).

Vom Bahnhofe Reichenau:

25. Raschen, Kopain, Ruine Friedstein, Felsenpantheon, Kleinskal, Dürre Felsen, Sokolberg, Kleinskal, Ort Friedstein, Sestronowitz, Böschinger Tor, die Guckel, Räuberfelsen, Liebenau (5 St.); mit Fortsetzung der Fahrt über Saskal, den Jaberlich, Raschen, Jeschkenkamm—Jeschken, Reichenberg (9 St.).

Von Ober-Sablon:

26. Schwarzbrunn, Teufelsfelsen, Kobanstein, Grabsteine, Cheresienhöhe, Swätla, Stefansruh und Stefanshöhe, Haidstein, Donnersberg, Isertal und am rechten Iserusfer zur Isierbrücke in Wurzelndorf, Grünthal (7 St.).

Von Morchenstern:

27. Sinkstein, Georgental (Jägerhaus), Buchberg, Unter-Maxdorf, Josefstal (Hujerminkel), entlang des Tannwassers (Hoher Fall) zu den Eschbähnelteichen, Exkursionsweg zum Scharchen; nun entweder Stolpichfall, Ruffstein, Haindorf (5½ St.), oder Vogelkoppensstraße, Schöne Marie, Bruchhütte, Neuwiese, Friedrichswald, Rudolfstal, Reichenberg (Volksgarten), etwa 7½ St.

Von Oberfannwald:

28. Spitzberg, Marienberg (Waldtheater), Steinkoppe, Farbenberg, Vauden, Kamm (999 m), Koblhübel, Kneipe, Wolfswiese, Wittigberg, Mittagsteine, Friedländer Jinne, Schwarzbachfall, Weißbacher Winkel, Bahnhof Weißbach (6 St.).

Von Dessenorf:

29. Hölleberg, Neustück, Börnerkaspers Bruch, Dessenorfer Jagdhütte, verfallene Ealsperre der weißen Desse, entlang des Schwarzflosses zum Siechhübel, Wittighaus (alter Weg), Weißbacher Lehne, Scholzfelsen, Bahnhof Weißbach (6 St.).

Von Unterpolaun:

30. Dessefälle, Darretalsperre, Riedels Reitweg nach Klein-Isler, Karlstal, Hochstein, Abendburg, Weißer Fliß, Hinter-

berg, Blaue Steine, Eränkenkamm, Flosskamm, Kammhäuser, Neufuder, Tafelfichte, Lieberda, Haindorf oder Mildeneichen (9½ St.).

Vom Bahnhofe Weißbach oder von Reichenberg (Volksgarten):

31. Nachtwanderung zur Tafelfichte. Von ihr nach Flißberg, Rennitzkamm (Weierstein, Hoher Berg, Langer Berg, Rennitzberg, Querbacher Hütte), Ludwigsbaude, Weißer Fliß, Hinterberg, Pämmergrund, Groß-Isler, Isermoor, Schönwiesefloss, Schöne Wiese, Ablager, Börnlehaus, Kneipe, Christiansstal, Blattneiteich, Friedrichswald, Rudolfstal, Reichenberg (Volksgarten); von der Tafelfichte 11½ St.; oder vom Schönwiesefloss auf dem Wege der grünen Lehne zum Hinterbornplan und durch den Schindelgraben ins Wittigtal und nach Weißbach (9 St.).

Vom Bahnhofe Grünthal:

32. Am rechten Iserusfer nach dem Räumigen Buchberge und Klein-Isler, Zimmerlehne, Chörmfels, Wolfsnest, Raubschützensfelsen, Grüner Lehstein, Hinterbornplan, Gürtelweg der Südlehne des Räumigen Berges, Seierkopf, Bahnhof Weißbach (6 St.).

33. Wazelsbrunn, Wazelstein, Schlössersteine, Weiße Steine, Isler-Schwarzer Berg (Teufelsstein), Wittighaus, Hinterberg, Frisches Floss, Schindelgraben, Siebenbohlenbrücke, Weißbach, alte Seite und Bahnhof (6 St.).

34. Hoffnungstal, Militzsteine, Mittelberg, Karlstal, alle Eiseinsteine, Michelbaudenplan, Goldgrubenhübel, neue Jagdhütte, Blaue Steine, Forsthaus Groß-Isler, Schwedlers Plan, Oberförsterwiese, Landesgrenze, Himmelsleiter, Fahrweg der Drehterlehne, Gralsturm, Heger, Hegerbachtal, Bahnhof Weißbach (8½ St.).

35. Hoffnungstal, Strickerhäuser, Neuwelt, Harrachsdorf, Seisenbach, Hofbauden, Kesselgruben, über den Grat zwischen beiden zur Kesselkoppe, Harrachstein, Elbfallbaude, Hohes Rad,

durch Große und Kleine Schneegrube, Alte Schlessische Baude, Reifträger, Steindlberg, Plattenfall, Neuwelt, Grünthal (9½ St.).

Von Freiheit:

36. Marschendorf, Emmarweg zur Mohornmühle (2½ St.).
Übernachtung. Dann: Löwengrund, Sonnengraben, Schneekoppe, Riesgraben, Riefengrund; nun in Rübzahl's Handschuh, oder in der Rutschbahn oder auch über den Teufelsgrat zum Steinboden des Brunnerberges, Wiesenbaude, Rennerbaude, Ziegenrücken, Mädelsstegbaude, im Elbgrunde hinauf, über die Pantsefallwände zur Pantsewiese und im Mummelgrunde nach Harrachsdorf, Strickerhäuser, Grünthal (von der Mohornmühle etwa 12 Stunden).

Im Jeschken-, Mittel- und Kaufziger Gebirge.

Von Oberhanichen (Heimatstal):

1. Hoffmannweg bis zum Jeschkenkamm, Corstein, Corsteingrat, Steingraben, Siegmunds Gasthaus, Kriesdorfer Grat (Suckslochfelsen), Chmigstein, Kleiner Kobanstein, Kobanwiese, Roter Stein, Jeschkenkoppe, Hockauf, Wirbelsteine, Kodelbahn, Jubiläumsweg, Reichenberg (4½ St.).

2. Ausgespann (Auerhahnbalz), Schwarzer Berg, Vogelstein, Dreiklastenberg, Brandstein, Christofsgrund, Vanger Berg, Frauenberg, den Silbersteig nach Engelsberg, im Reihentale nach Hammerstein (Ruine) und Bahnhof Machendorf (4½ St.).

3. Ausgespann, Dänstein, Dänsthübel, Moiselkoppe (Jäckelbaude), Neulander Sattel, Scheufflerkoppe, Christofskapelle, Kriesdorfer Rabensteine, Kriesdorf, Suckslochfelsen, Roter Stein, Jeschken, Heimatstal (6½ St.).

4. Ausgespann, Neulander Sattel, Christofskapelle, Kleiner Kalkberg, Spitzberg, Großer Kalkberg, Steinbruch, Schwamberg, Rabenstein (Fellerkofel), Trögelsberg, Spitzstein, Pafz, Oberwegsteine, Spittelgrunder Rabensteine, (Fellerwand), Welsberg, Schwarzpfütze, Ringelsbain (6 St.).

Von Machendorf:

5. Hammerstein, Vanger Berg, Edwardsbuche, Runenburg, Freudenhöhe, Fellerkofel, Elefantensteine, Dankraz, Schönbach-Bahnhof (4 St.).

Von Weiskirchen:

6. Freudenhöhe, Fellerkofel, Trögelsberg, Pafz, Oberwegsteine, Fellerwand, Fessentheater, Hufeisenstein, Pfaffenstein, Weiskachtal, Meßsack, Fuchskanzel, Hundstürme, die Kanjeln, Ruine Karlsfried (Raubschloß), Forsthaus Lückendorf, Tobias-kiefer, Raubschloßberg, Sinkendorf, Ringelsbain (5½ St.).

Von Oberhanichen (Walhalla):

7. Kühnei (Böhm. Franz), Forka, Teufelsmauer, Dolankental, Heuscheuer, Kridai, Wolschen, Sablonz, Forsthaus Schlapka, Obergruppai (Kapelle), Hühnerwasser, Großer und Kleiner Buchberg, Straßteich, Zweihäufeln, Neubrücke, Heidehörfel, Bahnhof Niemes (8 St.).

Von Oberhanichen (Heimatstal):

8. Jeschken, Roter Stein, Oshitz, Hultschken, Neuland (Punkt 403), durchs Revier Pinskai zur Eremitage und Forsthaus Pinskai, Heide, Demelberg, Vorngrund, Alte Glasbütte, Wawruschkateich, Straßteich, Dürnstenteich, Kummerteich, Kummer, Quargelstein, Ziegenstein, Heutor, Mickenhaner Kahlstein, Süßenmühle, Brenn, Göhdorf, Reichstadt (10 St.).

Vom Bahnhofs Kriesdorf:

9. Kriesdorf, Buschhäuser, Krassa, Dohlenstein, Schwarzwaldor Cor des Amphitheaters, Schwarzwald, Hölleloch, Heuscheuer, Sauerühle, Neumühle, Sackmühle, Profsitschka, beim Bilde, Niederrokitai (Eiche), Niedergruppai, Großer Radehoscht (Radihow), Neudorf, Bösigburg, Straßdorf, Straßteich, Zweihäufeln, Neubrücke, Niemes (12 St.).

Von Schönbach:

10. Zum Bilde, durch den Johnswald nach Johnsdorf, Hauptmanns Kapelle, Schloß Vämberg, Judendorf, Eichkamm, Sinkendorf, Schwerbrunn, Spittelgrunder Rabensteine (Fellerwand), Spittelgrund, Dönis, Grottau (4 St.).

11. Seifersdorf, Silberstein, Audishorner Spitzberg, Audishorn, Hammerteich, Hammer-Spitzberg, Dewin, Runzeteich, Krassaberg, Rührtal, Bad Runnersdorf, Oschitz, Pohlenquelle, Johannesthal, Pohlberg, Unter-Pasek, Ober-Pasek (Forsthaus), Ameisenweg zum Jeschken, Heimatstal (6½ St.).

Von Ringelsbain:

12. Schwarzpflüze, Oberwegsteine (Totenstein, Sählerstein, Reichenberger Turm, Falkenstein, Oberwegjahn) und Sellenwand, Welsbergsattel, Schwarzpflüze, Ringelsbain, Neusorge, Sandberg, Schönbacher Bild, Schönbach-Bahnhof (4 St.; als reine Kletterfahrt mit Ersteigung der genannten Türme 7—9 Stunden).

Von Deutsch-Sabel:

13. Böhmischtal, Postum, Colz, Euh, kleiner Limberg, Neuland (Höllenschlund), Meierhof Klein-Roll, Meierhof Groß-Roll, Schwabitz, Spitzberg, Halbehaupt, Heuscheuer, Teschen, Nahlau, Sabert, Sabertberg (492 m), Kessel (Vinden), Kostein, Swetla, Kühnei, Oberhanichen (8½ St.).

14. Feldhäuser, Frauenstein, Großer Limberg, Klein-Mergthal, Hoffnung, Hammermühle, Eisloch, Neuhütte, Wallteich (Rollteich), Tannenteiche, Tannenberg, Ruine Tollenstein, Nesselberg, Zinkenkoppe, Vogelherd, Lausche, Kleiner Rabenstein, Ober- und Niederlichtenwald, Juliusthal, Krombach, Hochwald, Forsthaus 6, Falkenberg, Petersdorf, Deutsch-Sabel (11½ St.).

Von Zwickau:

15. Glasertberg, Mühlstein (Ruine), Dürreberg, Eisloch, Oberlichtenwald, Jägerdörfel, Lausche, Nonnenklunjen, Johndorfer Felsenstadt (Mühlsteinbrüche), Hain, Oybin, Scharenstein, Töpfer, Pückendorf (Forsthaus), Cobiaskiefer, Zinkendorf, Ringelsbain (9 St.).

Von Riemes:

16. Rabendorf, Molkenkrug, Julienshöhe, Großer Fuchstein, überm Schauhübel zum Rollgipfel, Meierhof Groß-Roll, Kleiner und Großer Hirschberg, Einsiedlerstein (Strubanken),

Felsentheater, Dohlenstein, Krassa, Buschhäuser, Drausendorf, Rohanwiese, Regelmweg zur Jeschkenkoppe, Heimatstal (7½ St.).

17. Heidedörfel, Neubrücke, Kummer, Dürnstenteich, Straßteich, Kleiner Buchberg, Hohlsteingraben, Pehberg, Schuttbrücke, Großer Bornaiberg, Kanonenweg, Eichberg, Hoher Berg, Frauentor, Hundskirche, Quarzgestein, Östliche Hirschberge), durchs Sehege nach Heidedörfel und Riemes (7 St.).

18. Durchs Sehege (Fuchsberg, Hirschhübel) nach Wesseln, Mickenhauer Kahlstein, Hirnsel Teich, Rarsch, Rummernis Statue, Neuschloß, Karba, Höllengrund, Klein-Nicha, Böhme-Weipa, Spitzberg, Bahnhof der A.-E. Eisenbahn (6 St.).

19. 1. Tag: Heidedörfel, Neubrücke, Straßdorf, Bösig (Ruine), Schloß Bösig, Bahnübergang (Forsthaus Färberbrünnel), Waldsteinruh, Kleinbösig, Trockenmühle, Rossadel, Ribowies, Wratner Berg, Futschigfelden, Schloß Hauska, Dirnstlich (Dürstlich), Konradstal, Pfeiferberg (Punkt 365), Planeyer Grund, Bettlergraben, Dobrzin, Unter- und Oberwidim (9½ St.).

2. Tag: Unterwidim, Hohe Weite, Seiersberg, Kohlgrund, Redoweska, Draschen, Kluck, Beschaben, Großer Beschabener Berg, Jungferenstein, Schneiderberg, Kortschenberg, Hirschberg, Heidemühl, Pehberg, Kummer, Heidedörfel, Riemes (8 St.).

Von Reichstadt:

20. Schiedel, Schwoika, Vetgraben, Slamitschken, Jauckengrund (Kiefernturm), Bürgstein mit Einsiedlerstein, Haida, Kleiß, Röhrsdorf, Zwickau, Kleingrün (Hohlstein), Runnersdorf, Buschhäuser, Deutsch-Sabel (7½ St.).

Von Neugarten:

21. Buschhäuser, Hegerhaus (Kapelle), Dorf Rosel, Roselberg, Petersdorf, Waltersdorf, Rabenstein, Mertendorfer Hutberg, Mertendorf, Schneppendorf, Reichen, Zinkenstein, Math-Röllig, Munker, Hundorfer Weile, Ober-Schönau, Vierberklamm, Grohendorf, Graber (7½ St.).

22. Hohlen (Teich), Gründeltal, Dürchel, Klum, Masch-
witzer Berg, Schützenberg, Kahle Berg, Brandenburger
Höhle, Waspelicher Graben, Chammiühl, Großer Vornaiberg,
Heidemühl, Weißer Stein, Kummer, Neubrücke, Heidadörsel,
Niemes (8 St.).

Von Graber:

23. Ronburg, Hofsteine (Veitmeritzer Turm), Borgrund,
Sterndorf, Ziebersberg, über die Terrassen des Wlschberges
vom Fledermauskeller bis zum Klapperstein, Wlschberggipfel,
Wlschhäuser, Lauben, Laubener Grund, Oschitz, Gründeltal,
Siegenhorn, Hohlen, Bahnhof Neugarten (6 St.).

Von Auscha:

24. Teischendorfer Tal, Helfenburg, Schönborn, Skalken,
Gansweg über den Gans- und Eschirberg bis zur Eschapeule,
Pablitschka, Dauba, Wrchhaben, Ruine Altperstein, Ralken-
berg (Settinaberg), Neukalken, Bauerngrund, Chammiühl,
Eichberg, Kummer, Niemes (10½ St.).

Von Liebeschitz:

25. 1. Tag: Seltisch, Niedertenzel, Criebsch, Stankowitz,
Vanger Berg, Welbine, Kahler Berg, Kundratitz, Große
Mache, Puschmühle, Richterweg, Deblik, Sebusein, Salefel
(6 St.). Übernachtung.

2. Tag: Dubitzer Kirchlein, Kletschenberg, Millesehauer
Donnersberg, Ruine Wostray, Wellemin, Wopparnertal, über
die Elbe nach Groß-Eschernosek, Ruine Ramaik, Eisberg, Veit-
meritz (8 St.).

Nachschrift: Im Vorstehenden erscheinen kleinere und
größere Fahrten lose aneinander gereiht; nur die eine Richt-
schnur liegt ihnen zugrunde: dem Bergfreunde rasch eine um-
fassende Kenntnis der schönsten Teile unsrer Heimat zu vermit-
teln. Für Fahrten in die Vorberge des Isergebirges, sowie in
die Landschaften jenseits des Jeschkens eignen sich Frühjahr und
Herbst am besten, im hohen Iser- und Riesengebirge wandert
man im Sommer und Herbst am angenehmsten. Da markierte

Wege nur selten benützt werden, sind gute Karten notwendig;
will man durch die ausgedehnten Wälder des Mittelgebirges
sein Ziel sicher erreichen, sind überdies Kompaß oder Busssole
unerlässlich.

Die angeführten Wanderungen lassen sich an der Hand fol-
gender Karten durchführen. Touristenkarte für das Jeschken-
und Isergebirge, herausgegeben von Jul. Straube, die dermalen
von Josef Matouschek neu bearbeitet wird und bald erscheinen
dürfte (Maßstab 1 : 50.000); die Mittelbatsche Wintersport-
karte für das Riesengebirge (1 : 50.000) und die bekannt guten
Blätter der Mil.-Geogr.-Anstalt, Wien: Reichenberg—Fried-
land, Turnau, Rumburg—Warnsdorf, Böh.-Leipa—Dauba,
Melnik, Aussig—Veitmeritz (1 : 75.000). Empfehlenswerte Füh-
rer sind vor allem der Führer durch das Jeschken- und Iser-
gebirge von Franz Hübler, dessen zweiter Teil von Josef Matou-
schek jetzt neu gestaltet wird, und besonders der Touristenführer
durch Nordböhmen von Dr. Franz Hantschel, ein vorbildliches,
mit viel Fleiß, Gelehrsamkeit, Kultur- und Schönheitsinn zu-
sammengetragenes, unentbehrliches Nachschlagewerk.

Die am Schlusse jeder Fahrt in Klammern angegebene
Gezeit verlangt einen rüstigen Wanderschritt; etwa 6 km die
Stunde, falls keine besonderen Steigungen vorhanden sind; solche
sind jedoch, ebenso wie der Besuch leichter Felsen, in die an-
gegebene Zeit mit eingerechnet. Nicht einbezogen sind aber
Rasten und die Ersteigungen schwieriger Felsgipfel. Rechnet
man für 3 bis 4 Stunden Gezeit 1 Stunde Rast und für jede
längere und schwierige Kletterei einer Dreiergruppe mindestens
1 Stunde, so läßt sich die ganze Fahrtdauer beiläufig ermitteln.

Ich habe in diese Zusammenstellung meist halb- und ganz-
tägiger Fahrten absichtlich keine übermäßig langen Wanderun-
gen aufgenommen, wenn auch einzelne der größeren Fahrten
schon einen vollkräftigen Körper verlangen. Wer ihn noch nicht
hat, der gehe von kürzeren nach und nach zu längeren Fahrten
über. Vor Alpenfahrten empfiehlt es sich besonders, mit mehr
als gewöhnlich schwerem Rucksack solche Touren zu unterneh-
men, wobei, meist weglos, größere Höhenunterschiede und Klet-

tereien bewältigt werden müssen, um sich alpinen Geländeart anzupassen.

Für Anfänger gilt vornehmlich dies: von kurzen zu längeren Fahrten, von leichten zu schweren Klettereien fortzuschreiten und die Traglast auf das Notwendigste zu beschränken. Man halte sich stets vor Augen, daß es freude- und sinnlos ist, auch dann noch zu wandern, wenn schon die Ermüdung die verhüllenden Schleier um den Geist legt. Mag das Wandern als körperliche Übung in gewissem Maße auch dann noch gerechtfertigt sein, der vor allem anzustrebende geistige Gewinn wird umso geringer sein, je mehr die Ermüdungsgifte den Körper durchdringen und die erfassenden Sinne lahm legen. Wenn eine Wanderung nur noch Unlustgefühle erweckt, ist es am besten, sie abzubrechen und Geist und Körper ruhn zu lassen; denn dies ist ein untrüglicher Beweis, daß die Grenze der schadlosen Leistungsfähigkeit des Körpers bereits erreicht wurde.

Gewiß, es ist das Idol jedes Bergsteigers, auch bei großer körperlicher Leistung noch eine unverminderte Aufnahmefähigkeit des Geistes zu besitzen. Aber diesem kann nur nahe kommen, wer körperliche Übungen dauernd pflegt, sozusagen durch Sommer und Winter im Training bleibt. Wer daher unvorbereitet an große Wanderungen sich wagt, wird den erstrebenswerten Genuß nicht heimbringen können. Auch ein plötzliches Zudiel an Rucksacklast hat schon manchen um den besten Genuß betrogen. Je weniger der Körper beschwert ist, desto leichter erschließen sich ihm die Quellen des Schönen, seine Abereinstimmung mit der Natur kann die denkbar schönste sein. Aufrecht und froh, von keiner Last gedrückt, ziellos schweifend oder zielbewußt steigend, wer wollte leugnen, daß dies das beste Wandern sei? Aber wer da unter schwerer Last stark vornüber gebeugt unschön dahinknecht, oder wer nur wie ein Dampftrug durch die Landschaft jagt, der meine doch nicht, daß er dadurch der Natur hellfichtiger und feinhöriger gegenüber treten könne; im Gegenteil, er ist auf dem sichersten Wege, auch das noch zu verlieren, was ihm an Beobachtungsfähigkeit mit in die Wiege gelegt ward. Wandern und Bergsteigen soll ja weder ein Lasttragen noch Kilometerhamstern, sondern ein glückliches Aufnehmen der Erden Schönheit

sein, zutiefst eingesogen durch alle Sinne, und soll dem Körper die Kraft und Gesundheit geben, die ein langes, erinnerungsreiches Leben verbürgen.

Wenn daher in diesen Blättern immer wieder auf ein Vorbild hingedeutet wurde, so war es der harmonische Mensch: der Bergsteiger, gleich reich an Geist wie Gemüt, an Schönheit und Kraft des Leibes wie der Seele.





Ausgewählte Schilderungen.

Fußwanderung von Reichenberg zur Schneekoppe.

Von Ferdinand Berni.

Sie waren abends 10 Uhr in meine Stube getreten, meine lieben Kletterfreunde Kauschka und Steinjan, in Nagelschuhen und Kniehosen, und trieben mich, den zur Bergfahrt Rüstenden, zur Eile an. Eine weite Wanderung galt es, drum ströhten unsere Rucksäcke straff gefüllt von derber Wegkost, Brot und Speck, Obst und Erbswurst, und das Kochgerät klirrte freudig an die gefüllte Spiritusflasche, beides zum Aufwärmen des köstlichen Kakao bestimmt, den Freund Steinjan schon fertig in einem Gefäß vorbereitet hielt. Da klang das frohe Gelächter meiner Kameraden durch meine sonst so stille Stube, während ich über meinen Schuhen schwitzte, die knapp an meine Füße gingen und mir eine Ahnung aufdrängten von kommendem Unheil. Aber sie waren ja mit mir durchs heiße

Mandöver gegangen, auf langen, schweren Märschen, warum sollten sie nicht mit mir ins Riesengebirge? — Bald darauf krachten die Nagelschuhe meiner beiden Freunde auf dem Stadtpflaster, die Uhr der protestantischen Kirche rief uns einen hellen Glockengruß nach und Kauschka rief vergnügt:

„Ein Viertel Elf, meine Herren! Nun stramm vorwärts!“

Klapp-klapp, so gings zur Stadt hinaus, unsere Stöcke schlugen lustig in die Steine, immer dem Eispickel unseres Führers nach, des gewaltigen Heiden — Verzeihung, Freund Kauschka — aber ich gedenke deiner einsamen, kühnen Dolomitenfahrt . . . Als wir zur Schweizervilla kamen, grüßte uns der Mond und trieb uns seine Silberflut entgegen, daß die Erde in Heiterkeit aufzulachen begann und wir unseres Lebens noch mehr froh wurden. Wie war die Nacht so wonnig warm, nicht wie eine Septembernacht, sie war wie eine Nacht im Juli, da das Korn noch hoch auf dem Felde steht, fruchtschwer und sonndurchtränkt; eine Nacht, wie sie dem heurigen Sommer gefehlt. An der Militärschießstätte ging es vorüber, die diensthabenden Soldaten staunten uns neidisch nach; zum Rollberghof kamen wir, da brannte noch Licht, aber als wir lust- und wonnevoll in den silberdurchwobenen Wald hineinkrächten, schreckten wir es aus und der Hof lag dunkel und altertümlich da, wie eine Ritterburg hinabgesunkener Jahrhunderte.

Immer wechselvoller ward die Landschaft. Durch Talmulden gingen wir, da lagen auf weichen, silbergestickten Wiesenhängen die einsamen Gebirgshäuser, breitwipfelige Bäume deckten schützend ihre Äste darüber, unter ihnen lugten die lichten Wände hervor. So hell und duftig war das alles, so von leiser, milder Schönheit, wie ein weißes Erdenmärchen, das Mutter Welt nur denen erzählt, die zu jeder Stunde des Lebens ihre Herzen der Schönheit offen halten.

So lief die grauweiße Straße uns voraus, hinein ins Reich der Wunder, durch hohe, knorrige Tichten, in deren Zweigen der Mond seine Silbernester baute, an einem Weiher vorüber, dessen dunkle Spiegelfläche ruhig und windstill lag wie ein erstarrter Traum. Die Silbernacht malte ihre Bilder hinein, es

lispelte im Schilf und Freund Steinjan schwärmte von einer weißen Nymphe.

Beim Försterhause in Christianstal hatten wir uns zur Raft niedergelassen. Zuvor waren wir lauschend stehen geblieben, denn es war ein leises, hohes Läuten im Walde aufgewacht, das klingelte durch die Stämme hin und wir zerbrachen uns den Kopf darüber. Recht gespenstisch klang es. Bis einer von uns die bestimmte Behauptung aussprach, es wäre ein Reh, dem man ein Glöcklein an den Hals gehängt und das nun vergnügt durch den Wald wandle. Das ließen wir gelten. Es war eine halbe Stunde vor Eins in der Nacht, wir hatten Hunger und ließen uns Schwarzbrot und Raucherwurst schmecken, ganz köstlich mundeten uns die Pflaumen und Birnen, die ich in meinem Rucksack geschleppt.

Dann schritten wir weiter und konnten der herrlichen Nacht nicht satt werden. Oft kamen wir in eine warme Luftwelle hinein, die unsere halbnackten Leiber wohligh umkostete, gleich darauf strich der kühlere Wind aus dem Walde herüber und brachte uns den herben Herbstduft, der uns erfrischte und stärkte. Unsere Lider suchte kein Schlaf, wir fühlten im Gegenteil unsere Kräfte wachsen und wir schritten fürbass, von einer ungeduldigen Lust getrieben. Nur bei mir stellte sich bald ein Mißbehagen ein, mein ahnungsvolles Gefühl hatte mich nicht betrogen. Die Nagelköpfe an meinen Schuhen hatten sich auf dem harten Sandboden der Straße abgetreten und die spitzen Stifte krochen allmählich durch die Sohlen, wo ich sie unangenehm zu spüren bekam. An der Stolpichstraße machten wir Halt, in der Nähe der Eschbahnwiese, und ich reparierte mein Schuhwerk. Da drang vom dunklen Siechhübel ein dumpfer Laut herüber, der klang wie das Brüllen eines starken Kindes. Unheimlich war das. Meine beiden Freunde hoben lauschend ihre Häupter, während ich hastiger an meinen Schuhen weiterbastelte. Das Brüllen kam immer näher.

„Die Hirsche röhren, sie haben jetzt ihre Brunstzeit. He, da ist nicht gut spaßen mit ihnen“, meinte Rauschka und mir rief er zu: „Schau, daß du mit deinen Schuhen fertig wirst!“

Endlich hatte ich die Marterfutterale wieder an meinen Süßen, wir nahmen unsere Eichenstöcke fest, Rauschka streckte seinen Eispickel wie eine Lanze vor, so schritten wir die Stolpichstraße fort. Das Röhren klang ganz nahe, keine fünfzig Schritt mochte das Tier von uns entfernt sein, denn wir hörten die Zweige unter seinen schweren Tritten knacken und hörten die Wucht seines Atems. Zeitweise stieß es sein heiseres Gebrüll aus. Da blieben wir stehen, die Köpfe vorgeneigt, die Stöcke kampfbereit in den Säufen. Unheimlich brütete um uns die Ruhe der Nacht, nur unser Segner gebärdete sich unruhig. Bis einer von uns die Lage komisch fand und in ein leises Gelächter ausbrach. Die andern stimmten mit ein. Und endlich ging bei uns das Röhren an, alle drei auf einmal, es war großartig nachgeahmt — von meiner Wenigkeit ganz zu schweigen — und unser Brüllen rollte tief und schwer den Fichtenhang hinab, und stieß an den Siechhübel. „Drei Segner auf einmal“, mochte der Hirsch denken; „nein, das ist zuviel!“ Und er nahm Reißaus, sein Röhren verlor sich gegen den Koblhübel. Vachend gingen wir weiter; wir hatten Gelegenheit, dann noch vier oder fünf Hirsche, aber echte, röhren zu hören.

Nun begann ein wunderbarer Weg nach Wittighaus, am Siechhübel vorbei, der sein massiges Haupt immer breiter emporhob, dunkel und kloßig. Das Mondlicht umflutete ihn; wunderbar und wolkenlos lachte uns der blaugraue Himmel an und der Sirius warf seine wechselnden Farben in den Weltraum hinein, einmal glutrot, einmal grün, dann wieder gelb. Wir stiegen abwärts und plötzlich standen wir auf der Iserstraße und sahen die grauen Gehöfte des Wittighauses vor uns, schlafend am Wegrand wie ein Waldwunder, märchenstill und einsam.

Auf der Iserstraße stapften wir weiter, zur Rechten den Schwarzen Berg, zur Linken den böhmischen Hübel, beide verwoben mit dem Grau und Blau des Nachthimmels.

Was soll ich noch sagen von dem steilen Hang des Buchbergs und seiner schönen Form und vom weichen Isermoor, das sich unter unseren Tritten elastisch bog, so es uns erschien, als gingen wir auf Wolken? Und von dem stillen Anblick des

Schlafenden Dorfes, als wir aus den hohen Stämmen des Waldes hinaustraten und es wunderbarlich vor uns sahen mit seinen breitbedachten Hütten? So schön mitten in der reißüberglänzten Wiese lagen sie, als hätte sie die Not zusammengeführt. O die grimme Winternot, wenn die Schindeln krachen vor Frost und der Schnee bis an den Dachsim geht! Und die Sehnsucht eines gestählten Herzens kam über mich nach jenen einsamen Menschen in ihren einsamen Hütten, ein wunderbares Glücksein drängte mich an ihrem harten Eise zu ruhen und ihr zähes, schwarzes Brot zu essen, nur einen Winter lang . . .

Dann kamen wir wieder an die kleine Iser, die neben uns ins Tal hinunterstürzte, das war in der dritten Stunde der Nacht. Nicht eine Spur von Müdigkeit wandelte uns an, leicht gingen wir dahin und schauten nach allem Schönen aus, das sich vor unsere hungrigen Augen drängte. Der Weg war glatt wie eine Tonne, erst als er talwärts bog, legte er uns Steine in die Quere, worüber unsere Füße stolperten, während unsere Blicke nach den Wellen der kleinen Iser spähten, die zu unserer Rechten fortbrauste, das Silber des Mondes auf ihren Schaumkämmen führend, das an dem glatten Gestein zerprühte. Da kam mir Goethes wunderbares Gedicht in den Sinn und ich sagte leise vor mich hin:

„Hüllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz . . .“

Und Rudolf, der neben mir einherschritt, sprach es in seinem eigentümlich getragenen Ton zu Ende, ergriffen und in allen Tiefen erregt, da die Nacht voll Schöpferglück war und wir die einzigen in der großen Runde, die sie ganz und voll auskosten konnten.

Und was soll ich weiter erzählen von dem Karlstaler Steg, darauf wir ruhten, als mich wieder ein vorwühiger Nagel in die Ferse stach, von der großen Iser, die unter dem Steg hinwegrauschte, deren Bett besäet war mit weißem Gestein, dem bleichen Gebein der Erde, darüber das Mondlicht ging? Dann stiegen wir den steilen Pfad zum Mohhennrich empor und ließen einen schmalen Weg fort, der mit den Silberkringeln des

Mondes überpflastert war und kamen in das waldumfäumte, träumende Karlstal, dessen Hütten sich eng aneinander drängten, als wollten sie sich gegenseitig schützen und anwärmen. Bald darauf durchschritten wir eine schnurgerade Schneise, die uns endlos schien, bis der Morgen sich ins Mondsilber mischte, ganz allmählich und so leise, daß wir kaum einen Übergang merkten von der Nacht zum Tag. Und wir nahmen Abschied von unserem heiteren Weggenossen, der uns die Wandernacht zu einer silbernen Wandernacht verzaubert hatte.

Am Rande des Waldes vor dem Bahnhof Karlsthal—Jakobsthal hielten wir unsere Morgenrast. Da war ein Baum gefällt worden, kniehoch ragte noch sein breiter Stumpf aus der Erde, während der abgeschnittene Stamm, schon astlos und geschält, daneben lag. So hatten wir Tisch und Bank für unser Frühmal. Ein mächtiger Hunger plagte uns; ah, so nach meilenweiter Wanderung, wenn alle überschüssigen Säfte im Leibe aufgesogen und Magen und Gaumen nach Sättigung gieren, welch ein köstliches Gefühl! Und aus dem Bauche unserer Rucksäcke langten wir die Pabe hervor, Schwarzbrot und Speck, dann kam Freund Steinjan mit seiner Flasche Kakao, den Rudolf, der Kühne, auf seinem Spiritusbrenner anwärmte, vorsorglich kostend, ob er auch genügend heiß geworden. Rudolf schüttete sich ein Drittel der braunen Brühe in den Kochschalendeckel ab, Steinjan und ich erhielten das übrige. Wir beide hatten unsere Schale auf dem Baumstumpf stehen und löffelten darauf los, schön abwechselnd, damit keiner zu viel oder zu wenig bekäme. Und ich sah mit heimlichem Grauen, wie Freund Steinjan seinen Löffel allzutief in die Brühe tauchte und versuchte, einen Haufen auf seinen Löffel zu bekommen, was ihm glücklicherweise mißlang. Und seitwärts schielend sah ich, wie Kauschka mit beiden Händen seine Schale hielt und gierig trank. Nun mochte das Gefäß leer sein, ich sah Rudolfs schmales Antlitz vollständig in der Schale verschwinden, er haschte nach dem letzten Tropfen auf ihrem Grunde und bog sich hintenüber. Und plötzlich geschah das Unvermeidliche: Kauschkas Beine fuhren in die Lüfte und sein breiter Oberleib fiel hintenüber ins Waldmoos. Was er für runde, erschrockene

Augen machte, als er so unerwartet in den leeren Raum hineinpurzelte. Ich platzte fast vor Lachen. Steinjan wand sich gleichfalls in Lachkrämpfen, er kollerte Kauschka nach und so reckten sie beide ihre langen Fühler in die Luft, was ich mir schlauerweise zu nutze machen wollte. Ich löffelte rasch an meinem Kakao, mich im Schlucken und Schlingen überhastend, aber da trafen mich die neidischen Augen Rudolfs.

„Hedu, dein Kakao!“ rief er seinem Gefährten zu. „Der frißt dir die Schale rein aus!“

Da hatte ich den andern rasch wieder bei meinem Tische.

Es war um $\frac{3}{4}$ Uhr morgens, da hasteten wir knapp vor Jakobsthal den „verbotenen Weg“ hinauf zur Landesgrenze, auf die man oberhalb des Katzensteins stößt. Da liefen wir fort über den Mummelkamm, durch feuchten Moorboden, den ich am meisten zu spüren bekam, denn meine Schuhe hatten überall Luft. Was war das für ein elendiges Gangwerk! Hier freuten wir uns über das frische, saftige Grün des Knieholzes, von dem ein förmliches Feuchten ausging, und freuten uns über die würzige Luft, die von den Bergen kam und uns neue Kräfte brachte. Auf der Steindlböhe rief Kauschka plötzlich freudig auf: „Der Reifträger!“

Richtig, nun sah ich die Berge zum erstenmal ganz nahe, die mir schon vom Jeschken aus bekannt waren, den Reifträger, die Kesselkoppe, und ich sah die Weichenspitze vor der Schneeegrubenbaude. Zuvor mußten wir noch durch ein Stück Sumpf, der mir die Füße gehörig einkühlte und mich von der Weisheit jenes Griechen überzeugte: Alles komme vom Feuchten. Gleich darauf schauten wir hinein ins schlesische Land, sahen das liebliche Schreiberhau zu unseren Füßen und eine Fülle lebendiger Farben, die allmählich ins Nebelgrau der Ferne übergingen. Da sahen wir die freundlichen schlesischen Dörfer und Städtlein, Petersdorf, Hirschberg, Warmbrunn u. a. Wie wunderbar tief lag das alles, und wie spiegelten sich kühl die vielen Teiche bei Hirschberg in der Frühsonne. Es ist ein ganz köstliches Vergnügen, vom hohen Gebirge hineinanzuschauen in ein fremdes, schönes Land. Und wir blickten auch

nach Böhmen zurück und sahen unsere heimatlichen Berge durch den Ferndunst herüberschimmern, sahen die geschmackvolle Kurde unseres Jeschken, unterschieden auch den Röll und einige andere unserer treuen Heimatsgenossen und wunderten uns, wie weit ein Mensch zu laufen vermag während einer einzigen, kurzen Nacht.

Um $\frac{3}{4}$ Uhr vormittags sahen wir in der Veranda der Schneeegrubenbaude, grüßten den Rynast, hatten den dampfenden Kaffee vor uns stehen und taten uns gültlich. Zuvor hatten wir einen Blick in die gähnende Tiefe der Schneeegruben geworfen, daraus die beiden kleinen Teiche schauten wie blaue Wunderaugen der Mutter Erde. Da hinab wollten wir nach kurzer Wegrast, Müdigkeit verspürten wir so gut wie keine, eine geradezu seltsame Erscheinung nach einem mehr als zehnstündigen Marsch. Das schrieben wir unserer Enthaltbarkeit zu und unser begeisterter Abstinenz Steinjan hatte wieder Wasser auf seiner Mühle. Und wir lachten über die steifen und feisten Bürger, die stets bereit sind, eine so lange, anstrengende Wegfahrt für eine Narrheit zu erklären. Was schadet's uns? . . .

Dann standen wir am Nordrand der großen Schneeegrube und unsere Blicke glitten prüfend an den steilen Wänden hinab, vorsorglich die Fels- und Grasbänke suchend, die unseren Schritten später Stütze und Halt gewähren sollten. Unsere gute Spezialkarte zeigte am Rand der großen Schneeegrube eine Höhe von etwa 1480 Meter, die Teiche darin 1244 Meter, das gab einen Höhenunterschied von 236 Meter. Die sollten nun überwältigt werden, eine „alpine Höhe“ nannte sie Freund Kauschka. Die kletterte ich zum erstenmal, sonst hatte ich mit Freund Steinjan nur Höhen bis zu 90 Meter überwunden. Kauschka freilich war in den Alpen gewesen, ganz allein oben an glatten, gähnenden Wänden, für ihn waren die Schneeegruben ein Kinderspiel. Wir stiegen am Nordrand der großen Schneeegrube durch einen etwa 15 Meter hohen Kamin ein; Steinjan kletterte zuerst hinab und verweilte am Grunde des Kamins, um die Rucksäcke aufzufangen, die Kauschka an einem Seile

hinunterließ. Aber das Seil war kurz und Steinjan erreichte die Rucksäcke nicht, so rollten nun unsere strotzenden Nahrungsbehälter den steilen Hang hinunter, sich lustig überschlagend, daß es darin ein lautes Klirren und Rasseln gab. Endlich blieben sie, etwa 80 Meter tief, auf einer Grasbank liegen. Mein Freund Rudolf aber stand oben am Rande des Ramins, schlug sich mit beiden Fäusten auf die Knie und rief:

„O du Donnerwetter! Steinjan, warum fängst du nicht!
O die Spiritusflasche! O mein schönes Kochgeschirr! O meine teure Feldbulle!“

Unten im Ramin echote Steinjan. Es war ein trauriger Anblick. Nun kletterten auch Kauschka und ich den Ramin hinab und den Rucksäcken nach, keine leichte Arbeit, denn es fehlte an festen, harten Griffen, das lockere, plattige Gestein löste sich unter unseren Fingern und Tritten und der tiefer Kletternde mußte immer gewärtig sein, das fallende Gestein an den Kopf zu kriegen. Endlich landeten wir auf der Grasbank, darauf unsere verunglückten Rucksäcke lagen. Ich kam etwas später hinab — wir gingen unangeseilt — und sah meine beiden Leidgenossen schon dastehen, jeder seinen geliebten Rucksack vor sich, mit eingekniffenen Mundwinkeln und schmerzlichen Blicken. Der Kauschkas war ganz mit dem gelben Mehl der Erbsenwurst eingepudert, die im Fallen geplatzt war, der Steinjans trug die rotbraune Farbe des Kakaos, den er sich in einer Elüte als Vorrat mitgenommen. Aber das gute Schwarzbrot des letzteren war auch der Spiritus gelaufen, auch der Speck hatte einen Teil abgekriegt, denn das Gefäß für diese Brennflüssigkeit war in Trümmer gegangen. Am meisten jammerte Kauschka um den schönen Pfropfen seiner Feldflasche; sie selber war ganz geblieben, nur von ihrem Verschuß ragte noch ein letzter, trauriger Stumpf heraus. Dem Inhalte meines Rucksackes tat der Fall nicht viel Schaden an, ich hatte nur noch Brot, Raucherwurst und einige Birnen. Letztere freilich hatten sich als weiches Mus auf dem Grunde meines Nahrungsträgers gesammelt und es war eine delikate Arbeit, das pappige Zeug daraus zu entfernen. Trotz des Mißgeschickes mußte ich über meine beiden Freunde ungewollt und herzlich

lachen, als ich sie so dastehen sah, hundert Meter über der Tiefe, jeder in dem süßen Durcheinander seines Rucksackes mühselnd, sich von Zeit zu Zeit klagende Blicke zuwerfend.

Endlich hatten sich die Gemüter ein wenig beruhigt und wir begannen aufs neue den Abstieg. Der schwierigere Teil kam noch, es war ein unheimliches Rutschen und Gleiten unserer in die Tiefe strobenden Leiber, kein Tritt hielt. Ich hatte mich noch dazu ein wenig verstriegen und sah nun einen Überhang vor mir, den Kauschka wohlweislich umgangen und den ich aus Unkenntnis der Sachlage wagte. Von oben sah es gar nicht gefährlich aus, als aber dann meine Beine in der Luft baumelten und keinen Tritt fanden, etwa 80 Meter über der Tiefe, und meinen Händen die Griffe fehlten, da wurde mir ängstlich ums Herz. Zum Glück war Freund Steinjan schon von oben gekommen, so daß ich mich nun an seine Füße klammern konnte, was für ihn auch keine leichte Leistung war, denn er hatte keinen festen Halt an dem glatten Fels. Kauschka kam von unten und bot mir seine Knie als Tritte dar, so kam ich mit dem Aufwand aller meiner Kräfte über die gefährliche Stelle hinweg. Steinjan umging dann geschickt den Überhang, mich aber entschädigte ein anerkennender Blick Rudolfs für meine wagemutige Leistung. Unsere Stöcke und Rucksäcke waren nun doch noch vollends in die Grube gerollt, unten angekommen, suchten wir unsere Habseligkeiten zusammen und ohne Raft ging es nun in einer großen Rinne der Südseite wieder an dem steilen Abhang der großen Schneegrube hinauf. Der Aufstieg war durch das lockere Gestein sehr erschwert, das sich unter jedem unserer Tritte löste und gleich zentnerweise in die Tiefe krachte. Wir schützten uns vor dem Steinschlag dadurch, daß wir ganz knapp hintereinander gingen; ein etwa durch den Vorkletternden abgelöster Brocken hat dann nur eine geringe Wucht und kann keinen großen Schaden anrichten. Punkt 10 Uhr waren wir in die Grube gestiegen, um 12 kamen wir wieder heraus. Nun hielten wir eine einstündige Raft, dann gings im beschleunigten Tempo weiter, über das Hohe Rad und die große Sturmhaube, an der Peter- und Spindlerbaude vorbei. Ziemlich scharf nahmen wir den steilen Anstieg zur

kleinen Sturmhaube, kamen an den merkwürdig geformten Mittagsteinen vorüber und rasteten endlich eine kleine Weile bei der Prinz Heinrichbaude, wo sich uns ein schöner Ausblick auf den Großen Teich darbot, der wie ein blaues Wunder zu unsern Füßen ruhte, von winzigen Wellen überrieselt, in die der allmählich erwachende Sturm eine reizvolle Abwechslung brachte. Er zauberte weiße Wolken in das blaue Wellengeriesel. Weiter links schauten ernst und erhaben die Dreisteine herauf, sie sahen wie chinesische Götzen im Kreise und schienen sich über uralte Göttergeschichten zu unterhalten. Dann flogen unsere Blicke hinunter ins grüne Waldtal, das sich kühl und weit ins Preussische hineinzieht. Und unsere frohen Jubelschreie flogen nach, denn wir fühlten uns nun bald am Ziele unserer weiten Wanderschaft. Dann sahen wir auch den Kleinen Teich mit seiner einsamen stillen Baude daneben, eine Welt für sich, hineingebannt ins Reich der Bergriesen, denen wir schon einigemal in ihre geheimnistiefen Rätselaugen geschaut. Und wir sahen die dunkelgraue, düstere Koppe vor uns, die uns so unfreundlich anglozte, wie nachher die Wirtin des Koppenhauses auf der österreichischen Seite, die uns in die preussische Baude hinüberwies. Um $\frac{1}{4}$ 6 Uhr abends waren wir auf der Koppe oben, nachdem wir erst einen langen, hungerrigen Blick in den Riesengrund geworfen, über dessen Wiesen ein helles Grün ging, darauf die Hütten der Gebirgler wie müde Bergkühe hockten. Und sahen in das schöne Napatal, worein der schmale Silberstreif eines Wässerleins lief, vom Brunberg nieder, über den die letzten Strahlen der scheidenden Sonne huschten. Da lagen Silberkleckse auf dem Plateau des Brunberges, das kam von dessen winzigen Pfützen, da war ein rotes Gold am Himmel aufgeflammt und weit, weit hinten sahen wir eine bekannte, zarte Silhouette, die des Jeschkens, der uns seinen letzten Gruß nachsandte. Dann kam ein Violett in die Berglandschaft und ein müdes Grau. Und als ob die Sonne alles Heitere mit hinabgenommen hätte, so kam des kalten Abends Unfreundlichkeit über uns, meine Freunde wurden einsilbig und wortkarg und ich hatte weniger mit Müdigkeit als mit einer seelischen Verstimmung zu kämpfen.

In der österreichischen Baude der Schneekoppe trafen wir auch ein paar Reichenberger Freunde, mit ihnen verließen wir noch am selben Abend die Koppe und begaben uns in die Riesenbaude, wo wir Nachtrast hielten. Dort ging unter uns noch ein wirres Reden an und ein Tanz zum Klavier, daran ich nicht mehr teilnahm. Kurz und erquickend war unser Schlaf gewesen. Wir brachen am andern Morgen um 7 Uhr früh wieder auf, da wir noch den weiten Marsch bis Grünthal vor uns sahen, außerdem noch gern eine Klettertur versucht hätten. Einer der Reichenberger Freunde schloß sich uns an, ein strammer Turner, den wir gern in unserer Mitte sahen. Er hieß Perst und hat sich nachher tapfer gehalten. Nur bei mir fing es an zu stoppen. Meine Schuhe sahen mir wie eiserne Klammern an den Füßen, ich wagte allerhand Operationen, bis ich schließlich auf den Rat Kauschkas meine Kletterschuhe anjog und nun durch die weichen Sohlen jedes Wegsteinchen zu kosten bekam. Aber besser waren sie doch, als die ledernen.

Der Morgen war weniger schön als der tagovorher, die Fernen waren grau umzogen, schwere Wolken jagten am Himmel. Wir wanderten über das Plateau des Brunberges, an der Wiesen- und Rennerbaude vorüber, von der wir noch einen Blick zurück auf die graue, ungasliche Koppe warfen. Dann ging es an ein Jagen über den scharfen Kamm des Siegentrückens dahin, durch das niedere Knieholz, über raubes, kantiges Gestein. Und der Sturm kam und kämpfte mit uns. Wir nahmen die Hüte ab, um sie nicht zu verlieren in der wütenden Wehr gegen den tausenden und brausenden Gesellen. Ja er versuchte es mit allen List, uns den steilen Hang hinabzudrängen in den Weißwassergrund. Wir zeigten ihm lachend die Zähne. Blase du nur! Ich sah unsern Kauschka vorwärtsstürmen, seine Haare flatterten ihm in schwarzen Fetzen um die Stirn, sein Mantel knatterte im Winde. Er gewährte einen teuflischen Anblick. Und wir lachten den Sturm an und strebten vorwärts und achteten nicht seiner argen Lust, uns zu werfen und zu demütigen. Großartig schön war diese Kammwanderung. Zu beiden Seiten tiefe, gewaltige Schluchten, rechts der Weißwasser-, links der Lange Grund. Der Sturm wühlte nur oben

in den Wäldern, die Täler lagen friedlich und unberührt da im keuschen Frühlichte. Wir sahen das schöne Spindelmühl und suchten einen Pfad hinab, konnten aber keinen finden, bis wir endlich weglos durch Dickicht und Farnkraut brachen, steil abwärts an dem Ende des Ziegenrückens hinunter, ungefähr 400 Meter hoch. Unterhalb der Mädelstegbaude kamen wir aus dem Holze heraus und gingen am linken Elbeufer aufwärts. Dann sahen wir im Bett des hier noch so winzigen Stromes und verzehrten den Rest unseres Speisevorrats. So um 10 Uhr vormittags war es. Darauf mahen wir unsere Kräfte im Steinofen, worin keiner so recht Sieger blieb, bis die knappe Zeit uns vorwärts drängte zu einem beschleunigten Marsch. So gings den lieblichen Elbgrund hinauf. Der Herbst hatte alle seine Lichter herausgesteckt, da gab es ein Rotgold und ein helles Gelb, und ein schwindstüchtiges mischte sich mit einem satten Grün. Und stellenweise troff es an den Baumwipfeln wie von Blut. So hart war der Kampf, aber ihre Farben lachten. Und der Himmel war wieder dunkelblau geworden, und die Luft erwärmte sich und ward behaglich. Blauer Enzian zierte unsere Hüte und einsamen, patigen Wegfahrern schauten wir kühn und herausfordernd in die Augen. Bis uns wieder die Wände des Elbgrundes lockten zu einer kühnen Kletterei, diesmal eine Höhe von mehr als 300 Meter empor. Wir stiegen links vom Patschefall ein, brachen mühsam durch ein knorriges, urwäldlich verwachsenes Gestrüpp, darin stellenweise eine Überfülle reifer Himbeeren lockte. Aber wir hatten nicht Zeit, zu naschen. Perst wagte sich allein an eine grasige Rinne, Kauschka, Steinjan und ich krochen am nackten Fels empor, stellenweise griffig und leicht zu nehmen, manchmal auch glatt und überhängend. Ganz köstlich machte sich ein Klimmaufzug in der Vergabelung einer Kiefer, die sich aus dem Gestein drängte und ich sah mit großen Augen erst die Beine meiner vorkletternden Freunde in der Luft baumeln, ehe ich nachkonnte, um das gleiche Kunststück zu wagen. Dann verstiegen wir uns, jeder kletterte einzeln. Auch Perst mußte am Ende der grasigen Rinne warten, der des Kletterns noch Ungeübte, und wurde dann von Kauschka mit

hinaufgelotst. Und ich verstieg mich gründlich. Noch sah ich meinen Freund Steinjan am Felsen hängen, die Finger in einen Graspolster gekrallt, als von oben Kauschkas Ruf erscholl: „Achtung!“ Gleich darauf kam ein Stein herabgeschossen, etwa ein Halbpfund schwer und flog Steinjan an den linken Arm; mein Freund bog seinen Kopf ein wenig zurück. Gleich darauf surrte mir der Stein mit aller Wucht knapp am Ohre vorbei, dann knatterte er die steilen Wände hinab. Steinjan schwang sich dann über den Felsen hinauf und nun sah ich weder ihn noch die andern mehr bis knapp vor dem Ende der Höhe. Ich war ganz auf mich allein angewiesen. Zu weit links war ich gekommen und konnte nicht mehr zurück, wollte auch nicht. Hinauf! hieß es. Da geriet ich in das Rinnthal einer herabstürzenden Quelle und es ging ganz heiter empor. Dabei machte ich eine schöne Entdeckung, ich kam an eine 7 bis 8 Meter tiefe Höhle, mehr als mannhoch und mannsbreit. Man konnte bequem hineingehen, aber das Wasser der durch ihre Ritzen rieselnden Quelle rann mir kalt in den Nacken, da blieb ich draußen. Dann kam ein Überhang. Ich schaute zurück und sah eine schwindelerregende Tiefe hinter mir. Und eine unendliche Einsamkeit kam über mich, wie von weither schallten die Stimmen der Freunde zu mir herab. Die waren wohl schon geborgen, während ich hier ratlos innehalten mußte. Aber nein, ein herzhafter Klimmaufzug mußte mich vorwärts bringen. Aber ich bekam keinen richtigen Griff, die Hände rutschten mir an dem feuchten, schlüpfrigen Gestein ab. Da klemmte ich die Finger fest in die vom Wasser überrieselten Felspalten und fand einen Halt, ein Ruck, und ich war oben. So lernt man beim Klettern auf seine eigene Kraft vertrauen, nirgend so gut, wie hier. Nach wenigen Minuten war ich bei meinen Freunden.

Auf dem Harrachweg und durch den schönen, aber endlos langen Mummelgrund, den wir mit 8 Kilometer Geschwindigkeit per Stunde nahmen, ging es dann über Neuwelt und die Strickerhäuser nach Grünthal zum Bahnhof. Knapp vor dem Mummelfall kühlten wir unsere heißen Leiber in den rauschenden Fluten und konnten uns nicht genug tun vor Jugendlust

und Übermut. Aber wir versäumten den Nachmittagzug darüber, den nur noch der vorausseilende Kauschka erreichte. Wenn der seine Siebenmeilensüße in richtigen Schwung bringt, ist ihm nicht beizukommen. Perst, Steinjan und ich warteten in einer Schenke in der Nähe des Grünsthaler Bahnhofes auf den Abendzug nach Reichenberg. So gut hatte uns dreien schon lange keine Wegrast geschmeckt, wie die auf dem breiten Divan der Schenke, darauf wir uns breit und schwer reckten und dehnten vor wohliger Müdigkeit und die reizenden Eindrücke unserer wunderbaren Bergfahrt verdauten, die unseren kommenden Daseinstagen nachgehen wird wie eine stille Herrlichkeit, um uns die düsteren Wegstunden des Lebens zu verkürzen und zu verschönen. . . .

27.—29. September 1907.

Aus den sächsischen Dolomiten.

1904.

Ostermontag! Freund Gärtner und ich auf dem Falkenstein! Über den Gipfel fährt wütend ein Wintersturm und stürzt den sorgsam erdachten Kartenbau unserer Osterpläne erbarmungslos zusammen. Da lichtet sich der Nebel im Osten und aus ihm wächst plötzlich ein steinerner Riesenfinger, so furchtbar drohend, wie tiefer Haß die Hand noch aus dem Grabe reckt, so schreckhaft schön, daß wir unverwandt nach ihm starren. Bloßstock! Und wenn nun ein neidiger Gott uns dich entzieht, wir kommen wieder und du wappne dich! Und wir kamen, — kamen ohne jede Jagheit, nur eines unschuldigen Ehrgeizes und einer heftig fiebernden Sehnsucht nach neuem Leben voll.

Zwei Stunden waren wir (meine Kletterfreunde Steppes, Eischer und Sahler und ich) von Tetschen am rechten Ufer der Elbe hinabgewandert, als wir um halb 9 Uhr abends die Reichsgrenze kurz vor Schmilka überschritten. Der Sonnabend vor den Pfingstfeiertagen hatte sich zu herrlicher Klarheit entwölkt. Sonnengelb brannte der Abendhimmel, schwarz hoben sich die Türme der Schmilkaer kleinen Vastei von ihm ab und

aus der ruhigen, kühlen Elbe leuchtete uns ein matter, bronzefarbener Widerschein entgegen. Das war also Schmilka, ein stiller Ort mit wenigen Häusern, von wo wir ins Gebirge einzudringen beabsichtigten. Hinter der Mühle, wo der Bergsteig zum Winterberg abweigt, füllten wir unsere Feldflasche mit Wasser für das morgige Frühstück, da wir fürchteten, bis zu unserem Ziele keine Wasserader mehr zu finden. Etwas weiter oben rasteten wir am Wegrande in der waldigen Schlucht und sprachen unserem Mundvorrat reichlich zu. Hier gesellte sich unerwarteter Weise Herr Haeusler aus Jittau zu uns, den wir von unserem Entschlusse noch in letzter Stunde benachrichtigt hatten.

Es war schon vollkommen dunkel geworden, als wir beim Scheine zweier Laternen aufbrachen und gemüthlich die Schlucht aufwärts trabten. Ein frischer Ostwind machte sich stärker bemerkbar; die Nacht drohte kühl zu werden. Wo sich der Wurzelweg, den wir bis hierher verfolgt hatten, nach rechts zum großen Winterberge wendet, bogen wir nach links ab und beleuchteten kurz darauf eine alte Wegtafel: Heilige Stiege — Heringsgrund. Dies war der Weg, den wir zufolge unserer Karten einschlagen wollten. In eine müde, ummooste Wasserlache am Wege beugten sich einige von uns und schlürften das schlechte Wasser. Der Weg, der anfangs durch hohen Wald gemacht ansteigt, wird bald freier und den erstaunten Augen öffnen sich zwei herrliche Felschluchten, die im Hintergrunde steil und hoch abgeschlossen scheinen. Bei der Weggabelung überlegten wir, in welcher Schlucht sich die Heilige Stiege emporzwängen möge und entschieden uns kurz für den rechten, großartigeren Felsenkessel. Je weiter wir ihm entgegen drangen, desto mehr entlockten uns die hohen Felsgestalten Worte der Bewunderung, desto mehr zweifelten wir aber auch daran, daß über den Abschluß dieses kleinen Kares, eine hohe, senkrechte Wand, eine Stiege führen werde. Und das war nun die Bescherung: wir hatten uns in eine Sackgasse verrannt. Schön war der Kessel allerdings, ergreifend schön und eine Stille und Wärme herrschte darin, und ein weicher Sandboden mit hohem Gras bildete seinen Grund, daß wir uns überwinden mußten,

nicht gleich hier zu lagern. Aber — es mochte wohl erst 11 Uhr gewesen sein — wir hatten ja noch die ganze Nacht vor uns und zudem traten der halbe Mond und die Sterne immer deutlicher und glänzender aus dem sahlen Blau, so daß unsere schwachen Schatten im Rare stärker und die hohen Wände um uns körperlicher wurden. Weit draußen hinter der Waldschlucht, die wir heraufgekommen waren, schimmerte ein sahl beleuchteter Streifen Wiesenlandes.

Trotz dieses Mißgeschicks traten wir vergnüglich den Rückzug zur Weggabelung an und verfolgten nun den linken Weg, in dessen Sande einzelne Fußspuren bemerkbar waren; dazu belehrte uns eine Wegtafel, daß wir nun den rechten Weg zur Heiligen Stiege eingeschlagen hatten. Der Weg windet sich am linken Rande der Schlucht fort und bald führen die Stufen, zuerst niedrig, sanft steigend, dann höher und steiler und in scharfen, immer kurzen Windungen empor durch die Felsen. Durch quälenden Durst ermattet, stampften wir nun mühsam die vielen Stufen hinauf. Langsam hoben wir uns über die grau verschwommenen Fichtenwipfel der Schlucht und erreichten endlich die Höhe. Nun wendet sich der Weg nach rechts und gewährt die herrlichsten Tiefblicke. Hier schlanke und abenteuerliche Felsgebilde, drüben mächtige, sahle Wände, die in glatter Flucht zum Grunde schießen; unsern drüben im Süden die flache Kuppe des Großen Winterberges (556 Meter). Am nächsten Kreuzwege schlugen wir den Weg zum Winterberge ein, der uns in kurzer Zeit auf den Kamm brachte, wo wir nach links zum Karolafelsen bogen. Bald darauf wieder eine Wegtafel: zur Hölle. Diesen bergabführenden Weg schlugen wir nun ein, zweigten dann bei einer Weggabelung nach rechts ab in die Schlucht, die sich hier flach öffnet. Dort draußen liegt das Kirnitzthal und vor ihm die ebene Waldfläche, die ich schon durchwandert hatte. Und gegen diesen Wald schien die Schlucht jäh abzubrechen; dort mußte die Hölle sein.

Langsam schlenderten wir talab und lauschten vergeblich von Zeit zu Zeit, ob nicht das Rieseln eines Wassers hörbar würde. Plötzlich trat ich weiter unten auf nassen Boden und mit der Leuchte erspähten wir am Wegrande einen seichten

Wasserfaden. Gleich darauf entdeckte Eischer in einem Felsloche Wasser und da hinab krochen nun auch Haeusler und ich und tranken tief und lange. Wie das den sengenden Durst stillte! Als wir wieder aus der kleinen Höhle kamen, waren die drei Gefährten schon tief unten in der schwarzen Schlucht, deren steile, hohe Wände dort erdrückend nahe zusammengedrückt sind; und in dieser Finsternis irrte der Schein ihrer Laterne an den Felsen umher. Unwiderstehlich packte uns die spukhafte Romantik dieser Mitternachtsstunde, unwillkürlich sprach ich laut die wuchtigen Verse Dantes:

Durch mich gehts ein zur Stadt der Qualerkornen,
Durch mich gehts ein zum Ort der ewigen Trauer,
Durch mich gehts ein zum Volke der Verlorenen. —

Und wie die Seelen jener ruhelos Gepeinigten, die aus maßloser Qual und Hoffnungslosigkeit verzweifeln einen Ausweg suchen, so tastete sich unser schwache Lichtschein ängstlich die linksseitigen Felsen hinab, kletterte plötzlich an schwarzen Wänden empor, verlor sich dann jäh im Dunkel zur Rechten, das ihn spielend verschlang, tauchte erschreckt wieder auf und verschwand wieder: ein ängstliches tolles Spiel. So folgten wir den Gefährten über eine senkrechte Stiege und ein schmales, abschüssiges Felsband, wo mir Eischer entgegenleuchtete, und sagte, daß Steppes und Sahler rechts unten in der Schlucht keinen Ausweg fänden. Plötzlich stürzte Haeusler, der hinter mir kam, rücklings über eine Wandstufe hinab und wir befürchteten sofort einen Unfall; aber gleich darauf erhob er sich gemüthlich von einem breiten Humusbande, das schräg nach rechts abwärts führt und seinen 3 Meter hohen Absturz gehemmt hatte. Da Steppes und Sahler noch immer erfolglos suchten, leuchtete ich nach links und entdeckte, daß der Steig hinter der Wurzel eines umgeschleuderten Baumes niederkletterte. Nun nochmals die Stufen einer Stiege hinab und dann standen wir im Grunde der Schlucht, wo wir Freund Steppes entgegenleuchteten, der sich über einen nassen Felsabbruch herunterließ, während Sahler zurückging und uns folgte.

Also wanderten wir nun Schluchtauswärts. Die beiderseitigen Felswände entfernen sich von einander und das Dunkel der Schlucht wich gemach einer milden Helle: wir kamen langsam ins Freie. Nur noch drüben zur Rechten große, prächtige Felsstürme der Affensteingruppe. Das dort mußte wohl der verderbendrohende „Backzahn“ sein und jenes der „Domwächter“ und die „Kohnspitze“; links drüben aber der sanft ansteigende dunkle Wald Rücken der „Hohen Liebe“. Nun standen wir an einem Kreuzwege, rechts hinter den Fichten vermuteten wir den Bloßstock. Einer zog die Uhr; es war $\frac{3}{4}$ 1 Uhr nachts. Der Mond war untergegangen, aber über Wald und Felsen lag noch das milde, tiefe Dämmern sternenheller Juninächte.

Als wir um die Krümmung des rechten, wiesigen Weges bogen, erspähte ich hoch vor uns im Dunkel das schwarze, schlanke, überhängende Horn der Brosinnadel, das zu dieser Nachtstunde berückend unheimlich aussah. Still und staunend gingen wir ihr entgegen. Da wurde der Weg feucht; wir fanden am Wegrande eine schmale, ziemlich tiefe Wasserlache, stillten die durstenden Kehlen und füllten die Feldflasche nach. Dann wanderten wir weiter und bogen um die nächste Wegkrümmung. Hier standen wir plötzlich wie festgewurzelt, denn ganz nahe vor uns ragte schwarz und gigantisch ein Riesenobelisk in den Nachthimmel: der Bloßstock (Blaustock). So mächtig war der plötzliche Eindruck, der uns in Atem hielt, daß wir den rechts neben ihm stehenden hohen Kreuzturm kaum beachteten.

Wir stiegen nun im Walde zum Westfuße dieser Felsen empor und lenkten dann wieder nach rechts hinab ins Dickicht, wo Freund Eischer nach kurzem Suchen einen annehmbaren Ruheplatz fand. Wir beschlossen, hier die Nacht zu verbringen. Eine Laterne leuchtete unserem einfachen, fröhlichen Nachtmahl. Wir lagerten windgeschützt; selten, daß ein schwacher Luftzug durch die hohen Felsenscharten hinter uns kam und sich in den Wipfeln uns zu Häupten verlor. —

So sind wir also am ersehnten Ziele angelangt und plaudern geraume Zeit von dem, der da oben sein schwarzes Haupt stolz in die beflügelte Nachtlust reckt. Dann sucht sich jeder die bequemste Lage und wir löschen die Laterne. Und die gierige Nacht

stürzt sich nun hastig über uns und umhüllt uns; nur die Zigarren meiner Gefährten leuchten noch glutrot in das Dunkel, bis eine nach der andern auch erlischt. Durch das dichte Geäst seh ich am sahlblauen Himmel hin und wieder die glänzenden Sterne stehen. Draußen im Walde orgelt der Ostwind in tiefen Registern; es wird ein herrlicher Morgen werden. Und ein Gedanke, den ich des Tags oft und stark erfaßt habe, fristet nun noch ein müdes Leben und will leise in meinen Schlummer hinüber: Was wird der Morgen bringen? — ersehnten Sieg oder schmähliche Niederlage?

Es ist kaum 3 Uhr morgens; ich habe die kurze Zeit infolge der Nachtkühle schlecht geschlafen. Auch Steppes hat sich unruhig umhergewälzt, stets mit dem Rehrim seines Selbstgesprächs: „Und mit unterdrückter Klage sucht er eine andere Page“. Dagegen hat Sahler fast ohne Unterbrechung von Anfang bis Ende der kurzen Schlafenszeit „gefügt“. Draußen im Walde heben bereits die Vögel zu singen an, die lauten Drosseln und unermüdlicher Finken; aber im Bauernloche, wo wir lagern, ist es vollkommen still. Vielleicht, daß ein Raubvogel hier scharfen Auges vom Morgen bis zum Abend über den Fichten kreist. Hinter den Felsen, an deren Fuße wir geschlafen haben, beginnt allmählich die Morgendämmerung:

De Dag de grout int Osten,
Dag ward dat aewerall —

Steppes und Sahler haben in der bekannten Wasserlache unsere Kochtöpfe gefüllt und es dauert nicht lange, da brodeln in Saeslers Kochgeschirr der dunkelbraune Tee und dann Eischers süßduftende Schokolade. Es ist ein köstlicher Morgen-trank zu trockenem Brot.

Nun Klettersehbel Seil und dann hasten wir an der Breitwand des Bloßstocks (Nordseite) hinum und streben also von der Ostseite durch einen Felspalt, dann über Nadelboden zur Scharte zwischen Kreuzturm und Morscher Sinne empor. Von hier klettern wir eine Felsstufe hinab und gehen dann auf einem breiten Bunde um die Westseite des Kreuzturmes auf dessen Nordseite. Da betrachten wir nun mit Muße den 35 bis

40 Meter hohen Anstiegskamin in der senkrechten Südwand des Bloßstockes. Der Eindruck: unheimlich, verblüffend. Keiner spricht ein Wort, doch jeder denkt sich, das mag eine harte Nuss zu knacken geben. Zwei Stellen erscheinen uns besonders schwierig: der Einstieg in den unten sehr breiten Kamin und der ganz obere Teil, wo sich der Kamin plötzlich sehr verengt. Dort oben werden wir, das erfassen wir sofort, ganz an die Wand herausgedrängt werden. Wir zweifeln wohl an der Möglichkeit des Hinaufkommens, aber wir befinden uns trotz des kurzen Schlafes körperlich sehr wohl und kräftig, so daß wir alle Energie zur Überwindung des Recken einsetzen können. Während ich mit Eischer mein 30 Meter-Seil entwirre, sind Steppes und Sahler bereits durch einen Felspalt hinabgeklettert. Hier ist ein Baumstamm eingeklemmt, der den etwa 2 Meter breiten Spalt, welcher das Massiv des Kreuzturms vom Bloßstock trennt, in ungefähr 8 Meter Höhe überbrückt. Auf ihm haben sie sich hinübergehaspelt und befinden sich nun auf dem Bande des Bloßstockes, das den ganzen Fels in halber Höhe wie eine tiefe Kerbe umwindet. Eischer und ich folgen, uns gegenseitig unterstützend, stehend hinüber, und zum Schluß haspelt sich Haeusler in seinen schweren Genagelten über den Spalt. So stehen wir nun, um 3/5 Uhr früh, am Einstiege in den Kamin.

Ich schlinge das Seil um den Leib, betrachte den Kamin genauer und bemerke dabei, daß das erste breite, etwa 5 Meter hohe Kaminstück von innen aus zu umklettern geht. Deshalb stemme ich mich innen im engen, dunkeln Spalte empor und dann nach außen, wo ich auf einer Stufe etwas verschnaufe. Der Kamin ist hier breit, so daß ich mich, Rücken und Hände an die eine, die Füße fast horizontal an die andere Wand gestemmt, rasch wieder 5 Meter emporhebe, und auf eine zweite breite Stufe gelange, wo in den Fels ein Eisenstift eingetrieben ist. Wieder ein willkommener Ruhepunkt. Bis hierher ging die Sache ganz gemüthlich, aber jetzt scheinen die Schwierigkeiten zu kommen. Ehe ich weiter klettere, erwarte ich Eischer. Indessen ist auch Sahler auf der Stufe angelangt, während Steppes und Haeusler noch unten im dunklen Spalte klettern. Immer wieder sehe ich den Kamin hinauf. Ob es gelingen wird? Denn in

etwa 8 Meter Höhe verengt sich der Kamin unvermittelt derart, daß er mich ganz zur Südwand drängen wird. Allein es wird schon, es muß möglich sein! Mit Knien und Händen, Rücken und Ellenbogen stemme ich mich nun, wo der Spalt genügend schmal ist, mit ziemlicher Anstrengung bis zu der erwähnten Stelle empor. Direkt hinauf kann ich nicht mehr weiter, deshalb muß ich mich nach rechts bewegen, dem engsten Teile zu, unter dem die Füße ins Leere hängen werden, weil der Kamin sich darunter plötzlich erweitert. Nun bin ich der senkrechten Wand ganz nahe gekommen und stemme mich zur letzten schmalen Stufe hinauf, wo ich wieder rasten kann. Rechts neben mir ein Abseiljacken, der häufig verwendet worden ist. Von dieser Stufe beginnt das gefährlichste Stück der Kletterei. Ich habe mich vorsichtig etwas höher gestemmt, um Eischer auf die schmale Sprosse zu lassen. Mit Benützung seiner Schultern und seines Kopfes klettere ich noch ein Stück im engen Spalt empor, taste dann mit dem linken Fuß nach einem kleinen Tritte an der senkrechten Wand, da in dem engen Riß das rechte Bein kaum Halt findet. Ein kleiner Ruck und Abstoß mit dem Rücken und ich klettere frei an der ungriffigen Kante empor. Etwa 6 Meter oberhalb der letzten Stufe wird der Kamin wieder breiter und ich spreize mich mit beiden Beinen bis zum Ende des Kamins empor. Dann klettere ich über ein leichtes Wandstück nach rechts zum Gipfel, von wo ich Eischer sichere. Bald nachher taucht sein blonder Kopf im Spalt auf und dann steht er selbst neben mir, um Sahler zu sichern.

Ich setze mich indessen zur Blechfahne und durchblättere das Gipfelbuch. Seit dem 28. Mai 1899, dem Tage der Erstersteigung durch Wenzel und Püschner (Tetschen), und Gerbing (Bodenbach), haben bereits 89 Partien den Gipfel erklettert, wobei sich Namen tüchtiger Kletterer befinden, die bis sechsmal wiederkehren, ein Beweis, wie mächtig der Klettersport in den sächsischen Dolomiten gepflegt wird. Die erste Überschreitung des Felsens, wohl eine der schwierigsten Klettereien in jenem Gebiete, wurde im Herbst des vorigen Jahres unter Führung Runzes unternommen. Der Abstieg geschieht hiebei im westlichen Kamine der Nordseite auf das Band, auf dem man sehr gefähr-

lich nach der Westseite des Turmes quert und dort herabklettert. Wir tragen uns als 90. Partie in das Gipfelbuch ein; unsere Erststeigung ist bereits die 10. dieses Jahres. Steppes und Haeusler, die schon nahe der dritten Sprosse sind, verzichten auf den weiteren Aufstieg; sie fühlen sich nicht wohl und klettern wieder hinab.

Es ist etwa 7 Uhr morgens. Goldbeglänzt steht im Osten der hohe Turm des Canplanes, goldbeglänzt und wunderbar liegt im Westen, abgetrennt von dem Schrammsteinen, der einsame König Falkenstein; und nahe vor uns die herrlichen Redden der Affensteingruppe, da drüben über dem Bauerloch die form-schöne Brosinnadel und hinter ihr Rohnspitze und Domwächter. Aus dem Kirnitzschtale kommen Leute herauf; von unserer kühnen Warte jubeln wir weit hinaus.

Nach einer photographischen Aufnahme des Felsens durch Haeusler beginnen wir den Abstieg. Von mir versichert klettert zuerst Eischer und dann Sahler hinab. Beim Eisenstift angelangt, müssen sie sich losseilen, da die Seillänge nicht weiter ausreicht. Ich ziehe das Seil wieder herauf, lege es zusammen und beginne dann den Abstieg. An der gefährlichen Stelle, kurz vor der oberen Stufe rollt mir das Seil in den Spalt nach und ich habe Mühe, es herauszureißen. Um den Zug des starken Seiles los zu werden, lasse ich es durch den Ramin hinabrollen und klettere dann frei hinab. Sahler und ich rutschen über den Baumstamm zurück und haften zu den Gefährten, die bereits mit vollen Backen am Lagerplatze sitzen.

Nach kurzer Rast queren wir das Bauerloch und steigen in einer breiten Rinne, wo wir unsere Sachen lassen, zur Scharte neben der Brosinnadel empor. An der Westseite des Felsens entdecken wir den Einstieg. Eischer klettert in dem seichten, anfangs schmalen Spalte unangeseilt voraus, ich knote das Seil um den Leib und folge ihm in leichter Kletterei. In 5—6 Metern Höhe erweitert sich der Ramin und ist durch einen aus ihm hervorwachsenden großen Felsblock in zwei Risse gespalten. Der linke, ein bloß handbreiter Spalt, ist für uns zwecklos; in den rechten Riß schwinde ich mich hinein und stemme mich darin etwa 4 Meter ziemlich anstrengend empor, sodaß ich auf den an-

steigenden Rücken des dazwischen gelagerten Felsens und an die Ostseite der Brosinnadel gelange. Nun haben wir noch das letzte, etwas gefährliche Stück des Anstieges zu überwinden. Von unserem sicheren Standpunkte beginnt die schmale Nadel überhängend. In nahezu Brusthöhe ein ausgemeißelter Tritt und weiter oben ein ebensolcher Griff für die rechte Hand. Ich blicke mich, Eischer stellt sich auf meine Schultern und bewältigt auf diese Weise leicht den Überhang. Als Steppes meiner Sicherung entbehren kann, versuche ich, den Überhang allein zu erklettern. Die rechte Hand im Griff, ein kräftiger Absprung und ich habe das linke Knie und dann den Fuß im unteren Tritt. Unschwer, aber vorsichtig, klettere ich nun den Gipfelgrat empor, da der Fels links nahezu senkrecht und rechts, knapp neben mir, überhängend, abstürzt. Überwältigend ist der Blick auf die über 60 Meter tieferen Fichtenwipfel an der Nordseite. Mit Eischer durchblättere ich dann wieder das Gipfelbuch, das von mancher interessanten Kletterfahrt erzählt. Hier auch der Name des am Wilden Kopf verunglückten Dr. Brosin aus Dresden, nachdem diese Felsnadel benannt ist. Als nun auch Steppes und Sahler den Gipfel erreicht haben, zeichnen wir uns als 8. Partie dieses Jahres in das Gipfelbuch.

Dann beginne ich unangeseilt den Abstieg und benütze zur besseren Überwindung des Überhanges den schmalen Riß rechts in der Wand, den ich beim Aufstiege nicht bemerkt habe. Wir klettern nun zu unseren Sachen hinab, wo sich indessen vier ältere Herren, Kletterer aus Dresden, eingefunden haben, um ebenfalls den schlanken Zahn zu ersteigen. Auf dem kleinen Felsen inmitten des Bauerloches halten wir dann Mittagstraft und teilen den Inhalt unserer Rucksäcke bis auf ein kleines Stückchen Brot und eine Erbswurst, die für das morgige Frühstück dienen sollen. Darauf beginnen Haeusler und ich das Geschäft des Schneiders, stümpernd und mit Mißbehagen, diemeil die Freunde sich auf die saule Haut legen, um den versäumten Schlaf nachzuholen. Manchmal ruben Faden und Nadel, weil ich entzückt nach den hohen Wänden blicke, die rings um uns senkrecht aufragen.

In der vierten Stunde nachmittags brechen wir endlich auf, um den Rückweg anzutreten, wozu uns hauptsächlich unser ge-

ringer Mundvorrat bestimmte. Wir verlassen den Felsenkessel und gehen wieder um die Breitwand des Bloßstocks, dem wir noch unseren Abschiedsgruß zjubeln. Ein Promenadenweg führt uns in südöstlicher Richtung weiter, vorüber am schönen vorderen Raubschloß, zur Rechten hohe Wände, zur Linken freien Wald und weit drüben den roten Turm des Tanzplanes. Dann kommen wir auf den vielbegangenen Fremdenweg: Pichtenhainer Wasserfall — Ruhstall — Kleiner und Großer Winterberg — Prebischtor — Herrnskretschens, den wir nur deshalb gehen, weil er uns am kürzesten zu unserem Ziele bringt. Wir steigen hastig den Hang des kleinen Winterberges hinan, die vielen Windungen des Weges abkürzend. Oben auf der hohen Ebene streben wir dem Großen Winterberge zu, den wir dann rechts liegen lassen, wobei wir auf kurze Zeit der unsäglichen Komik dieser „naturbegeisterten“ Menge entrinnen. Kurz vor dem Prebischtor bannet ein herrlicher Ausblick unsere hastenden Schritte. Da türmen sich nahe die mächtigen Kletterfelsen der Flügelwände (Eiser, Zuckerhut u. a.) in edlen Formen aus dem Prebischgrunde hoch empor, da liegt dort unten im Wiesengrün das schöne Stimmersdorf an der waldigen Ramnitschlucht, dahinter schmiegen sich im Abendschein die Wiesen und Felder bei Ramnitsleiten und Rosendorf um den mächtigen Waldkegel des Rosenberges. Im stillen, menschenleeren Prebischgrunde schreiten wir dann hinab, hoch über uns Stimmenmurmeln, Jauchzen und Rufen am Prebischtor. Später kreuzen wir die Fahrstraße im Vielegrund und gehen auf dem bekannten Mühlwege nach Stimmersdorf, wo wir die erste Einkehr halten. Ein frischer Wind streicht durch die offene Tür der Veranda, aus der wir das Niedersinken des Abends beobachten. Es ist neun Uhr. Der Prebischkegel wird dunkler, die Umrisse des Felsentores daneben verschwimmen in ihrer Umgebung und vor die grauen Flügelwände hat sich der zartviolette Dunst eines Früh-Sommerabends gelegt. Dort unten im Westen, wo die waldigen Hänge zur Elbe niederstreben und einen tiefen Einschnitt bilden, liegt wie gestern ein sonnengelber Abendglanz und winkt klar, verheißungsvoll zu uns herauf. In unserer Veranda klingen stark und rein die Gläser zur Feier oft erprobter Freundschaft.

Dann irren wir weglos und abenteuerlich wieder in den Vielegrund. Vom Dache der kleinen Sägemühle am Wege tropft es wie flüssiges Silber; der helle Mond steht rein über dem hohen Walde der Ramnitschlucht, der wir entgegenwandern. Schon umfangen uns die Lichter des still gewordenen Herrnskretschens und die Ramnitschieß zu unserer Linken. Über die Holzbrücke dröhnen unsere harten Schritte und dann sind wir wieder an der Elbe, die ruhelos in sablem Schimmer liegt. Da steht das kleine Gasthaus links am Wege, still und mondbeschienen. Hell die eine, schwarz die andere Seite der Dürrkamnitschlucht, durch die der Ostwind kühl herabstreicht. Dazu macht sich die Röhle des Wassers unerwünscht bemerkbar. Unter dem Stampfen müder Füße schwankt der Steg, dann halten wir und zünden eine Laterne an, in deren Scheine ich mit Haeusler zum Wasser hinabtaste, um die Feldflasche zu füllen. Über Wurzeln und Steine stolpern wir nun nach rechts zu den Felsen empor, bis wir hoch oben ein kleines, halbwegs steinfreies Plätzchen zu unserer Lagerstätte erküren. Es mag wohl 1 Uhr nachts sein, als wir einschlafen. Schon eine Stunde später stört die Nachtkühle unseren Schlaf, so daß wir aufstehen und Holz zusammenklauben. Zwei Steine, darunter ein vorlichtig unterhaltenes Feuer, darüber ein Kochtopf, in dem eine köstliche Erbswurstsuppe zu brodeln beginnt. Ein kleines Stückchen Brot und kaum mehr als $\frac{1}{2}$ Liter Suppe, dazu fünf knurrende Mägen, deren Sehnsucht nie größer gewesen ist.

Als wir zur Elbe herabsteigen, beginnt es bereits zu grauen. Schon schwimmt ein stilles Floß den Strom hinab und eine weiße Möve schießt mit langen Schwingenschlägen leicht dem Schnelljuge voraus, der am anderen Ufer rasselnd hinaufrast. Dicht über dem Wasser kringeln sich kleine weiße Nebel wie feiner Rauch und streben langsam stromaufwärts. Da muß hinter dem Rosenkamme zur Linken die goldene Sonne mit königlichem Fluge emporgerollt sein, denn drüben auf dem hohen steilen Waldhange erscheint ein blaßkarminroter Streifen und wächst immer tiefer herab, scharf und schnurgerade abgegrenzt von dem Schatten des Rosenkammes. Sonnenvergoldet grüßt uns von fern draußen der Hohe Schneeberg mit seinem prächtigen Turme

entgegen. Noch geraume Zeit, dann ruhen unsere Augen wieder auf den glänzenden und schattenvollen Wogen heimatlichen Kornes.

Wenn ich nun in späten Sommertagen des Abends einsam im dämmerdunkeln Zimmer sitze und über die abendgoldigen Siebel und Türme der Stadt zu den violettumdunsteten Vorbergen unseres einzig schönen Isergebirges schaue und eine alte schmerzliche Sehnsucht in mir aufsitzt und flügge werden will, wende ich mich westwärts, wo der Jeschkenzug eine edle reine Linie an den Dämmerhimmel zeichnet, und dann erwachen in mir die Stunden jener Wunderwanderfreude und erhalten tiefes, farbenprächtiges Leben wie dort die Wolken, die über dem schwarzblauen Wald glühen und ziehen und leise reigen im Abendlicht.

Bei Sebusein.

* Ein Abend im Vorfrühling 1912.

Wieviel Berge hatten wir doch erstiegen, weglos empor aus eben knospendem Land, über wieviel Felsabhängen waren wir wild zu Tal gestürzt! Und wieviel Wälder hatten wir durchwandert, wie war unser schneller Schritt weglos gerauscht hinweg über Heidehöhen! Das erste Grün, die ersten Blumen hatten uns hundertmal begrüßt. Ein lenz-erfüllter Wind, bald warm, bald kühl, war uns von Osten her den ganzen Tag nachgeflogen, war verknistert im verjäherten lederbraunen Laub der Eichenhaine und in hohen Forsten emporgebraust zu erdenfernem Orgelton. Von seiner unnennbaren Stimme Wogen und Glieben, Brausen und Ziehen war ein steiler Bergwald ganz durchklungen und den endlosen Zug dieser lustigen Choräle durchjubelte einer Drossel frühlingswilder Abendruf. In den entlaubten Buchenkronen eines milden Tales hatte sich ein kleines Endchen Sonne fest verfangen und eben dort war plötzlich ein heller, eigenstolzer Jansarenschrei verhaltener Inbrunst: einer Amsel klarer Sang emporgeflogen.

Unvergessen war dies alles, als wir in der letzten Pichtstunde des grauwolkigen Tages die Sohle eines lieblichen, wind-

losen Mühlentals überquerten, die sanft hinabführte zu den nahen, aber noch verborgenen Ufern des großen Stromes. Dieses Tal, das uns durch die Lieblichkeit seiner Hecken und Wege und die wunderbar edlen und einfachen Formen seiner Einfriedung mit unbefchreiblicher Milde belebte, sprang gewaltsam aus einer engen Pforte hervor und floß dann in breiter Bewegung ruhevoll hinab. Diese Pforte zeigte in so eigenartiger Weise das Gepräge romantischen und idyllischen Wesens, als führe durch sie empor der Weg zum Paradiese; denn ihr einer Pfeiler war ein hohes, waldgekröntes und wildabstürzendes, schwarzes Basaltgemäuer, ihr anderer aber der vom Grunde still anstrebende, herbströtlliche Eichwald eines unbedeutenden Hügels, belebt von schwarzgrünen Fichtenkronen. Was aber diesem Bilde eine ungeahnte Wirkung in die Tiefe verlieh und eine Welt schönster Ahnungen erregte, das war die hohe, ferne Rundung eines baumlosen, graugrünen Weidberges, die gleichsam als Corbogen die beiden ungleichen Pfeiler verband und von einer so harmonischen Schönheit war, daß wir, jubhöchst überrascht, verweilten. Gleichermäße bekannt und unbekannt, irdisch und doch erdenlos, berührte uns diese edle Form, als wäre sie ein verwirklichtes Bild jener Sehnsuchtwogten Landschaften, die die sinnende Seele oftmals träumt.

Wenn unserer ganzen nahen Umgebung die Kraft innerzuwohnen schien, auch das leidenschaftlichste Gemüt beruhigen zu können, so gab hingegen jener ferne wunderbare Berg der Landschaft einen starken Zug der Sehnsucht, ja es dächte uns, als ob er der Chron aller Sehnsüchte der Erde wäre. Rose, sanft gerötete Wolken wogten herrlichen Fluges über seinen Scheitel empor und darüber hinab strömte mit solcher Kraft und wirbelnden Frische der Wind, daß wir ihn zu fühlen meinten. Wir wären der Wirkung dieser magischen Kraft sicherlich erlegen, hätte uns nicht, da wir uns nun westwärts wandten, ein neues Bild voll beseligender Süße festgehalten.

Denn wißt: seiner Enge entronnen, floß nun das muldenvolle Tal unbehindert hinab, breiter und breiter, und drängte die schön geformten Berge, die es einfriedeten, keilsförmig

zurück. Einem großen Garten glich es, so dicht war es mit Obstbäumen übersät. Irgendwo hinter ihren Kronen wogte in der Tiefe ungesehen der Strom. Wir gingen den Weg eines vielgeliebten deutschen Malers, dem diese Landschaft einst zur Quelle reinsten schöpferischer Freuden geworden war. Der Pfad führte uns entlang einem schmalen Eichensaum auf einen frühlingsgrünen Sattel, der uns eine neue Landschaft umfassen ließ. Von weit draußen, wo sich die unübersehbare Ebene mit dem Dunst des Horizontes vermählte und aus hohen Schloten ein weißer Rauch unablässig brodelte, von dort kam, breit, groß und glänzend der abendliche Strom in vielen Windungen herab, bis er hinter den näheren Uferhügeln verschwand. Ganz nahe aber löste er sich wieder aus der Umklammerung der Hügel und flutete uns stolz, grau und still entgegen; dann verbarg ihn die Bergkette, deren höchsten Gipfel, den Deblik, wir Unerfättlichen so spät noch erklimmen wollten.

Bald nahm uns der Hang in die Falten seines Dämmergewandes auf. Kühler als im Tale war hier schon die Luft, die uns folgte. Mit zartblauen und violett-samtenen Lidern deckten die ersten Frühlingsblumen ihre Augen zu, verschuchte Hasen flohen in die sichersten Verstecke. Über spärliches Gras, neben einem ewig flüsternden Eichengeräusch, das Gesicht erdwärts gerichtet, so stiegen wir hinan, steil, schwer und stumm. Da war es, als wenn die Luft um uns ganz sanft durchweht und durchwärmt würde, als ob der Boden zu unseren Füßen violett aufleuchtete. Wie auf Kommando standen wir still und strafften die heiß atmenden Körper. Und siehe! Da wir uns nun zurück wandten, überwältigte uns ein Bild von so blühender Pracht, daß wir aller Worte vergaßen.

Es war nur wenig, was wir sahen, doch was hätte sich uns unauslöschlicher einprägen können? Nur zwei kleine Sandgruben tief unten, über deren Wände das Blut des Abends tiefrot hinabsickerte, und jenseits unseres Sattels der Hügel voller Eichen, deren Blätter unsagbar bluteten. Manchen Abend hatte ich die großen erhabenen Opferflammen der Alpen bewundert, aber wie fahl war jene Blut gewesen, verglichen mit dieser überirdisch lichtvollen Verklärung. Wie der Wind eben

wollte, so zitterte und tropfte das Blut vom Laub herab. Ein ganzer Strom von Blut brach aus dem Gebüsch, floß dunkel-golden den grünen Hang hinab und versickerte lilaförmig in des Tales braunen Ackerhollen.

Wir hofften, daß auf dem Gipfel ein noch stärkerer Zauber uns umfassen werde und so stürmten wir denn jäh empor. Wir hatten die Kuppe noch nicht erreicht, da merkten wir, daß hinter uns die Blut plötzlich erblaßte und von des Tales blauschwarzer Föhre der letzte Rosenschimmer flog. Dennoch: welche ungeahnte abendliche Schönheit überschüttete uns auf dem Gipfel des Debliks. Daß unser Berg vielgestaltig zum Strome niedersank, daß der Fluß selbst silbergrau und ruhig mit herrlich verhaltener Kraft tief unten dahinwogte, einschlafende Ortschaften in ihm sich spiegelten, und daß jenseits das Land in abendgrauen Terrassen wundervoll sich erhob, wir achteten es kaum. Denn über diesem Lande lag ein Abendmeer, das einen Streifen des allerfernsten Gebirgskammes noch zu erkennen gab, und dessen reine Vielsfarbigkeit jeder Schilderung spottet. All dieser blauen, grünen, gelben und purpurnen Farben zarteste Tönungen schienen belebt zu sein von einer schmerzlichen köstlichen Wärme und einer stillen Feierlichkeit. Nur dort, wo diese farbige Blut an einen großen stahlblauen Regelberg stieß, war sie ungemein erregt, brodelte und brandete in purpurnen Fahnen und überstürzte sich jäh in riesigen Wogen; denn gerade dort begann das Reich der wilden Abendwolken.

Durch den Ozean der Farben glitten wundersame Schiffe mit kaum bewegten Segeln: kleine Schiffe, die von glänzender Blut unaufhörlich überquollen, als trügen sie alles Glück, alle Seligkeiten der Menschen; Schiffe mit großen dunklen Körpern und dem schmalen Rosasaum leuchtender Borde, von denen unablässig goldene Tücher wegwebten wie Hoffnungen, entgegen dem Lande göttlicher Verheißung; und ganz schwere, schwarzblaue Schiffe, deren jedes nur einen einzigen schwach leuchtenden Punkt am Bugspriet trug, daß es das ferne Ziel nicht verlöre, und die beladen schienen mit toten Wünschen, begrabenen Idolen und allem Erdenelend. Dieses bunte, vielgestaltige und tief beseelte Geschwader tief aus einer halbkreis-

förmigen Bucht, die von einem Gestade grauer Wolken umschlossen ward, und deren paradiesische Bläue uns grenzenlos entzückte; es glitt nicht allzu hoch über dem goldhellen Horizonte in orangener Flut unaufhaltsam jenem glühend umbrandeten Regelberge entgegen.

Ich war von diesem wesenvollen Bilde innerlich zutiefst bewegt:

„Wenn das ein Spiegelbild unseres Lebens sein soll, welchen lichtvollen Zonen oder finstern Verliesen gälte dann unsere Fahrt? Und wenn es hinter weitweitem Meer ein Ufer gibt, wer sagt mir, ob der Geist noch die Kraft fände, sich brausend zurückzuschwingen? Ach, wenn das Herz tot sein wird und diese Augen geschlossen für allen Glanz der Erde, wird dann noch der Geist die unrubige Flamme sein, die ein anderes Leben bewegt? Und was soll das alles! Das Leben rinnt nieder wie ein kleiner, klarer Bach von den heiligen Bergen, er eint sich dem Strome, er trübt sich in Niederungen und ist am Ende ein kleiner Tropfen in großen Meeren. Nichts wäre verloren, wenn er nie geflossen wäre! Vielleicht ist nichts sinnloser als dieses Leben, dieser Traum eines Lebens.“

Wir hatten in der Abendkühle die Mäntel um uns geschlagen und uns niedergestreckt auf die steinige Erde. Über uns bliesen die Winde hin und surrten und schnurrten so laut im Eichenlaub, daß wir das eigene Wort kaum verstanden. Hinter uns im Osten nestelte die Nacht schon die ersten Sterne an ihr blauseidenes Kleid. Als uns leise fröstelte, führte uns ein Berggrat hinab zu den Gärten Sebuseins. Trautes Sebusein! In deinen dunklen Torbogen stand ungeduldig schon die volle Nacht, und auf einigen Hauschwellen spielten Kinder ihr letztes Spiel vor dem Schlafengehn. Bald trug uns ein Rachen über den Fluß. Kühl und leise sangen die grauen, heimwandernden Wellen, selig wie ein Wanderer, der aus fernsten Bezirken nach Hause kehrt. Starke Lichtpfähle zitterten im Strome, donnernd rollte am Ufer ein Zug hinab. Dann ein letzter Vogelruf und einer Bergkirche klarer Abendgesang, der sich stromüber von Hügel zu Hügel schwang.

Und zwei Wandergesellen, die nun in kühler, sterniger Nacht stromaufwärts wanderten, sann, wie schön das alles sein mag, wie unendlich süßer und lieblicher noch, wenn Strom und Wind warm sind, über der grünen Fülle des Landes tausend selige Blüteninseln schweben und in den heimlichen Hecken und Gärten die heimgekehrten, süßen Säger der Nächte, die Nachtigallen, schlagen.

Im Schwoikaer Gebirge.

Eine sommerliche Kletterfahrt (1919).

Als am ersten Julisonntage des Jahres 1919 trübe Regenwolken dem Frühzuge der A.-E. G. entgegenflogen und viele Hoffnungen zu vernichten drohten, und als dann bald große Regentropfen an die Wagenfenster des Zuges stüßten, da war auch unsere unversieglige Zuversicht auf ein Geringes zusammengeschrumpft. Kaum aber hatten wir den Jeschkentunnel durchrasselt, da sahen wir über den Regelbergen des tieferen Landes schon ein lichteres Regengrau und die niedergezwungenen Hoffnungen erstarkten wieder. Noch ein Weilchen und Freund Cham entdeckte „lauter blauen Himmel“; es waren aber nur einzelne blaue Himmelsaugen, die da und dort etwas fürwitzig hinter dem großen Geschwader der Wolken aufblinzelten. Dann waren letzte Regenschauer den Jeschkenbergen zugeräuscht, fester und heller formten sich die Wolken, und nun konnte man wirklich fern im Westen einen schmalen Streifen mattblauen Himmels erkennen. Trotzdem: wer hätte zu sagen gewagt, daß zwei Stunden später der ganze Ather ein einziges, blaustrahlendes Auge sei?

Auf dem Bahnhofe in Niemes fanden sich die Teilnehmer des Gebirgsvereinsausfluges zusammen, um von hier ihre schöne Wanderung über den Koll zum Jeschken anzutreten. Da gab es ein kurzes Fragen und Grüßen, ehe uns der Zug nach Reichstadt entführte. Und hier begann nun unsere fröhliche Wanderung.

Erst schritten wir vom Bahnhofe der Stadt entgegen, dann war entlang des großen Schloßgartens ein aufgelassenes Bahngeleise unser Weg. Wir verfolgten es bis zur Hauptstraße, die nach Bürgstein führt und auf dieser stetig ansteigenden Straße, die Blicke abkehrend vom waldigen Wellnitzberge, trabten wir nun gemächlich bergan. Bald geleitet uns hoher Wald zu beiden Seiten. Ganz still stehen seine Wipfel in der trüben, schwülen Morgenluft und noch fallen Tropfen von den Tangeln. Uns fesselt rechts vom Wege noch ein Sandsteinfels, in den ein Gnadenbild eingelassen ist, dann tritt der Wald beiderseits zurück, und es schaut, wie ein kleines Schloß anzusehen, die Schule von Klemensdorf über die nahen Wiesen und Gehöfte herab. Ausgelaugt vom Wetter, mißfarben, liegt auf manchen Wiesen noch die erste Mahd.

Während wir die Allee nach Schiedel fortwandern, ist ein neuer Regelberg vor unserem Wege aufgestanden. Es ist der Eibenberg (541 Meter), der höchste jener Berge, die wir als das Schwoikaer Gebirge bezeichnen möchten. Rechts von ihm der Schieferberg, und hinter ihm muß unser Ziel, der Slawitschekberg (Slawitschken, 535 Meter), liegen. In Schiedel, das in einer Mulde liegt, kommt uns eine kleine Wandergilde singend und musizierend entgegen. Wir hören noch ihr frohes Wandertum, als wir jenseits der Dorfmitte wieder bergan steigen. Bei Plesse, das sich an eine dem Eibenberge südlich vorgelagerte Kuppe anschmiegt, haben wir die Höhe der Straße erreicht und sehen vor uns Kirchturm und Häuser von Schwoika. Es ist ein kleines, um seine Kirche gruppiertes, sauberes Dorf, das weit in die Ebene sieht.

Und über dieser Ebene wird der Tag nun merklich heller. Aus Dunstgewölk, von Sonne matt durchflimmert, steigen Umrisse bekannter Berge auf: Ruppen des Kummergebirges, Wlsch und Konberg. Dann, unter höheren Wolken schon viel klarer liegend, der breite Rücken der Kosei, der Spitze Mertendorfer Hutberg und die waldigen Ruppen des Hoff- und Schossenberges. Auf einmal nehmen Felsgebilde uns gefangen, die sich kulissenartig hinter dem Dorfe aufstürmen und einem

Rücken angelehnt sind, der von der Straße zum Gipfel des Eibenberges anstrebt. Wir mustern diese schönen Formen mit tatendurstigen Blicken, doch nur einer, abseits von diesem Rücken im Walde stehender, klobiger Turm fesselt unsere Aufmerksamkeit mehr als die anderen Gebilde. Sollten uns die Felsen am Slawitschken enttäuschen, so würde er unser Ziel sein. Dem Felsrücken gegenüber liegt in einem Garten halb verborgen das Schloß Schwoika, und nun öffnet sich rechts, kurz vor dem großen Einkehrhause ein neuer Grund: es ist der Betgraben. Der Fußweg bringt uns gleich in den hohen Wald. Ist das wirklich oder scheint es nur so: Wie eine Festtagsstimmung liegt es über den stillen, hohen Wipfeln, helles Licht blüht über ihnen auf, im dunklen Grunde wird es heller und die Farben der Felder werden freudiger: — die Sonne steigt. Ein Felsrücken, ähnlich dem ersten und auch parallel mit jenem zum Eibenberge ansteigend, begrenzt den Grund rechts, eine sanftere, fast felslose Lehne faßt ihn links ein. So mannigfaltig diese Felsen auch sind, so wundervolle Zeichnungen Wind und Wetter ihnen auch eingegraben haben, keiner von ihnen ragt über die Waldwipfel, keiner dünkt uns wert, den Fuß darauf zu setzen. Im Hintergrunde des Grabens ein geobneter Platz mit einigen Bänken und Tischen. Diesen gegenüber, spitzbogig in einen großen Fels gehauen, die Kapelle. Es ist ein stimmungsvoller Platz, an dem leichtes Gelächter von selbst erstickt. Wenn der Schwarm der Wanderer sich verzogen hat, dann mag es dem Einsamen wohl tun, hier zu seinem Gott beten zu können. Wir verweilten hier nicht, sondern stiegen durch die kleine Felsengasse zur breiten Einsenkung zwischen dem Slawitschken und Eibenberge empor. Hier warfen wir uns ein Weilschen auf den feuchtwarmen Waldboden und sahen, wie unsagbar blau der Himmel sich über den lichtgrünen Buchenwipfeln des Slawitschken wölbte. Ein schmaler Fußweg mit tausend blitzenden Regenperlen führte uns bergan. Als wollte sie versäumte Stunden nachholen, so brannte die Sonne nieder. Sie meinte es schon allzu gut mit uns, die wir unter der Last unserer Rucksäcke zu schwitzen begannen. Freilich, was bargen diese prall gestopften Schnerfer nicht alles! Kletter-

gewand und -Schuhe, lange Seile, mehrere Kilo eiserne Mauerbaken, Meißel, Schlegel und Gips, photographische Apparate, alles Dinge für eine rechte Kletterfahrt. Weit weniger vorgesorgt war für unsere leiblichen Bedürfnisse, ja Freund Cham hatte sogar — sträflicher Leichtsinns — eine leere Feldflasche mitgeschleppt. Nun, wir trösteten uns damit, daß wir diesen Mägel von so bescheidener Höhe in einigen Minuten überwältigen würden, und bald turnten wir auch lustig auf dem höchsten Teile seines dunklen glatten Basaltgrates. Der starke Geruch einer üppigen Pflanzenfülle, schwer wie Moder, strömte auf uns ein. Wir rasteten auf den feuchten Basaltsäulen, die Köpfe fast in den Wipfeln der Buchen, die uns herrlich überdachten. Cham und Steinjan ulkten sich gegenseitig mit Platzregen, indem sie heimtückisch an die tropfnassen Äste stießen. Das hatte für Cham, der ungenagelte Schuhe trug, den Nachteil, daß ihn der glitschige Fels nicht mehr aus seinen Klauen lassen wollte. Wir befreiten ihn endlich von dem traurig drohenden, ruhmlosen Schicksale, trotz aller Kletterkunst auf einem 4 Meter hohen Gupf sitzen bleiben zu müssen, und tummelten uns dann vereint genau nordwärts den steilen Hang hinab. Der untere Teil unseres Berges hat eine platoartige Gestalt und schiebt nach Norden mehrere, durch kleine Gründe getrennte Felszungen vor. Wir erreichten die östlichsten, schon ganz mit Schwarzeeren übersäten Felsvorsprünge und hatten hier auch nach Osten und Westen unbehinderten Blick. Was vor uns lag: der junge, tiefe Wald, die sonniggrünen Gebreite der Wiesen und Felder in festtäglicher Ruhe, die stillen Dörfer Bürgstein und Rodowitz, dann wieder Wald, der steile, mächtig aufstrebende Kegel des Kleiß und noch weiter draußen die bekanntenlausitzer Waldberge, halb rechts und viel näher aber der schön geformte Ortelsberg, das alles hatten wir schon erpäht. Ostlich von uns nur Waldgründe, westlich jedoch ragte eine Felsenstadt auf, wie wir sie uns nicht gedacht hatten. Zwar waren die meisten dieser Felsen vom Massiv des Berges nicht oder nur wenig losgetrennt, aber ihre Abstürze in die Gründe waren doch tief und kühn. Wir waren wohl überrascht und doch auch wiederum enttäuscht, hatten wir

doch gehofft, freistehende stolze Felstürme zu finden, an denen unsere Lust und Sehnsucht sich auslassen konnte.

Aber dort, dort drüben am Hange, was war denn das? Eine jähe Freude durchlief uns. Ein weißlicher Felsurm, sicherlich losgelöst vom Wald und ihn überragend, schien aller Mühe und Gefahr wert zu sein. Blendend grell wuchs er aus der steilen Kieferlehne eines Grundes empor, seine schroffe Eastseite war uns zugekehrt und ließ unsere Blicke nicht mehr los. Augenblicklich sahen und fühlten wir, jener Fels hatte die Kraft, uns einzuschüchtern, und jeder von uns dachte still bei sich: er sieht gewiß auf der Bergseite ganz anders aus, vielleicht leichter als uns lieb ist. Freund Steinjan konnte diese Ungewißheit am wenigsten ertragen. Rücksichtslos wählte er den kürzesten Weg, der uns hinabbringen sollte. Es war dies eine im unteren Teile durch nassen, schmutzigen Fels eingengte, steile Humusrinne, aus der wir uns recht unsauber herauszwängten. Besonders Steinjan sah arg mitgenommen aus, denn ich hatte, als er sich eben durch den engsten Teil der Rinne wurstete, eine mächtige Humusladung losgetreten. Sie überschüttete den Ahnungslosen, der ihr nicht entweichen konnte, von Kopf bis zu den Füßen. Ich setzte natürlich die denkbar unschuldigste Miene auf, freute mich aber heimlich, diese Rolle ausgleichender Gerechtigkeit spielen zu können; denn es war noch nicht gar so lang her, da hatte er Cham in den Kuhgründen der Daubaer Schweiz mit einer ähnlichen Bosheit recht ausgiebig bedacht. Steinjan schickte sich humordoll in das scheinbar unvermeidlich Gewesene, einträchtig querten wir den Wald in westlicher Richtung, während hoch über den Föhrenwipfeln die Habichte ausschrien. Bald waren wir im größten dieser Gründe, dem sogenannten Zaukengrund, und über uns an heißer Lehne stand trotzig aufgeredet unser Turm. Wir mühten uns auf dem steilen, heißen Nadelboden zu seinem Fuße hinauf und unser erster Blick slog an der steilen Wand empor. Unser Vorhaben schien hier fast aussichtslos; nur auf den schmalen, nicht einmal handbreiten Riß, der vom Fuße bis knapp unter den Gipfel führt, setzten wir eine schwache Hoffnung. Ich denke: wenn der Gipfel doch errungen sein soll, so

Sei es hier zuletzt. Dann stiegen wir zwischen unserem Felsen und seinem kleineren Nachbarn vollends an, um endlich zu sehen, ob des Rätsels Lösung auf der Nordseite zu finden sei. Unsere Erwartung war aufs höchste gestiegen und wurde sogleich arg enttäuscht. Denn obgleich diese Bergseite des Felsens kaum 20 Meter hoch ist, so brüstet sie sich im unteren Teile mit einem Überhange, so weit vorstehend und so ungünstig, daß wir nach langem Studieren übereinstimmten, es wäre schade, hier erst in zweifelhaften Versuchen unsere Kraft zu vergeuden.

So war es $\frac{1}{2}$ 10 Uhr geworden, als wir uns im Schatten des Felsens zur ersten Morgentrost niederließen, etwas frühstückten und uns in Kletterer verwandelten. Dabei überlegten wir immer wieder, ob dieser Überhang nicht doch zu überwinden sei und welche Körperbewegungen dazu nötig wären. Auch das beschäftigte uns, wie der Buchstabe „S“, den wir dort in den Fels geritzt sahen, hingekommen sein mochte. Unmöglich, daß dies ohne künstliche Hilfsmittel, eine Leiter oder dergleichen, geschehen konnte. Und was sollte jenen Menschen getrieben haben, hier ein Zeichen einzugraben? Gewiß hatte ihn ein ähnlicher Drang beseelt wie uns, und der Fels hatte ihn dort vielleicht zurückgeschlagen. Wie dem auch sein mochte, uns sagte dieses Zeichen, daß es doch allerorten Menschen gibt, die fern den herkömmlichen Wegen gehen und zum Ungewöhnlichen sich hingezogen fühlen. Mit jenem Unbekannten verband uns ein geistig Gemeinsames: sein Wille, den kühnen Gipfel zu erringen, spottend der Allerweltsvernunft, das Leben gefährden scheinbar um ein Nichts — dieser Drang war auch in uns lebendig, er quoll aus unserer tiefsten Wesenheit und hob uns turmhoch über tatlosen Naturgenuß.

Um 10 Uhr gaben wir alles Notwendige in einen Rucksack, rafften die Seile zusammen und stiegen an der östlichen Seite des Felsens ab, bis dorthin, wo eine leicht gangbare Stufe uns in die tafseitige Wand einsteigen ließ. Wir überlegten, ob wir die auf dieser Felskehle fußende, vielfach zernagte Wand angehen sollten — der weißliche, vielgriffige Fels verlockte dazu — doch entschied ich mich, den Turm nicht hier, sondern an der etwas geneigten Südostkante anzupacken,

denn das graue Gestein schien mir weitaus verlässlicher. Wie recht ich hatte, zeigte sich bald. Ich kletterte vom Ende des Bandes um die Kante und sehe vor mir den schmalen Spalt, der sich hoch hinaufzieht. Hier klimme ich einige Meter gerade empor, immer senkrecht an der Wand stehend. Da bricht eintritt unter dem linken Fuße weg, und nun weiß ich, daß ich die Vorsicht verdoppeln muß. Mein Ziel ist vorläufig eine kleine Nische, die den erwähnten Riß unterbricht. Ich erreiche sie, indem ich nun in der Wand nach links ansteige zu einer kleinen Höhlung, die ungefähr in gleicher Höhe liegt, und dann ausgelehrt nach rechts quere. Dabei bricht ein großer Griff, den die linke Hand gefaßt hält, aus: es durchpuckt mich bis ins Mark.

Die kleine Nische, in der ich gerade geduckt sitzen kann, ist mir hochwillkommen. Mir tut Ruhe not, denn diese halbstündige Kletterei für kaum ein Dutzend Meter Höhe war anstrengend, da ich erst jeden Griff und Tritt zehnmal prüfen mußte, ehe ich mich ihnen anvertrauen konnte. So sitze ich da, wie sonst der Falke, der hier horstet, und äuge hinüber zu den hohen, waldgekrönten Felsen der andern Lehne unseres Grundes. Aber die Unruhe läßt mich nicht lange rasten, denn die nächsten Meter werden unser Schicksal entscheiden: entweder schwerer Sieg oder ebenso schwere Umkehr.

Da ich mich nun auf meinem kleinen Erker vorsichtig aufrichtete, sah ich über mir nichts, was mich ermutigt hätte, außer jenem geräumigen Abschluß des Risses, etwa 8 Meter höher oben. Der enge Riß selbst beginnt in Brusthöhe, scheint unbrauchbar zu sein und beiderseits desselben sind hohe Griffe, ungewiß ob fest, in der lotrechten Wand. Mir war die Sache ganz klar: hier oder nirgend kannst du hinauf! Wer jemals in dieser Nische stehen sollte, vogelgleich, der wird es sich mehr als einmal überlegen, ob er diese Wand ungesichert angehen soll. Ich zauderte lange, dann entschloß ich mich, den Rucksack aufzuseilen und einen starken Sicherungsring in eine Ritze des morschen Gesteins einzutreiben.

Zwecklose Arbeit: der Ring hielt nicht.
So war eine Stunde vergangen.

Über dem unbewegten Walde lag die Siedehitze des Mittags. So heftig glühte die Sonne gegen den Fels, daß er heiß anzufassen war. Die Zunge klebte vor Durst am Saumen, der Körper wollte matt, der Wille schlaff werden. Cham war, des Wartens müde, auf den benachbarten Fels gestiegen, um mir zuzusehen. Er sah mich noch lange unschlüssig im Felsenneste hocken. Ich merkte, wie die ersten Wolken an der Sonne vorüberglitten, ich hörte, wie der Lärm der beerensuchenden Rinder im Grunde sich verlor, kein Vogel sang, keine Taube gurrte, kein Falke flog über den Felsen, alles schwieg und ruhte: Pan war eingeschlafen.

Und Steinjan auch.

Von Wärme und Nichtstun überwunden, saß er auf dem Einstiegsbände und war leise eingenickt. Da riß ihn mein Ruf aus seiner Duselei. Er hatte darauf schon lange gewartet und war nun froh, folgen zu können. Und mir wiederum schien es ein anderes, als ich den guten Gefährten mancher tollen Fahrt nahe bei mir hatte und ihn in die Nische sich zwängen ließ, während ich mich achtsam auf zwei höhere Eritte hob. Ich fühlte, der Wille gewann seine alte Spannkraft zurück. Zuerst ein halber Versuch, und dann — der Freund ganz Aufmerksamkeit und ich selbst ganz Kraft und Willen! — so gelang es, diese schwerste Stelle mit anstrengenden Klimmzügen zu bewältigen. Ich kletterte noch bis in die vertiefte und sichere Höhlung des Risses und ließ dann Steinjan nachkommen. — Der verbarg seine Freude über die gelungene Leistung nicht. Und während ich nun den Ausstieg über den nahen Gipfel erwog, ließ er Cham als Dritten die ganze Wand nachklettern. Wir hätten nun aus dem Risse direkt zum Gipfel steigen können, aber wir machten es uns leichter und abwechslungsreicher, indem wir ein bequemes Band, das einen morschen Baumstumpf trägt, nach rechts verfolgten. Es brachte uns auf einen moosbedeckten Sandplatz der Nordseite, von dem wir durch einen schrägen Ramin — ganz klein und doch ein Schinderl! — den zweigeteilten Gipfel erreichten. Auf den beiden Gipfelkuppen fristen vier Riefen ein karges Dasein.

Wir freuten uns königlich unseres Erfolges!

So hart war uns noch nie ein Sieg über heimatliche Felsen geworden, so tückisch und stark hatte noch kein Fels uns getroßt, wie dieser Fels: der Rieferturm. Nun saßen wir fröhlich auf loser Gipfelrinne, auf der wir nirgends Spuren eines früheren Besuches entdecken konnten. Wie wunderbar uns das anmutete: zu ahnen, daß die Klippe, auf der wir voll Entdeckerfreude glücklich rasteten, einst von einem ablutenden Meere umbrandet ward, und zu wissen, daß Geschlecht auf Geschlecht jahrhundertlang die Felsen dort draußen gepflegt, den Wald unter uns gerodet und seine Früchte heimgetragen hatte, wie jetzt die Rinder, die mit beerenvollen Krügen aus dem Grunde heimpilgerten, daß es da unten kein Fleckchen Erde gab, über das nicht schon tausend Füße geschritten waren, und daß wir die Ersten waren, die von diesem Turm der Schönheit der Welt entgegenjubelten.

Der Tag war längst anders geworden. Immer mehr goldgeränderte Wolken jagten über die Sonne, immer stärker grollte es hinter dem Kleiß in blauschwarzen Gewitterwolken. Indessen meißelte Steinjan unverdrossen ein Loch in den Felsen, ein Riefernast ward abgebrochen, Cham spendete ein nagelneues Taschentuch und in kurzer Zeit wehte eine kleine Fahne lustig über dem tiefen Grunde. Ich machte eine Aufnahme der beiden neben den Fähnchen sitzenden Freunde, dann verbargen wir in einer seichten Felspalte ein kleines Notizbuch mit unseren Namen und den Ersteigungsdaten als Gipfelbuch.

Unsere Gipfelkraft hatte fast ein Stündchen gedauert, so daß nun Zeit und Gewitter zum Ausbruche drängten. Wir zwängten uns wieder durch den Gipfelpalt hinab auf den großen Sandplatz. Hier meißelten wir ein Loch für unseren starken Ringbaken, gipsten diesen ein und verkeilten den Stift überdies mit einem kurzen Meißel. Dann hingen wir das längere der beiden Seile in den Ring und nun konnte die Lustreise beginnen. Steinjan, der schwergewichtige, vollführte sie zuerst und bewies damit, daß der Seilring tadellos fest saß, dann folgte Cham und schließlich ich selbst.

Eine herrliche Felsfahrt war beendet.

Während die Freunde am Einstiege zur verdienten Rast sich niederließen und dann den Fels photographierten, jagte ich dem heraufziehenden Gewitter voraus, quer durch den Wald dem Ortelsberge zu, um in Lindenau den ersten Nachmittagszug nach Deutsch-Sabel zu erreichen. Es war umsonst: kurz vor dem Ziele mußte ich zusehen, wie das Jügle wacker an mir vorbeidampfte.

Das grämte mich nicht arg. Schon war der Gewitterregen über mir hingeeilt und über dem Ortelsberge dunkelte wieder prächtiges Himmelsblau. Da lenkte ich die Schritte langsam von den Feldern gegen Runnersdorf mit der Absicht, nach Walten zu wandern. Ich hatte den Ort kaum erreicht, da blitzten in allen Büschen goldene Regenperlen auf und wundersam blau leuchteten die feuchten Schindeldächer. Dann stieg ich zu weiten, waldumsäumten Feldern an. Mit den Wolken war auch der Wind fortgestoßen, nur noch ein leichtes Wogen schwellte das hohe grüne Korn. Von den Heckenrosen am Wege war keine eine Knospe mehr; alle leuchteten und dufteten voll aufgeschlossen von süßer Wärme, in den blauen Nachmittag. An einem Waldrande prahlte goldgelber Sinster, irgendwo rief eine Wachtel und in den Wäldern sangen Kinder beim Beerensplücken. Ein umschiffter Teich lag in den Wiesen wie ein freundliches Auge und so dunkelblau, als wäre in ihm der Himmelsglanz vieler Jahre ertrunken und strahlte nun zurück. Fern im Osten rollten die Wolken über den Jeschken, fern im Westen stieg kühn getürmt ein neues Gewitter auf und dazwischen lag dieser Wanderstunde helles, warmes Sommerglück wie ein kurzer Traum.

Durch Rübezahls Reich.

(1919.)

Eine alpine Wanderung.

Von Trautenau über Freiheit, Mohornmühle und durch den Löwengrund auf die Schneefoppe; durch den Kiesgraben in den Kiefengrund und jenseits durch Rübezahls Rutschbahn auf den Brunnberg (Steinboden). Von da über Mühlen- und Rennerbaude nach St. Peter-Spindelmühle und über Schlüssel- und Busbauden nach Harrachsdorf und Gränthal. Weglänge beiläufig 80 Kilometer, Höhenunterschiede über 4000 Meter und aufgewendete Gehzeit 17 Stunden.

Es ist 1 Uhr und regenreiche Nacht. Harter Klang schwerer Nagelschuhe in den Gassen Trautenaus. Wir eilen einer Straße nach, ahnen aber kaum ihre Richtung, so tief und verhangen ist die Nacht. In manchen Fabriken lärmen noch Maschinen, manche liegen da wie schlafende Ungeheuer mit hundert toten Augen, und über diesen und jenen ragen gleich dunkel hohe Schloten gegen die wild wandernden Wolken. Ein Schlafloser lehnt noch aus einem hellen Fenster, Musik und Tanz wirbelt in den Schänken — gestern war ja Sonnabend: Geldabend — wir aber füllen mit dem köstlichen Dufte von Rosen und Linden die Lungen bis zum Überfließen. Die Nacht ist fast warm, nur zeitweilig springt ein kühlerer Wind auf, rauscht und braust heftig in den Kronen und stürzt gegen unsere Regenmäntel, daß sie flattern und knattern.

Wir haben vollen Wanderschritt. Unter unseren Füßen fliegt die Straße zurück, durchwanderte Ortschaften sinken wieder in nächtliches Dunkel, Waldberge, düsterer noch als die Nacht, kommen uns entgegen; aber immer noch hängt fern vor uns der Lichtschein einer Stadt an den Wolken. Manchmal Laternen am Wege, an denen unsere spukhaften Gestalten vorüberhaften. Dann stürzen unter den Sohlen unsere Schatten hervor, werden rasch zu riesenhaften Schrittmachern und verwachsen mit windgeschüttelter Aste unruhigen Schatten, die über die Regenschalen irren.

So sind wir sieben Viertelstunden gewandert und nun, als aus östlichen Wolken das erste zage Dämmern bricht, marschieren wir durch Freiheit und ohne Aufenthalt das Aupatal auf-

wärts. Hoch vor uns hebt sich einer Windwolke großer dunkler Vogen von hellerem Gewölk ab, von allen Seiten rücken die Berge näher und auf einem Waldgipfel thront ein klotziger Fels; es ist, wie wir später erkennen, die Maxhütte. Kurz hinter Marschendorf IV, an der Straße nach Kolbendorf, halten wir auf dem Sockel eines Wegkreuzes frostige Frührastr, dann steigen wir von hier langsam zum Kämme des Langen Berges an, den wir beim Roten Kreuz überschreiten. Im hohen Walde absteigend, treffen wir bald den schönen Emmaweg, der uns hoch über dem Grunde der Kleinen Aupa hinführt und dem steilen Hange des Langen Berges scheinbar mühelos abgerungen ward. Beglückend ist der Blick ins tiefe Waldtal, in dem die Straße von Groß-Aupa in großer Schleife um den Spitzberg heraufkommt; nicht minder schön der Blick auf den Roten Berg und die Braun- und Sackenberghäuden, die mit dem frischen Grün ihrer Wiesen knapp unter dem Gewoge des hartnäckigen Nebels liegen.

Wohl sind wir keine Bergfahrer, die stets unter hellem Himmel wandern wollen, denn die Natur schenkt uns ja immer und überall aus ihrem reichen Füllhorn; doch heute ärgert es uns ein wenig, die höchsten Rämme und Ruppen nicht sehen zu können. Einmal führt uns der Weg ein Stück bergan, dann treten wir hinaus auf eine Blöße, wo der Sturm riesige Tannen niedergebroschen hat, und schlendern schließlich wieder bergab. Vor uns im Tale, rings von Wäldern umsäumt, liegt ein prächtiges, wiesengrünes Gebirgsidyll: die Einsicht Mohornmühle. Vom Forsthaufe äugt uns ein zahmer Hirsch lange nach, bis wir in dem verschlafenen Gasthause Mohornmühle verschwinden. In der dämmerigen alten Gaststube stören wir die Morgenruhe eines großen Bernhardiners, frühstücken gut und zahlen dann auch das Zimmer, das wir für die Nacht bestellt hatten. —

Es war nämlich ganz anders gekommen, als wir uns ersehnt und erträumt hatten. Samstag nachmittags um 4 Uhr waren wir, Freund Cham und ich, in Reichenberg weggefahren, hatten gehofft, um 9 Uhr abends in Freiheit zu sein und um 12 Uhr in der Mohornmühle einschlafen zu können, um die große Wanderung am nächsten Morgen frisch zu beginnen. Aber wir

hatten nicht mit der Tücke des tschechischen Fahrplanes gerechnet; der Anschlußzug stand nur auf dem geduldigen Papier. Tatsächlich warteten wir bis 11 Uhr nachts in Altpaka und mußten um 1 Uhr die denkwürdige Fahrt in Trautenau beenden, wo Freund Steinjan, der bis Freiheit vorausgefahren war, uns zum Glück begrüßte. Trotzdem war unsere Lage noch nicht angenehm: das ganze, liebevoll errichtete Gebäude unserer Tur brockte zusammenzubrechen; denn statt fünf Stunden Schlafes lag jetzt eine nächtliche Wanderung gleicher Dauer vor uns. Freiheit, so leicht gaben wir unsere Sache nicht verloren, wenn wir auch schon damit rechneten, Ziegenrücken, Elbwände und Kesselgruben, die wir ohnehin schon kannten, fallen zu lassen. —

Ohne geschlafen zu haben und mit 1½stündiger Verspätung verließen wir um 7 Uhr früh die Mohornmühle und trollten uns es regnete wieder einmal — in den Löwengrund. Dieses Waldtal ist sicher eines der einsamsten und schönsten des Riesengebirges. Eingebettet zwischen Zinkenberg, Veischnerkamm und Löwenberg, führt es von der Mohornmühle sanft ansteigend ins Herz des Gebirges und seine letzte Schlucht, der Sonnengraben, steigt von Osten her steil zur alles beherrschenden Schneekoppe an. Drei große Waldschluchten führen dem Grunde von der orographisch rechten Seite ihre Wasser zu: es sind Mefner-, Kreuz- und Veischnertlöwengraben.

Von der Schönheit, die an klaren Sommertagen den beschaulichen Wanderer hier entzückend überfallen mag, sahen wir leider kaum mehr als die dunklen Mäntel starker Bergwälder, die bis in den Grund herabgingen. Aber wir sahen auch den quellklaren Bach, über dessen Steine die langen Haare giftgrüner Algen fluteten, sahen reiches Pflanzenleben neben unserm Wege und sogen freudig überrascht den zarten Duft der rotbraunen Veilchensteine ein, die im mittleren Teile des Grundes zahllos zu finden sind.

Bald hinter der Einmündung des Kreuzgrabens klettert der Weg am linken Ufer steiler bergan und läuft dann eben hinein in eine Wiesenfläche, die Stätte der verfallenen Wasserhäuden, wo uns das perlneffe Gras die Schuhe noch vollends durchnähte. Wie mag es schön sein, an blauen Tagen hier im

Gras zu liegen, wenn über die kahlen Rämme wundervoll die weißen Wanderwolken dahinfahren, wenn der vielstimmige Gesang der großen Wälder und klaren Bäche das Herz zur Ruhe wiegt und das Leben wieder ein sorglos glückliches Kinderatmen wird. Uns aber wehte hier, wie durch ein feines Sieb getrieben, der kühle Regen ins Gesicht.

Ein Weilchen später überschritten wir bei der Einmündung des Leischnerlöwengrabens, der sich nun bis hoch hinauf unseren Blicken erschloß, den Löwenbach und stiegen am nördlichen Hange des genannten Grabens zwischen niederem und hochstämmigem Walde mehr als 100 Meter an, bis ein Steig den unferigen querte. Und jenen, der schwach ausgeprägt uns durch herrliches urwaldähnliches Gehölz am Hange sanft ansteigend gegen Norden drehte, verfolgten wir mit viel Glück, denn er brachte uns leicht und so trocken als möglich durch die Knieholzregion in den oberen Teil des Sonnengrabens, eben dort, wo wir ihn zu erreichen wähten.

Und nun stiegen wir im engen Bett des steilen Wassergrabens weglos in die brauenden Nebel hinauf. Es war kühl und düster wie an einem frühen Herbstabende und wieder siebte uns windgejagter Regen ins Gesicht. Wie lieb wäre uns nun ein freier Rückblick auf den Löwenberg gewesen, aber auch unter uns ertrank alles im kühl saufenden Nebelgrau. Hoch oben verliert sich der Graben im Grasboden, auf dem grauer Teufelsbart und rosafarbener Knöterich sich üppig ausbreiteten. Zuletzt gingen wir über kleine Geröllflecke, da und dort den niederen Patschen ausweichend, direkt gegen den Koppengipfel, dessen Bauden uns der Nebel erst im letzten Augenblicke enthüllte.

Es war 9 Uhr vormittags und am Thermometer lasen wir + 3° Celsius, als wir in die böhmische Baude traten. Kein Wunder, daß sie an einem solchen Tage wenig besucht war. Die große Gaststube war ziemlich kühl, ihre Stille durchkreischte fast unaufhörlich ein Grammophon und machte uns den Aufenthalt nicht angenehmer.

Daher empfing uns eine halbe Stunde später schon wieder der wilde Koppwind. Wie kalt er uns durchschauert! Wie

toll die Wolken in den Riesengrund hinabwirbelten! Mehrere Gelströmen schienen auf dem Gipfel zu beginnen. Welche mochte wohl der gesuchte Riesgraben sein? Kurzes Zögern, dann stürzten wir uns steil hinab in die wilden Wolkenorgien. Die Grate, zwischen den Rinnen turmhast aufgerichtet, wuchsen in diesem Nebelspiel ins Gigantische; wie Spukgestalten glockten sie aus dem wogenden Grau und verschwanden wieder. Wir stürzten froh hinab, mieden dabei das lose, leicht rutschende Geröll und bevorzugten mehr die grasigen Gratflanken. Aber die Grate verloren sich bald und der Graben — zweifellos war es der Riesgraben — ward zum Rinnsal eines kleinen Baches, dem wir folgten. Da wir schnell abstiegen, war die Sache nicht ganz gefahrlos, denn das lange glitschige Gras verbarg nicht selten tückische Steine, so daß wir oft nach rückwärts schlügen. Hier hätte uns der Pickel gute Dienste geleistet.

Im unteren Teile des Riesgrabens quert der Weg von der Bergschmiede zur Riesenbaude den Hang. Hier verschnauften wir ein wenig auf einer Holzbank. Wo blieb Cham? Auf einmal erscholl ein zischendes Geräusch, aus dem Graben heraus schoß blitzschnell ein großer Baumstamm auf den Weg und daran hing ein kleiner Mann. Es war Cham. Wie weiland Kubezahl, so sauste der Gefährte durch des Vergessenes heimlichstes Reich. Die Sache ergötzte uns beide so, daß wir vor lauter Übermut auf einen Schutthang sprangen, mit dessen Geröll wir zum Bache hinabpolterten; es hätte wenig geküht, so wären wir mit der Nase im Wasser gelandet.

Wir hielten uns dann meist am rechten Grabenrande, entdeckten verschüttete, mit Wasser gefüllte Erzstollen und stiegen von diesen wieder zur Bachsohle ab, wo zwischen dem interessant gefalteten Schiefergestein da und dort weißer Kalkstein mandelförmig eingeschlossen ist. Nun wird der Riesgraben zum breiten Geröllbette, über dessen Steine wir sanft zur Sohle des Riesengrundes, zum hellen jungen Wasser der großen Aupa kommen, das uns im waldigen Grunde entgegenschäumt. Wir wissen nicht, rührt das feuchte Rieseln, das uns anweht, vom nahen Wasserfalle her oder ist es Nebelregen, den der Nordwind die Schlucht entlang treibt.

Hier am Bache zieht Steinjan seine Schuhe aus, wäscht die Fußsohlen und macht sich wieder wanderfertig, während sich über dem Rosenberge der Himmel so aufhellt, daß wir aus dem trügerischen Spiele der Wolken neue Hoffnung schöpfen.

Uns gegenüber wachsen dunkle Grate und felsengraue Rinnen in den Nebel empor, der über der Brandkoppe (Steinboden) wuchert. Dies ist Rübzahl's ureigenster Bereich: Lustgarten, Handschuh und Rutschbahn tragen seinen Namen; der Volksmund hat ihn mit dem gefährlichsten und unwirtlichsten Teile des Gebirges verknüpft.

Schon viele Jahre sind es her, da waren diese Steilabstürze des Steinbodens jeden Winter das Ziel der besten Mitglieder unseres heimischen Gebirgs- und Alpenvereines, die hier alpine Betätigung suchten und fanden. Damals wurden Blaubölle, Rübzahl's Handschuh, Teufelsgrat und Riesgraben durchstiegen. Das ist gute touristische Vergangenheit. Von den Tausenden jedoch, die jetzt allsommerlich über das Gebirge wandern, steigt kaum einer die steilen Krummholzhänge, Rinnen und Grate hinauf. Sollte aber doch jemand unseren Spuren folgen, der merke sich — denn die große Mittelbatsche Karte versagt hier ganz! — folgendes: Vom hinteren Niesengrunde gesehen sind in den Osthang der Brandkoppe zwei auffallende Rinnen eingeschnitten; die linke ist Rübzahl's Handschuh, die rechte Rübzahl's Rutschbahn, zwischen beiden steigt der bewachsene Teufelsgrat an. Der Handschuh ist uns unbekannt, die Rutschbahn verlangt bei ihrer Durchsteigung besondere Vorsicht, wie wir dies bald selbst erfahren mußten.

Wir wählten, als wir den Bach übersprungen, sogleich die nächste der beiden Rinnen, Rübzahl's Rutschbahn, die uns alpiner schien. Es ist eine enge, vielleicht 50 Grad geneigte und 200 m hohe Steilrinne, in der wir hoch oben einige große Blöcke eingeklemmt sahen, die etwas Kletterei versprachen.

Über den Schuttkegel am Fuße der Rinne stiegen wir in diese selbst ein, einander stets hart auf den Fersen, um uns gegenseitig nicht durch Steine zu gefährden. Schon schlossen uns steile, grassdurchsetzte Felswände ein und über uns sahen wir nichts als einen schmalen Streifen des nebeldurchrauten Himmels. Trotz

unserer schweren Rucksäcke kamen wir rasch hoch, Cham zu-
meist lustig voraus, und immer tiefer blieb der Schuttkegel unter uns. Da, es mag der vorletzte Überhang gewesen sein, überraschte uns das Schicksal unerwartet und gemein. Cham als Erster hatte bereits den eingeklemmten Block überwunden und trat ahnungslos auf das grobe, an den Block angeschobene Geröll. Fast im selben Augenblicke brach dieses mit ihm, der sich noch erhalten konnte, durch und eine Menge schwerer Steine schlug hinter dem Blocke herab. Wir erschrakten jäh. Steinjan als Letzter war am gefährdetsten. Er hatte noch die Geistesgegenwart, sich rasch etwas höher zu stellen und das Geröll zwischen den gespreizten Beinen durchlaufen zu lassen. Dennoch hatte ein großer Stein seine linke Hand verletzt; er zeigte uns einen auf den Handrücken gestauchten, blutenden Finger, der ganz zerschlagen ausah.

Rasch zerschnitten wir ein Taschentuch und verbanden damit notdürftig Finger und Hand. Was nun? Durch die Rinne zurück unter keinen Umständen; also hinauf! Wir nahmen dem Freunde den Rucksack ab und halfen ihm, so gut es möglich war, über die nächsten Steilstufen der Rinne hinauf. Dann stieg er auf dem stark geneigten Grasboden, in den die Rinne breit ausläuft, voraus, während ich und Cham schwer keuchend nachfolgte. Wir waren recht bedrückt. Versäumte Nacht, Regen, Nebel, nichts hatte unsere Wanderfreude bisher zu trüben vermocht; nun aber war sie schwer beschattet und wir meinten fast, sie könnte nie mehr aufblühen. Als wir den Rand der Hochfläche beinahe erreicht hatten, starrte uns zu alldem noch ein wehrhafter Gürtel von Knieholz entgegen, der uns auf einem kleinen Pfade in Rübzahl's Lustgarten auszuweichen zwang. Hier, wo viel Türkenbund die lachsroten Blüten öffnete, stiegen wir nochmals an, fihten uns oben kurze Zeit durch die Fatschen und erreichten eine Wegspur, die uns mühelos durch diese Region zum kahlen Gelände des Gipfels vordringen ließ.

Um $\frac{1}{2}$ Uhr standen wir bei der großen Steinpyramide der Brandkoppe und schritten im dichten Nebel gefühlsmäßig rasch gegen Westen. In der flachen Einsattelung zwischen Brand-

koppe und Hochwiesenberg erreichten wir den Weg zur Wiesenbaude, deren dunkle Masse um $\frac{3}{4}$ Uhr vor uns aus dem Nebel quoll und sogleich hinter uns wieder darin versank.

Jetzt ließ ich die Freunde voraus zum Arzte nach Spindelmühle eilen, indessen ich langsamer folgte und in der Rennerbaude noch eine kleine Kaste einschaltete. Als ich später am Ziegenrücken vorüberging, wandte ich kaum den Blick nach dem unsichtbaren, nebelüberstuteten. Das war also endgültig abgetan. Ja würde es denn überhaupt noch möglich sein, Grünstal zu erreichen? Ich zweifelte, denn der Waldbrücken, hinter dem die Hofbauden liegen mußten, schien ewig weit zu sein. Außerdem: an den stundenlang durchnähten Füßen singen Blasen leicht zu schmerzen an. Vielleicht täten wir am besten, nach Hoheneibe abzuschwenken. Kaum war ich in Spindelmühle angelangt, kam Steinjan mit leuchtendem Gesicht vom Arzte. Die Sache war nicht so schlimm, als es ausgesehen hatte; in vierzehn Tagen konnte alles wieder gut sein. Auch meine Bedenken wurden von den Freunden widerlegt. Hilfsbereit erleichterten sie meinen gewichtigen Rucksack und so zogen wir denn kurz vor 3 Uhr noch einmal zu den Höhen. Ein dumpfer Druck war von uns gewichen, frohe Wanderfreude kehrte wieder in uns, und als wir durch den Wald hinaufschritten zu den Schlüsselbauden, da war Steinjan der glücklichste der Menschen. Wir plauderten vergnügt von alten Tagen, da wir in jugendlichem Ungeklüm über die Gebirge gewandert waren von Reichenberg zur Schneekoppe und zurück nach Grünstal in so sabelhaft kurzen Zeiten, daß es heute uns selbst wie ein Märchen anmutete. Damals wären wir den Weg Spindelmühle—Hofbauden leicht in $1\frac{1}{2}$ Stunden gegangen, zu welchen wir jetzt fast 2 Stunden benötigten. Etwas stolz waren wir freilich auch darauf noch, denn es lagen ja doch schon 14 Wanderstunden hinter uns.

In der Hofbaude rasteten wir ein Viertelstündchen, ehe wir unsere Schritte heimlenkten. Herbstlich blies der Wind uns an, Nebel lagte noch immer in die Kesselgruben hinab und frostig trüb lag das Land unter uns. Ein weißes Mädchen pflückte am Wege Sommerblumen in diesem Sommer ohne

Sonne; sonst hätten wir meinen können, es müsse längst Herbst geworden sein. Ein guter Wanderschritt trug uns die Wälder hinab nach Seisenbach und Harrachsdorf. Und während wir dieses Dorf hinabschlenderten, war es, als sollte doch noch ein reiner Abend niederfallen:

Felsgekrönte Waldberge warfen die Nebel weit von sich, hinter uns die höchsten Patschen sprangen erlöst aus den Nebelwogen, immer höher und lichter ward der wolkige abendliche Himmel, daß es schien, als müßte jeden Augenblick ein kühles, spätes Blau die Wolken durchbrechen. Morgen — so meinten wir — ja morgen würde gewiß ein Sonnentag sein. Wir wanderten die Waldstraße hinab. Neben uns über glatte, bleiche Granitfelsen schossen in tiefe, lockende Tobel die rumbraunen und bernsteingelben, die heiligen und heimatlichen Wasser. Und ob wir auch 19 Stunden gewandert waren, froh, verschüchtert und wieder froh, und uns nun nach Schlaf sehnten und nach Kaste für die wegwundenen Füße, wir wären am liebsten noch einmal umgekehrt, um irgendwo tief drinnen zwischen Bergen herrlich zu schlafen, wohl in fremden Betten, aber doch ganz nahe von unseren großen deutschen Wäldern umrauscht.

Die Felsenfahrt im Isergebirge.

(1920.)

Die Gespräche von Kampf und Streit des Tages waren verstummt, die letzten friedlichen Lichter des Dorfes hinter uns zurück gesunken, eine schwarze Wand vor schwacher Nebelbelle, so war der Wald uns entgegen gekommen, und nun tappten schwere Schritte in der finsternen Waldschlucht bergan. Sie waren das einzige Geräusch in der kühlen, stillen Herbstnacht, die über dunklen Wipfeln und halb entlaubten Kronen einen dichten, unbewegten Nebel spann. Nur von links drüben aus dichtestem Dunkel quoll eine schüchterne Weise: es war der Hegebach, der dieser trüben Bergnacht das Schlaflied sang. Und die Wälder, die sich aus engem Grunde über uns erhoben, waren wirklich eingeschlafen:

nicht eines der lebensmüden Blätter, die jetzt wie tote Träume aus den Kronen fallen, wisperte nieder in die Schlucht.

Uns war warm geworden. Da warfen wir die Rucksäcke, gepackt für eine große Felsfahrt, auf den lichtlosen Weg, knüllten die Westen hinein, banden die Jacken oben auf und schritten nun gekühlt aufwärts. Näher kamen wir dem Bache, er plauderte uns so laut entgegen, daß unsere Schritte oft in seinem Redestrom verhallten. Plauderte von Sommertagen, da wir, uns selig ganz in ihm gekühlt, vom Glück der Einsamkeit und von Wälderheimat. Der zerrissene Weg ward schwer, das Tasten unserer Füße immer sorgsamer, die Wipfel wuchsen rabenschwarz über uns zusammen: es war eine stockdunkle Neumondnacht. Die weißen Hemdärmel der Voranschreitenden waren schon nicht mehr zu erkennen. Da fand einer ein Stück phosphoreszierende Birkenrinde und hob die schwach leuchtende als wegweisende, wunderliche Nachtlampe über seinen Kopf.

Als wir endlich des hohen Hebens der Beine und alles Stolperns müde waren, zog Cham die Laterne hervor und in ihrem sicheren Scheine setzten wir den Weg fort. Rings um den Lichtkegel schien die Nacht plötzlich noch einmal so tief. Wenn der Schlußmann die Laterne senkte, so griffen auf der beleuchteten Wand von Wald und Nebel unsere Schatten riesenhaft voraus und wuchsen, nun wir die „Himmelsleiter“ emporstapften, ins Ungemessene; und wenn wir die Leuchte mit dem Mantel ganz verhüllten, fiel wieder die schweigende unendliche Nacht uns an. Dann war den scharf in die nächtliche Runde Horchenden nichts hörbar, als in der ungesehenen Tiefe das ganz zarte Geraune des Hegebachs.

Um ¾8 Uhr abends dunkelt vor uns die niedrige Baude der Tafelfichte. Im Gesicht fühlen wir Nebelreihen und vom Dach der Hütte und dem Gebälk des riesig aufgerichteten Turmes tropft es unablässig. Wir treten über die Schwelle, aus der Küche kommt uns schon der Baudenwirt entgegen und hinter ihm stutet ein Strom von Licht und Wärme in den kalten Vorraum.

Alter Vater Fritsch, wir haben dich in deinem Nickerchen gestört, aber wie froh sind wir nun, in behaglicher Wärme um

den großen Tisch zu sitzen und den frisch gebrauten Kaffee zu trinken! Wir fragen unsern Wirt, wie alt er sei: 80 Jahre. Doch das Pfeifchen schmeckt noch so fein wie jemals und das Bier sei heute besonders gut. Er wäre gar nicht oben, erzählt er, wenn ihn nicht die Ausbesserungsarbeiten am Turme zurückhielten. Sei keine leichte Sache gewesen, den Turm zu heben; einmal habe der Sturm so stark „genetert“, daß er ihn beinahe umgeworfen hätte. Das mag wohl seit langem unseres Wirtes größte Sorge gewesen sein. Man merkt, daß sein Herz mit Liebe an diesem Turme hängt, den er, ein weitgereister Zimmermann, vor 28 Jahren erbaut hat. Damals habe man den ganzen Bau für 2000 Gulden ausgeführt und heute werde das bißchen Ausbessern mehr kosten. — Ja, die heutige Zeit! Und nun plauschen wir dies und das, und manche Reden des Alten enthüllen uns, wie sehr sein Herz sich frei gemacht hat von vielen Dingen. Und da haben wir uns gedacht, daß Vater Fritsch hier oben alt geworden ist und daß seine Blicke schon über die Waldberge hinslogen, als sie noch viel wilder waren. Und haben uns gesagt: Wenn dieses heitere gelassene Verjichten am Lebensabend aus diesen großen Wäldern in sein Herz geflossen ist, dann wollen wir um so lieber in unsere Berge wandern gehen.

Spät in der fünften Morgenstunde schälen wir uns aus den Decken und kleiden uns an. Freund Steinjan hat wieder seine Morgenkrankheit: es ist eine besonders auf großen Touren sich unfehlbar einstellende Dichteritis, die ihm unjähliche drollige Knüppelverse eingibt. Erst als er zum zweiten Male mit seinem Blondschädel an die Hängelampe rennt, beruhigt er sich etwas, denn das macht nüchtern.

Stärker als am Abend tropft es draußen in der dunklen Frühe von Dach und Turm. „Es nieselt recht“, sagt unser Herbergsvater, und bringt uns den dampfenden Morgenkaffee. Nach reichlichem Frühstück brechen wir um 6 Uhr auf und eilen die „Himmelsleiter“ hinab. Jages, trübes Morgendämmern über unermesslichen Wäldern. Nie schienen uns die fern verschleierten so weit, so groß. Nun wandern wir den schönen Fahrweg an der Drehlerlehne hinab, bis sich von rechts

her der markierte Weg von der Tafelfichte nähert und vor uns die dunklen Felsklöße des Kalmrichgipfels sich aufstürmen. Das ist das Zeichen, daß wir nun am Rande des neuen Hofschlages absteigen müssen, um den Stalsturm zu finden.

Ohne uns anzuseilen, packen wir um 1/7 Uhr den körnigen, kühlen Fels. Knapp hintereinander tasten wir uns auf schmaler wagrechter Leiste in die Mitte der Bergwand. Auch heute sind wir wieder entzückt von dieser schönsten und unschädlichsten Kletterstelle in unseren Granitbergen. Nun stützen wir uns durch den blockigen Kamin auf die große bewachsene Plattform und den daraufgesetzten, schön geschwungenen Gipfelblock.

Ah! Und jetzt sehen wir auf einmal über den Wäldern und ein blau getupfter Wolkenhimmel klart vorbeisungsooll über uns. Wie schön das ist! Unten der Hegebach erzählt noch laut von des Gebirges Nebelnacht und ein Habicht kreist mit noch vorschlafenen Schwingen über dem Grunde. Und ringsum jubelt es in allen Farben, lichtgrün und gelb, lederbraun und weinrot. Als brenne der ganze Wald unter uns, so lodert in ihm der Herbst. Und einzelne vereinsamte Tannenzwiesel ragen noch dunkler und ernster als sonst aus ihrer jauchenden Umgebung; sie sind wie Wehmutstropfen, die auch im Becher der besten Freude ruhn. Oh, an unseren hohen, morgentlichen Fels brandet es an wie eine Lebensliebe, die vor dem Sterben noch einmal ihre glühendsten Triumphe feiern will.

Vom Stalsturm tollten wir hinab. In atemloser Hast flogen hinter uns die bunten Wälder hinauf zum grauen Morgenhimmel und wölbten sich am höchsten über uns, als wir mit wildem Satz einen kristallinen Tumpf des Hegebachs übersprangen. Und sanken langsam wieder in die Tiefe zurück, nun wir mit dampfenden Körpern zum Westgrate des Käuligen Berges anstiegen. Es ist ein ganz vergessener Pfad, der über diesen Rücken, geschmückt mit schönen Felsbildungen, zu den freien Gipfelsellen emporleitet. Wir erreichten sie rasch und sahen nun dies: Auf dem breiten Rücken der Tafelfichte schwer wuchtende Wetterwolken, draußen über den Hemmrichbergen schieferblaue Schichtenwolken, darüber ein schmaler Streifen

lahles Himmelsblau. Nebel über den südlichen und östlichen Bergen, und direkt unter uns ein weißer Wolkenlindwurm, der über dem Wittigtale lastete, sich nun heftig aufbäumte und seine Pranken in die Felsen unseres Berges und die Plattsteine des Wittigberges schlug. Und wie er nun den wuchtigen Leib über die Felsen uns zu Füßen wälzte, sahen wir gerade noch den Turm, der unser nächstes Ziel sein sollte: den Seierkopf.

Nachdem wir die Gipfelsellen verlassen hatten, wandten wir uns zuerst nach einer Felsgruppe südöstlich am Hange, die eben im Nebel unterging. Wir fanden sie nicht gar bedeutend; nur ihre östliche glatte Wandflucht war von besonderer Höhe und Schönheit. Dann querten wir das steile Gehänge dieser prächtigen Waldwildnis auf moosigen Felsrampen in westlicher Richtung bergab, um in dichtem Nebel den Seierkopf zu suchen. Wir fanden ihn auch bald, legten das Seil und die Rucksäcke an seinem talseitigen Fuße ab und stiegen auf der östlichen Seite etwas empor, um jene Plattenkletterei zu beginnen, die uns der Friedländer Kletterfreund Haupt angelegentlich empfohlen hatte.

Steinjan führte uns. Unter einem Überhange kletterten wir auf den plattigen Fels der doppelt gegürteten Wand. Den ersten Gürtel überwandten wir, indem wir uns an einer vorspringenden Rippe desselben hinausstützten auf ein breites Band. Nun standen wir vor einer großen, schrägen Felsplatte, über die eine kleine Einkerbung hinausläuft, fast bis zu dem zweiten, etwas niedrigeren Wandgürtel. In diese Kerbe verbiß sich zuerst Steinjans neue Nagelschuhe, dann tastete er sich entlang dem Gürtel nach rechts, erstieg ihn nahe dem Ostabsturze des Felsens und kletterte nun über die letzte schon angenehmere Platte unter den großen Überhang des Gipfels, der die Talseite in ihrer ganzen Breite überwölbt und hier jedes weitere Vordringen unmöglich macht. Aber an der Ostseite des Felsens, wo aus der Tiefe ein breiter Kamin heraufgähnt, dort konnten wir leicht entweichen und gewahrten nun, daß der Fels bergseitig überhaupt keine besonderen Schwierigkeiten bietet. Wir zwängten uns durch einen kleinen Kamin und besiegten den Turm schließlich über eine ganz leichte Wandstufe. Als dritte

Partie sahen wir ein Weilchen auf dieser einsamen Zinne, ganz eingehüllt in des dichten Nebels opalenes Licht, und sahen nichts von den steilen, rauschgoldenen Opferflammen des Herbstes, die rings um uns brennen mochten. Und konnten uns wohl denken, daß es wundervoll sein mag, hier oben zu rasten, wenn der Buchen grüingoldene Baldachine beruhigend sich wölben über ein tatendurstiges Herz. — Wir riefen hinab in das nebelverhangene Tal, doch die Antwort, die wir erwarteten, scholl nicht empor.

Nach 10 Uhr morgens: erste kleine Rast in der Schwarzbachschlucht. Vier kampffrohe Wanderstunden lagen schon hinter uns. Um 12 Uhr früh waren wir über die Siebenbohlenbrücke geschritten, hatten die große Pichtung am Hange des Wittigberges gequert und waren jenseits wieder im Wald Dunkel verschwunden. Dann hatten uns die Lungen, pustend wie schwere Lokomotiven, den guten Fahrweg vorüber an „Preislers Tod“ zum Wittigbergfattel emporgetragen und schon um 14 Uhr waren wir im Nebelbrodeln des höchsten Mittagsteines untergetaucht. Der nasse verwachsene Pfad entlang den Felsen war im Sturm durchheilt worden; eine Viertelstunde später hatten wir uns mit gegenseitiger Unterstützung den Gipfel der Friedländer Zinne erkämpft und einen kurzen Blick getan auf ein freudloses, oft von Nebeln überflutetes Tal.

Als wir dann aus der Schlucht zwischen den Felsen steil hinab die wilde Jagd begannen, kamen wir zu zwei Waldarbeitern, welche starke Äste und Klöße über die Felsen hinabwarfen. Wir ersuchten sie, eine Weile einzuhalten, bis wir die steilen Felsrinnen durchheilt hätten. Kaum war Cham aus dem gefährlichen Bereiche, so sausten mit Getöse die Stämme hinter ihm drein. Wir standen indes auf dem Zickelsteige und folgten ihm dann ein Stück aufwärts, bis wir bequem in die Schlucht des Schwarzbachs queren konnten.

Und hier sitzen wir auf einer Felseninsel, zu beiden Seiten braust das klare kühle Wasser vorbei und stürzt unter uns in einen dunkelbraunen Tump. Durch die Schlucht streichen lautlos die Nebel herauf und verbergen zeitweilig die große schwarze Felsnase, die drohend über uns hängt. Sie machen das wehe

Sterben, die große Verlassenheit, die heute wie ein Alp über der Schlucht liegt, nur noch eindringlicher. Wieder und immer wieder taumeln gelbe Blätter in unseren liebsten Bach und er singt ihnen ein lautes Sterbelied.

Auch uns selbst fröstelte die Nebelluft wie Sterbekühle an, so daß wir bald die Rucksäcke schulterten und den wilden steilen Hang langsam zur Nase anstiegen. Von ihrem obersten Felsen lenkten wir den Fuß nach einer nebelüberspannenen Pichtung, die westlich von der dunklen Wand eines undurchdringlichen Dickichts begrenzt ward. Hier fanden wir nach kurzem Suchen einen prächtigen Pirschweg, dem wir die Nägel unserer Schuhe so lange eingruben, bis er sich bei einer Schneisenkreuzung scharf zu Tale wendet. Da verließen wir ihn und wanderten in gerader Richtung immer entlang dem Höhenrande des Gebirges auf dem Steiglein einer feuchten Schneise fort. Bald ward das Dickicht freier, aus goldenem Berggras standen Felsen auf und hinter uns schwang sich ein Felskamm, so noch nie von uns gesehen, zum „Winkelmächter“ hinab. Traurig in der Tiefe aber lag das Tal, und vor uns wuchs nun wieder hoher Wald aus dem Nebel. Wir durchheilten ihn weglos bis auf den markierten Weg, der uns in wenigen Minuten den Rauhstein erreichen ließ.

Ein kühler Wind duldete auch hier kein Verweilen. Wir tummelten uns in südwestlicher Richtung über die Gartenlehne hinab, so daß wir die große Stolpich gerade unterhalb des „Eryloches“ erreichten. Da erfrischten wir den Körper durch eine kalte Waschung, besichtigten kurz das Eryloch und schritten bis zur ersten Stolpichbrücke bergan.

Der Aufstieg von hier in die steile und einsame Felsenwildnis, von der wir nur wußten, daß sie über uns sich türmte, ist einer der mühsamsten im ganzen Gebirge. Kurz vor der Strahngedenktafel leitete uns zuerst ein schmaler Steig nach rechts empor, dann verfolgten wir größtenteils das murige Rinnal eines Wässerleins, das hier durch Blockwerk und Felsgeklüft einen Weg sich gebahnt hat. Manchmal traten wir in Morast, rutschten auf türkischen Ästchen oder losen Blöcken aus und schlugen erbärmlich hin. Obwohl es erst gegen Mittag

war, fühlten wir uns doch wie in tiefster Dämmerung, so dick und finster hing der Nebel im Seklüft. Der Gefrähige verschlang alles, was über den Kreis von 20 Schritten hinausging; da war weder Baum noch Fels mehr zu sehen und das Zurechtfinden ward immer unbegreiflicher.

Endlich, wir hatten uns schon eine gute halbe Stunde einporgemüht, merkten wir, daß wir schon zu hoch und etwas links abgekommen waren. Nicht nur der „Höhlenturm“, auch die „Wilde Marie“ stand schon tiefer als wir im Nebel Irrenden. So krepelten wir denn unser Vorhaben um und warfen zuerst die Schnur auf den Rastplatz bei der „Wilden Marie“ hin.

Nehmen einen Schluck aus der Feldflasche und eilen aus der Felsenscharte hinab zum Einstiege an der düsteren Nordseite. Im unteren Teile klimmen wir mit Hilfe eines engen Felspaltes rasch empor, dann verbeißen sich die Schuhnägel grimmig im Granitgestein des engen Kamins und Hände und Ellenbogen helfen, uns auf das eindrucksvolle Gefirnse der hohen Talseite zu bringen. Suhl wie kalt das ist, wie der Nebel den Turm näßt! Nun nur noch über die schwierige Wandstufe in die bewachsene Humusrinne und mit Hilfe der bloßgelegten Wurzel des dürren Gipfelbäumchens über das letzte Bollwerk hinauf — und wir stehen gehobenen Sinnes im nassen Veerenkraute des selten schönen Felsenhauptes. Ja, es ist nicht immer leicht, auf unseren schroffen Granitfelsen sich des Gipfelglückes freu'n zu können, denn sie verlangen die Kraft und Begehrlichkeit der Jugend und ihren ungebrochenen Willen. Wer dies nicht hat, der wird es nie erreichen, auf unseren Felsenzinnen köstlich auszuruhen.

Eine halbe Stunde später überschreiten wir bereits die kleine Wurzelbrücke an der Ostseite des Höhlenturmes und verbinden uns wieder durch das Seil. Ringsum hohe Felsbarrikaden, wundervoll mit fettem Moos gepolstert, und niedergebrogene Stämme: ein echtes Urwaldplätzchen. Wir haben diesmal nicht die Absicht, den schweren Weg der ersten Ersteiger zu nehmen, sondern erlitten uns zuvor den Nebengipfel mittels eines schmalen Moosbandes und des anschließenden

kurzen Kamines. Und dann lassen wir uns über eine wohl 3 m hohe Kluft auf das etwa $1\frac{1}{2}$ Meter entfernte höhere Horn des Hauptgipfels hinüberfallen und schwingen uns daran empor — eine ganz eigenartige Kletterstelle.

Maffersdorfer Kletterfreunde haben für diesen verborgenen Fels ein schönes Gipfelbuch gespendet, in das wir uns als letzte Partie eintragen. Man kann, indem man die gährende Kluft überspringt, denselben Weg zurückklettern, wir aber ziehen eine Überschreitung des Doppelgipfels vor, indem wir uns über die talseitige Wandstufe hinablassen und den folgenden kleinen Kamin leicht durchklettern. Zum Abseilen vorzüglich geeignet, steht hier auf kleiner Kamel eine starke Fichte, um die wir das Seil legen und doppelt hinabhängen lassen. Und nun kann die kleine feine Lustreise beginnen.

Nach kurzer Rast steigen wir um $\frac{1}{2}$ 3 Uhr wieder über die Wurzelbrücke zurück und umgehen talseitig dort, wo die große Höhle sich befindet, unsern hohen Fels. Dann durchschreiten wir weglos die ungemein ernste und romantische Wildnis leicht ansteigend in westlicher Richtung. Es ist ein Bereich unvergleichlich wilder Einsamkeit; wer ihn einmal durchkreuzt hat, vergißt ihn nie. Wir schmiegen uns an moosigen Felswänden entlang, lassen uns da und dort durch Spalten und Rinnen hinab, springen in großen Sähen von Block zu Block, vorüber an herrlich geformten und bemoosten, tief verborgenen Felsgruppen, bis wir ungefähr nach $\frac{3}{4}$ Stunden auf eine Lichtung kommen. Welche Funderfreude! Genau vor uns, von grauen, fliegenden Nebeln umwittert, liegt unser letzter Turm, der „Freischütz“.

Hier will Cham die Führung übernehmen. Während er die Kletterschuhe anlegt, warten wir fröstelnd auf dem windgeschützten Einstiegsbände. Nun kommt er und klettert die Felsrampe hinauf, wo ihm Steinjan die zweite senkrechte Wandstufe überwinden hilft. Da ist ein regelrechter Klimmzug nötig und ein rasches Hinaufwälzen des Körpers nach links auf eine leicht geneigte Felsplatte, auf der sich der Gipfelblock, von einem Kamin durchrissen, aufbaut. Von den Schultern des auf der Platte liegenden Freundes zuerst gestützt und gehoben, so schiebt sich Cham im engen Schlunde empor. Noch ein Weilchen, dann

trägt die scharfe Nebelluft einen Freudenruf zum Bergwald hinüber und nach wenigen Minuten schütteln wir uns auf dem trozigen Gipfel herzlich die Hände.

Es war gegen 5 Uhr nachmittags, da zogen wir das Seil von der starken Eisenstange des dunklen Granitturmes: in saulem Bogen schnellte es herab. Wir packten unsere Sachen zusammen, umfaßten noch einmal mit allen Sinnen die hohe, wunderliche Felsgestalt und gingen dann auf den Riegelweg hinab. Und ihn trollten wir nun gemächlich aufwärts; denn da unser Plan vollendet war, trieb nichts mehr uns zur Eile an. Manchmal zerrissen die Nebel; da sahen aus dem Wittigtale die sahlgrünen Wiesen und grauen Schöfte in verweinter Kühle zu uns herauf. Ob es nicht doch noch regnen sollte? Aber auch das grimmigste Wetter hätte die lichte Freude der gelungenen Tat keinen Augenblick verdunkeln können.

Als wir auf dem „Stern“, dieser Kreuzung vieler Wege, ankamen, da rauschte ein großes Auerhuhn von einem Fichtennipfel und flog gegen Nordwesten. In ähnlicher Richtung einen Schneisenweg marschierten wir, denn uns ließ die Idee nicht los, wir könnten eigentlich noch über Mittagberg, Brechstein und Scharflehne nach Hemmrich absteigen. Wir hatten dabei mit Nacht und Nebel und der geringen Zeit nicht ernstlich gerechnet. Das erfuhren wir deutlich, als wir ungewollt zwischen den gespenstischen Felsen der hinteren Saustirn durch knietiefes Laub raschelten und jede Wegspur verloren hatten. Fest hatte der Abend sich schon in alle Kronen eingeknistet und leere Buchenäste griffen geisterhaft in den nassen Nebel. Da gaben wir für unseren etwas absonderlichen Plan keinen Heller mehr. Wir gingen zurück, suchten und fanden bald die Värhauptstraße und waren nun des letzten Zieles und der Heimfahrt gewiß.

Und so froh bewegt waren unsere Herzen, daß wir wenig achteten, wie Wind und Nebel unserer Waldstraße nachstürzten und eine kurze Flut von Hagelkörnern auf die Regenmäntel knisterte. Wir planten neue Fahrten, wir plauderten und wünschten vor allem, daß das viel gewanderte Herz nicht allzufrüh müde werde für große Bergfahrten. Denn wenn etwas

unser Leben in heftiger Freude aufflammen ließ, so war es stets noch dieses reine Leben am Herzen der großen Mutter: in Berg einsamkeiten, dieses Sein voll Traum und Tat und ganz losgelöst von allen Werktagstunden. Nie fühlten wir uns freier als im ärmlichen Berggewand: — es riecht nach dem Warz der Bergwälder und den grauen Felsflechten — wenn schwere Nagelschuhe uns trugen wie Flügel auf schwierigen Pfaden zu den fernsten Geheimnissen. Als ob das träge Pendel der Seele einen starken, unbegreiflichen Schwung bekäme, so war uns noch vor jeder neuen Fahrt.

Und mir fielen die Worte einer Unbekannten ein, die nicht verstehen konnte, wie man an diese „toten Dinge“ so viel Kraft des Körpers und Herzens verschwenden könne. Was mag jene vom reinen Leben dieser Dinge gewußt haben! Wir aber wissen ein anderes: Wenn jemals etwas die unverhüllte Hingabe unseres Herzens nicht betrog, so war es die treue Gemeinschaft mit diesen Dingen: mit einsamen Wäldern und Wildbächen, mit weltverlorenen Mooren und Teichen, mit den ersten, ehrennen Felsen und den brüderlichen Alpenbergen. Sie feilschten niemals: so viel wir ihnen gaben aus der Fülle des Herzens, so viel gaben sie uns zurück. Und darum sind wir ihnen verbunden bis ans dunkle Ende.

So waren wir mit den großen Bergwäldern immer tiefer herabgekommen. Irgendwo im Dunkeln brauste laut der Steinbach und vor unserem nächtigen Wege hob sich ein Waldberg schwarz, steil und ungeheuer empor: das kleine Värhaupt. Wie mächtig es ausah in dieser geheimnisvollen Nacht. Da lichtete sich die Finsternis. Wie erstaunte Kinder verließen wir das dunkle Märchenland: die grellen Fichter Görzbachs stachen uns in die Augen und entzauberten uns allgemach.

Und ehe wir noch die alte Hemmrichschänke erreichten, da fiel wie ein wilder Wegelagerer ein winterlicher Wind uns an, und die bestürzten Eschen am Wege verstreuten alle ihre Blätter in die Nacht. Schien es euch da nicht so, starke Freunde, als schlug hinter uns der Herbst seine bunt umrankten Tore zu?

Es war eines Wanderjahres letzte, größte und schönste Felsfahrt.

Ein Kleinod der Vorberge.

(1921.)

Die Scharflehne.

Längst ist es laut geworden in den vormals einsamen Iserbergen. Eine neue Jugend, zahlreicher wie voreinst, durchwandert die fernsten Moore, ihre Feuer rauchen in den entlegensten Waldgründen, und schon jubelt manchmal die sieghafte Freude jugendlichen Mutes von altersgrauen Felsen über verborgenste Waldwipfel.

Berge und Wälder der Heimat, ein Jungbrunnen seid ihr geworden, für Wenige einst, für Hunderte nun, schon gibt es Wanderer, die glauben, die ganze Fülle eurer Schönheit genossen zu haben, und doch — o du mein Kleinod, — wer weiß von dir zu sagen? Und liegst doch so nahe den Wegen der Vielen, und ist doch nichts herrlicher als im Maien dein Gewand! Einsame Waldwildnis wuchert an deinem Hange, wundervolle Felsen ragen über deine ewig flüsternde, grüne Seligkeit. Unten pilgern Tausende an dir vorüber, oben wandern Hunderte hinauf zu den Wälderhöhen, und inmitten liegst du unbekannt. Durch deine verborgenen, wuchtigen Felsentore sind nur Wenige geschritten und auf deinen hohen harten Felsenstühlen haben kaum zehn Glückliche geruht.

Und von unten und draussen sieht die „Welt“ in deine Einsamkeit, dort leuchten zwischen grünen Felderbreiten die schönen Siedelungen des Wittigtals, und Pfliffe der Lokomotiven und Surren der Autos zerschneiden manchmal deine traumvolle Stille. Du bist so wie das Nächste und Beste am Wegrande, das der ins Ferne gerichtete Blick so oft übersieht.

Und einsam wirst du bleiben, denn unten auf unverlierbarem Wege wandert es sich so leicht; aber dein wegloser, felsgefürmter Grat und die Tausende deiner moosigen Blöcke verlangen die Sprungfreudigkeit frischer Sehnen und deiner Burgen höchste Sölller jene Mühe, die, sich selber Zweck und Ziel, nach keinem Lohne dürstet und dennoch gerade hier wunderreich belohnt wird. Denn von diesen grauen Felsenkronen umfassen

die Augen ein Bild, wie es schöner nirgendwo sich zeigt in unleren Vorbergen.

Nach Norden und Nordwesten hin blaut ebenes, leicht gehügeltes und fleißig bebautes Land. Dort hinten erhebt sich ein blaßblauer Regal: die Landeskronen. Und was noch weiter im Nordwesten im rauchigen Dunst des Horizontes steht: zwei ferne graue Berggrücken, das sind wohl die Berge bei Bauhen, der Aschneboh und jener Vieleboh, der mich schon ansah, ehe ich noch Berge denken konnte.

Und im nahen Vorlande kannst du den Lauf der Wittigtalstellen als buschiges Band, das sich von Friedlands Schloß nach den Bergen windet. Haindorf, das liebliche, liegt ganz verborgen hinter den Hügeln, und Weißbach, das sich mit dem Summen seiner Sägewerke hineintastet in die dunklen Waldgründe, ertrinkt fast in seinen Bäumen.

Und dahinter stehen dann die großen blauschwarzen Waldberge auf: die königliche Rundung der Tafelfichte, die mächtige Zipfelmütze des Käligen Berges und der halb verborgene Rücken des Hinterberges. Wie ein offenes Herz liegen dort draußen die ansteigenden Waldtäler und ihre ganze ferne Schönheit leuchtet und klingt in deinen Sinn.

Siehst du dort den weißen Wegstreif im Schindelgraben? Erinnerst du dich da nicht all der tausenden Winterfreuden, und ahnst du wohl, daß hinter seinem breiten Sattel der Schwermütige Ernst der großen Moore wohnt? Und wirst du je vergessen können, wie oft du dort herabgestiegen bist, leichten Fußes noch nach langer Fahrt, übervoll das Herz von den seligen Geheimnissen dunkler Einsamkeit, und über dir und den schauernden Bergwäldern leuchteten die ersten Sterne?

Und des Hegebachtales helle, klingende Wasser, gaben sie dir nicht Tag und Nacht Geleit von frühester Jugend bis zum Lebensmittag? Dort sahest du oft über felsiger Wildnis, von einsamen Chronen grühtest du dein Land, die Wasser brausten zu dir empor, lind und unablässig, wie sie nur in der Heimat rauschen können, und durch dein gehobenes Blut brauste ein Glück, wie es dir von Menschen niemals kommen kann.

Und wie du dort thronest und träumst, so kannst du hier
sinnen und schauen, nieder in den tiefen und breiten Scharf-
graben, über den das grüne Dach unzähliger Buchenwipfel so
dicht gelegt ist, daß du das Raunen seines Wassers kaum noch
hörst. Dort unten ist immer dämmernde Kühle, ob auch sonst
alles Land in Sonne glänzte.

Und was sich dir gegenüber als mächtig hohe, lichtgrüne
Waldwand mit dunklem Tannenhaupte aufbaut, des großen
Mittagberges unvergleichliche Zier, das ist, am Abend im Früh-
ling oder Herbst, eine Schönheit, die anzustarren die Augen
nicht müde werden. Wenn dir die Scharflehne nichts böte,
als diesen Anblick des Mittagberges, du würdest auch dann kein
Wort zu reich finden, das davon künden wollte.

Aber du hast ja auch noch die grauen, vielgestaltigen Felsen,
wie Altäre über hundertjährigen Wald erhoben, festlich ge-
schmückt mit silbernen Birken, blaugrünen, knorrigen Kiefern-
kronen und zerzausten Wettertannen, siehst, aufsteigend aus
nacht dunklen, moderigen Dickichten, Felsgrate, die noch kein
Fuß betrat, und Kanzeln, von denen noch kein Ruf hinausflog
über die goldengrüne Herrlichkeit des Scharfgrabens.

Und wenn du einmal heimfinden willst in das reine Zauber-
reich deiner Kinderzeit, dich besinnen willst auf deines Lebens
beste Wurzeln, die stets dich stärken und aufrecht halten, wie
auch die Stürme dunkel johlen mögen, dann wandere zu diesem
Kleinod der Vorberge, sei hier herzensoffener Gast

und laß mit wisperndem Munde
Birken über dir wehn,
die Felsen im Buchengrunde
wie ernste Gewalten stehn;
wenn über die Wälderweiten
die starken Stürme schreiten,
die jagenden Falken gleiten,
fühlst du dich fest bestehn.

Der letzte Fels.

Vorüber die endlosen, graukalten Nebeltage. Zum ersten
Male blaute in Morgenfrühe, inbrünstig ersehnt, ein wolken-
loser Himmel über der Heimat. Später stiegen engelweiße
Wolken auf, langsam wanderten sie über den blaudunstigen
Wäldern gegen Mitternacht. Auf den sonnigen Wiesen rafften
fleißige Hände die lehten, schon gelblichen Heuschwaden ein, und
darüber jubelten Lerchen in die Sommerseeligkeit. Und mit einem
Glücke, unmöglich auszusagen, hoben sich die lichtdurstigen
Kronen der Wälder in die seidige Morgenbläue. Wie sie at-
meten, befreit von wilder Nebelflucht, wie glücklich sie sich zu-
raunten, daß aller Gram und alles Weinen nun vorüber sei!

Und die Quellen sprangen lustiger aus den moosigen Grün-
den, und die scheuen Zaunkönige waren zutraulicher als sonst.
Hoch oben in den Wipfeln gurrten dunkel die Waldtauben, die
Spechte begannen ihr lautes Tagwerk, und die nimmermüden
Sinken jubelten einander Antwort zu. In schattiger Tiefe ver-
sprach uns ein lauter Kuckuck ein Leben ohne Ende.

Geschäftig trippelnd quert ein prächtiger Goldkäfer den
sonnigen Waldweg. Wie schön ist dieser ebene Weg, dem wir
vom Hemmrichsattel nachgegangen sind. Gemächlich wandernd
füllen wir die Lungen so tief als möglich mit harzduftiger Kühle.
Vor uns die grüne Waldwand, überhaucht von des Morgens
bläulichem Dunst, die mit ungebrochener Kammlinie gen Süden
ansteigt, rückt uns immer mehr entgegen: sie ist unser nahes Ziel,
die „Scharflehne“.

Doch die günstige Straße führt uns nicht ganz an den
scharfen Rücken, dahinter noch so viele Geheimnisse schlummern,
sie endet ein Stück vorher, und so mühen wir uns denn, zwischen
moosigem Gefels auf- und absteigend, nach rechts hinauf und
überqueren den Ramm zwischen düster ragenden Felsburgen.
Wir steigen jenseits nur wenig ab und treffen, wie gewünscht,
genau unser besonderes Ziel. Hinter des Laubes zitterndem
Vorhang ragt, mächtig und merkwürdig hingestellt, noch unbe-
siegt unser letzter Fels: die *S l o c k e*.

Ein freudiger Ruf zerreißt die Morgenstille des Waldes und ein anderer antwortet. Und da sind auch schon zwei Friedländer Bergfreunde und warten auf uns zu vereinter Tat. Und Haupt, der mich stets an einen biederen Bergführer erinnert, und dem ich jetzt froh die harte Hand drücke, meint in seiner allzeit ruhigen Art: „Nun, wird es heute gehen?“

„Wir sind zu allem bereit, aber zuerst wollen wir gemütlich rasten.“

Und aus den hingeschleuderten Rucksäcken kommen außer Eßdosen und Feldflaschen noch wunderliche Dinge an den Tag: Seile, Hanfschnuren, schwerer Schlegel und Meißel, Eisenstifte, Ringhaken und Gips, Kletterschuhe und das halbzerfetzte Klettergewand. Wir sind also gerüstet, wie noch niemals zu schwerer Felsfahrt. Dazu der leuchtende Morgen, der alle Sinne heller macht, die Kraft stärker und den Willen zäher.

Ehe wir jedoch den Angriff endgültig beginnen, prüfen wir noch einmal ringsum den ganzen Fels. Es ist ein mehr als 20 Meter hoher Turm, der, von Süden gesehen, als ungleichseitiges Viereck sich darstellt, aufgestellt auf eine seiner Spitzen Ranten. Ost- und Westseite sind demnach stark überhängend, die Nordseite zeigt bis zum Gipfel hinauf glatten, plattigen Fels, die Südseite aber ist so unnahbar gestaltet, daß sie jeden Gedanken glattweg abweist. Alle Betrachtung endet damit, daß ein großer Rest von Ungewißheit zurückbleibt. Aber dies ist schließlich zweifellos: nur an der Westseite ist der Fels anzugehen.

Hier an der Nordwestkante beginnt in mehr als doppelter Manneshöhe ein enger, wohl 8 Meter langer Spalt, aus dem man nach rechts auf die erste Terrasse aussteigen kann. Bis dorthin ist Haupt bereits vor dem Kriege einmal vorgedrungen; dort oben mag sich dann zeigen, wie das zweite Stockwerk des Felsens und sein Gipfel zu ersteigen sind.

Also beginnen wir denn: Über Steinjans breiten Rücken, der uns willkommene Leiter ist, heben wir uns hoch, und sein Kopf dient als letzter Tritt, ehe wir, den Oberkörper stark zurückgebogen, am Felsen Fuß fassen können. Wäre nicht an der südlichen Wand des Risses ein langer, ganz enger Spalt, gerade weit genug, um die rechten Finger hineinzuwängen, es wäre

nach viel anstrengender, sich in den Riß zu klemmen. Hat man zuletzt mit Fuß und Knie so tief hineingepreßt, daß man sicheren Halt hat und nicht mehr rücklings herauszufallen droht, dann ist das Schwerste getan. Schon leichter wängt man sich im Risse, der mit der Nordwand eine schmale Kluft bildet, empor, ruht sich auf einem Tritte derselben auf und schwingt sich dann mit Hilfe eines moosigen Absatzes auf die geräumige und gewigte Plattform. Der erste Abschnitt ist überwunden, ein Ausruhen tut not, hat man doch fast die volle Kraft des Körpers ausgegeben.

Da die Sonne noch über dem Mittagberge steht, so wirft der 3 Meter hohe, senkrechte Wandgürtel, das zweite Hindernis, auf unsere Plattform einen schmalen Schatten, in dem es sich gut ruhen läßt. Wir überlegen, wie dieser widerspenstigen, uns überhöhenden Wandstufe beizukommen sei.

An der Südseite windet sich von hier ein Kriechband zur zweiten Stufe hinauf. Dieses Band beginnt aber so eng, daß man nur den linken Arm hineinhängen könnte, Oberkörper und beide Beine müßten an die trittlose Wand herauspendeln, und 15 Meter tiefer liegen die Felsblöcke des Waldbodens. Es müßte schon ein auserlesener, seiner Kraft und Nerven ganz sicherer Turner sein, dem diese allerdings nur kurze Hangeltraverse und das folgende Aufstühen auf das schräge Band gelänge.

Ja, wenn man sich für die Füße einen Halt schaffen könnte und wäre es nur der eines schwanken Seiles! Wir versuchen, diesen Gedanken zu verwirklichen. Haupt treibt in eine kaum sichtbare Ritze des Wandgürtels einen Ringhaken. Der verschafft uns den Vorteil, einen Knäuel Hanfschnur nun sicherer über das zweite Stockwerk zu werfen. Nach manchem Fehlwurf gelingt es und vorsichtig wird von den unten gebliebenen Freunden ein starkes Seil nachgezogen.

Als auch das gelungen, merken wir, daß diese Arbeit ziemlich zwecklos war; aber wir haben doch erfahren, daß es sich mittelst des Sicherungsringes auf unserer Platte so gut sitzen läßt, um einen Zweiten günstiger als sonst auf die Schultern des Sitzenden steigen zu lassen.

So erklimmen wir denn, Cham wieder voran, von Haupts Schultern mit kräftiger Zugstemme das zweite Stockwerk des Felsens, ein breites bequemes Band unter der Gipselwand, das eine Sicherung des Nachfolgenden gut ermöglicht. Haupt folgt uns nach, während Köppen als Letzter noch auf dem ersten Stockwerke wartet.

Die Gipselwand zeigt gegen Westen die Form eines ungleichmäßigen Pyramidenstumpfes. Ich sehe sofort, daß an der nördlichen Kante, wo eine abgestorbene Kiefer an den Fels sich schmiegt, ein kleiner Block einen höheren Standpunkt gibt und überdies höher oben eine Kerbe im Fels sich zeigt, ein Gelingen weit leichter sei. Und so stelle ich mich denn hier noch einmal auf die Schultern Haupts, den Cham unterstützt, presse mich zwischen Fels und morschen Baum, daß dieser bricht, und schwing mich dann, mit der Rechten die Felsrippe fassend und mit der Linken und dem Körper die Reibung auf dem rauhen Gestein ausnützend, linksseitig über die steile Schlußwand auf den Gipfel.

Mittag war längst vorüber, als wir uns, froh der gelungenen Tat, auf der trogförmig gehöhlten Gipselkrone herzlich die Hände schüttelten. Dieser Fels, immer wieder umkreist von zweifelnden Träumen und Wünschen, gehörte uns nun ganz. Auf seinem oft ersehnten Scheitel rasteten wir, Glückes voll über die Tat, die unsere Herzen höher schlagen ließ, über den Tag, der in unvergleichlicher Klarheit über den Wäldern blaute. Unter uns rauschten die grünen Kronen des Scharfgrabens und quoll leise seines Wassers halberstickter Gesang.

Während wir uns der zwar begrenzten, aber wundervollen Fernsicht hingaben, machte sich Haupt sofort an die Arbeit. Unter seinen schweren Schlägen drang allmählich der Meißel in den harten Fels, und in die geschaffene Höhlung trieb er zwei Ringhaken, damit wir uns über den dachartigen Fels der Ostseite abseilen könnten. In einem Rucksack wurde ein Fichtenbäumlein herausgezogen und ich pflanzte es in einen mit Regenwasser gefüllten Felsnapf des Gipfels ein.

Wir verzeichneten noch diese erste Erkletterung des schwersten Felsens der Iserberge in ein schönes Gipselbuch unseres

Alpenvereins, dann liefen wir an den zusammengeknoteten Seilen über das Felsdach hinab und gondolten das letzte Stück frei durch die Luft.

Als wir den sicheren Boden unter den Füßen fühlten, da gab es, fürsorglich bereitet, einen heißen Kaffee für die ausgetrockneten Kehlen, eine ausgiebige Raft schloß sich an den lässigen, mühevollen Sieg.

Dann aber stiegen wir, nun ein 7 Mann starkes Föhnlein des Alpenvereins, gegen Südwesten an, wo sich in der dem Ranne am nächsten liegenden, umfangreichen Felsburg der Keitzacken und Zuckerhut befinden. Zum Keitzacken gelangten wir von Norden her durch einen dunklen Spalt, der uns ins Innere der Felsen dringen ließ. Dann stützten wir uns durch einen leichten Ramin auf schmal gestellte Felsplatten heraus, deren höchste, den Keitzacken, wir mittelst Stütz und Schwung erreichten.

Den Zuckerhut, in derselben Felsgruppe, aber noch näher der Rammhöhe gelegen, erklimmen wir von einem östlich angelehnten Vorbau. Hier bildeten Haupts Rücken und Schultern wieder den Stützpunkt, von dem wir uns am glatten Turme emporscheuerten. Auch dieser Fels trägt seinen Namen mit Recht, und besonders eindrucksvoll zeigt er sich aus der tiefen südseitigen Schlucht, zu der die Gruppe abstürzt.

Wir stiegen in diese Schlucht hinab und waren erstaunt über das Geheimnisvolle dieses Winkels, über den Formenreichtum der Granitfelsen, nirgend so merkwürdig wie hier. Mitten in diesem Felsrund verdorrt ein altersgrauer Stamm und ragt eine starke Buche, deren mächtige Krone über dieser Felseinsamkeit rauscht. Wie hier die silbernen Birken ihre Wurzeln im Fels vergraben, wie ihre duftigen Wipfel jedem leisen Lusthauche nachgeben; wie die dunklen Föhren ihre knorrigen Arme breiten, Windharfen für die tiefsten Töne: dieses bewegungsvolle Leben gegenüber den ewigkeitsstarrten Felsenmassen gibt einen unvergeßlichen Eindruck.

An der westlichen Seite der Lehne klettern wir nun über begraste Felsen weiter bergauf, und es mutete uns an, als türm-

ten sich die Gratfelsen immer höher und wilder, als wären die Blicke von manchen Felschneiden auf das steil abstürzende Gehänge immer herzerfreuender. Da glöhte, unter uns hingelagert, ein breiter Koloss herauf, ganz anders geformt als die Felsen der Gratschneide, die sich uns oft in schmalen, kühnen Formen entgegenstellten. Vor uns aber, immer noch bedeutend höher, ragte ein mit Wettertannen gekröntes, herrliches Felsenhaupt, das unsere Friedländer Gilde mit dem treffenden Namen „Scharhorn“ bezeichnet hat.

Wem der Ausblick von einem Gipfel das Wertvollste ist, der versäume nicht, das „Scharhorn“ zu erklettern; seine Höhe ist die höchste über dem Grunde des Schargrabens und seine Rundsicht die schönste im Bereiche der Scharlehne; denn von ihm ist nun auch der Blick nach Westen, gegen Grubberg und Nesselberg frei. Doch ist der Fernblick von dieser einzig schönen Zinne nur dem zu genießen vergönnt, der die etwas mühsame Durchkletterung eines acht Meter langen, schrägen Ramines nicht scheut: dieser leitet an der westlichen Seite unmittelbar auf die gratförmige Gipfelschneide.

Uns fesselte hier besonders der Rückblick auf die bereits überwundenen Grate, Zacken und Türme, deren letzter, nur mit der Krone sichtbar, die „Glocke“ ist. Wir waren alle darin einig, daß das „Scharhorn“ der Glangpunkt der Scharlehne sei und kein Gipfel der Vorberge könne ihm den Preis der Schönheit streitig machen.

Der Tiefblick in den Schargraben ist besonders schön, der gewaltige Waldmantel des Mittagberges glänzt in abendlicher Sonne und wie Kulisse hinter Kulisse, so fallen seine steilen Flanken tief ins Tal. Als letzte Linie, den ferneren Haindorfer Ramm verbergend, schließt der Nordabfall der Saustirn das Bild, über dem gerade noch der graue Riesenblock des Aufsteines sichtbar ist. Man erkennt deutlich, wie der Schargraben im oberen Teile sich gabelt: die kleinere östliche Mulde steigt gegen den „Breistein“ an (der von ihm nach Norden abstreichende Rücken trennt die beiden Mulden), während die nähere und breitere westliche Mulde von dem bedeutenden

„Breistein“ überragt wird, der gleichsam als riesiger Wächter über ihr thront. Von der niedrigen Südseite, durch Ramine leicht ersteigbar, ist sein talseitiger Absturz gegen Norden so avmaltig, daß die Wipfel der Buchen kaum seine halbe Höhe erreichen. So häufig sein leichterer Nachbar, der Breckstein, besucht wird, so selten findet ein Wanderer zu ihm, obwohl man oben von seinem Scheitel die ganze „Scharlehne“ vom Oberrheinrich bis zum Emausbilde mit allen ihren Felsen am besten überblickt.

Um 7 Uhr abends hangelten wir am Seil vom „Scharhorn“ herab. Die Friedländer Bergfreunde geleiteten uns noch ein Stückchen die Felsen entlang, dann schieden wir herzlich und schlugen uns nach Westen durch den steinigen Wald, bis wir wieder jene schöne Straße erreichten, die uns am Morgen in unser romantisches Paradies geführt hatte.

Nun, da der Tag im Verschwinden war, sahen wir, wie sein er sich gerundet hatte zu einem Kranze immergrüner Erlebnisse. Gefallen war der Uferberge letzter, stolzer Fels, und es berührte mich fast wehmütig, daß es für uns nun nichts mehr zu erkämpfen geben sollte. Waren uns Kampf und Sieg und freie Sicht über Heimatberge nicht stets das Liebste gewesen?

So in Sinnen neigten wir uns nieder zu den Waldbächen und wuschen uns Hände und Gesicht, wir tranken aus allen Quellen, die am Wegrande sprudelten. Über uns rauschten die Kronen ein heiliges Lied, Amseln sangen so laut, daß es den ganzen Wald durchhallte, und auf des Abendhimmels blaßblauem Grunde waren, unsagbar zart, einzelne lilafarbene Wolkenfleier von Wald zu Wald gezogen.

Und während wir, beglückte Wanderer und Sieger, vom letzten Walde herabkamen und die kräftig geweitete Brust dem Abendwinde boten, da glaubte ich es fest zu wissen, daß es, ob so oder so, für ein beschwingtes Herz in aller Welt nichts Besseres gäbe als immer neue Träume von neuem Kampf und neuen Siegen.

Viele wissen nicht, wie schön das ist, zu wandern beginnen, wenn die Abendruhe in die Dorfwinkel einkehrt und die Lust des Tages, über lärmendem Lande tausendfach von Geräuschen durchschnitten, sich beruhigt. Zum letzten Mal klaffen die Hunde uns Wandernden nach, bis der Wald seinen schwarzsamtenen Mantel um uns schlägt und uns verhüllt vor der Welt, die tief draußen mit hundert Fichtern aufzuglühen beginnt. Letzte Jodler klingen vom Berge nieder, letzte Wanderer eilen heim; aber auch wir wandern heim: ans Herz der großen Mutter über Nacht.

Ruh ist alles so ruhig geworden, wie unser Herz es will nach arbeitsvoller Woche; von einem Wipfel verklang das letzte Amsellied, zwei Häher zankten sich noch im Nest, Abendluft rührt die Tangeln kaum, und der Bach der steilen Waldschlucht rauscht noch einmal so laut wie sonst und plaudert „vom heute gewesenem Tage“.

Steil steigen wir empor, unsere Körper atmen heiß, und jähe knirschen die Nägel schwerer Schube auf dem grünen Koppengestein. Jetzt wirbelt eine kühle westliche Luft um unsere Stirnen, nahe über uns leuchtet der Jeschkenburg trauliches Licht, Sterne steigen aus dem unendlichen, dämmergrauen Himmel und tief im Tale rollt sich plötzlich ein großer Lichterlindwurm auf und legt sich mitten hinein zwischen tausende kleiner Lampen. So steigen wir bergauf und -ab, da und dort, die ganze Nacht an unserem Heimatberge. Wenn wir abwärts wandern, dann kürzen Gespräche unseren Weg, die vom Fernsten zum Nächsten wechseln und die Fäden fassen möchten, die vom Weltall zu uns gesponnen sind; und wenn wir aufwärts pilgern im treuen Scheine der Laterne, allen Nachtstimmen ruhig hingegeben, dann starren uns die schwarzen Panzen des Bergwaldes immer finsterner entgegen, die Sterne brennen immer heller und wandern mählich gegen Westen und über den ganzen geliebten Gau, der Jahrzehnte unseres Lebens umschließt, sind unzählige rote Funken hingefät.

Und du, o du wunderbare Musik der Quellen in der Nacht, du bist nicht allein; drunten im Menschenreiche rollen und stöhnen, dampfen und pfeifen die Züge die ganze Nacht, und hier oben in der dunklen Einsamkeit der Wälder verschwifert sich dir ein Lied, das immer lauter wird: die Harfennmusik des Windes in den Wipfeln.

Nach Mitternacht, zwischen Karolinsfeld und Berzdorf, läuft eine starke westliche Brise vom sternüberfunkelten Auerhahnsattel über einen breiten Holzschlag herab und kühlt unsere linken Wangen, ruhig und hell brennen noch alle Himmelslampen, die schmale Mondsichel sinkt nach den Rammwäldern; und eine Stunde später sehen wir über dem Koppkenegel nichts als bleierne Wolken und eisiger, feuchter Ost wühlt sich in Haar und offenes Hemd: vom ganzen Himmel winkt keine einzige Ampel mehr.

Und dann dunkelt in der schwachen Türhelle des Vorbaues unserer Burg eine große Gestalt auf: ein verirrter Sablonzer Wandervogel, für den dies just die rechte Zeit zum Wandern. Er läßt die Glocke schrillen: einmal — zehnmal. Alles fruchtlos, wir wissen ja, das Haus schläft tief. Aber vielleicht hülfes es, wenn er seine Zupsgeige nähme und Herrn Hartmann geduldig einige Ständchen brächte, denn liebliche Musik rührt gute Geister. Oder er übe sich in tiefen Kniebeugen; mit 4000 Stück könne er bis zum Morgengrauen fertig sein. Doch diese und ähnliche gute Ratschläge fanden keinen fruchtbaren Boden, denn als wir uns nach anderthalb Stunden wieder dem wilden Koppwind entgegenstemmen, erhebt er sich jähneklappernd von der Bank, auf der er eingeduselt war.

Als wir wieder vom Gipfel hinabtraben, brauchen wir die Leuchte nicht mehr. Draußen im Osten über schlafenden Wäldern werden die Wolken heller, das Lichtmeer des Tales ist zu kleinen Inseln zusammengeschrumpft, nur fern draußen im Norden liegt eine große Lichterzeile: der Görlicher Bahnhof. Auch die lauten Züge dröhnen seltener, um so gewaltiger braust der Wind und knattert oben im Jeschkenhaus, als wolle er das Dach abheben. Und reißt die Vögel früh aus dem Schlaf: ein

Auerhuhn rauscht über die johlenden Wipfel, zage Stimmlein beginnen zu piepsen, tief unten aber die Drosseln schmettern ihre klingendsten Fanfaren: sie sind die lautesten und frühesten im ganzen Revier. Nun wird bewölkter Himmel immer heller, Bäume des hohen Kammes tosen in der Morgenfrühe und Knieholz zischt im Koppensturm.

Wir hätten nie gedacht, daß dieses unablässige Steigen so kurzweilig sei. Im jungen Morgen sehen wir drüben von der verfallenen Jagdhütte am Schwarzen Berge das lange dachartige Massiv des Roten Steines wie eine Grabsburg riesig ragen und wandern staunend durch die große Ameisenkolonie beim Forsthaus Dasek, in dessen seltenen Bäumen der wilde Kammwind einschläft. Über den unvergleichlichen Felsen des Kriesdorfer Grates mit ihren Millionen von glitzernden Kristallen zerreißen Nebel, Tag beginnt zu blauen, singt in goldenen Wipfeln die Stimme tiefster Einsamkeit. Und Sonne bricht auch in die dunkle Wildnis des Steingrabens, läßt die zierlichen Kaskaden des Bächleins in lauterstem Golde sprühen. Dann fliegt vom vergessenen Torstein der Blick über die nahen grünen Wälder zu den Bergen, die blau in der Ferne ruhen. Nachmittags in der Jäkelbaude segt ein Gewittersturm mit letztem Atem über uns hinweg und dann finden wir alle Mulden des braunen Nadelbodens mit erbsengroßen Hagelkörnern gefüllt. Und daß nichts uns fehle, begleitet unseren letzten Aufstieg ein kühlter, trostloser Regen.

Aber das Schönste schenkte noch der Abend: Fernblaue Berge unter gelbem Abendhimmel, einen goldsprühenden Regen schräg über den Gipfel hin und einen Regenbogen wie ein bunt strahlendes, himmelhohes Tonnengewölbe über unserem Gau, als wie ein Vorzeichen einer glücklicheren Zukunft. Und ein Weilchen später stand unser edle Heimatberg in so purpurnem Wolkenlohen, hoch über Gipfel und blauschwarzen Wald erhoben, daß ein Widerschein dieser Himmelsglut in der Gassen dunkelste Engen fiel.

Und dem Natur noch nicht ganz gestorben war, den lockte es ans Fenster, ins Freie, und er schloß die unsagbare Schönheit dieses kühlen Frühlingsabends dankerfüllt in sein Herz.

* * *

Anmerkung: Von den vielen Freunden unseres Jeschens dürfte manchen dies interessieren, daß wir von 7 Uhr abends des einen bis 1/2 6 Uhr abends des anderen Tages, also innerhalb 25 Stunden den Gipfel 12mal von einem Fuße aus erklimmen und hiezu mehr als 20 verschiedene Wege aller Abhänge der Windrose benützten, was dieser rein turistischen Leistung besonderen Reiz verlieh. Bei einer Weglänge von insgesamt 75 Km. und bei einer reinen Gehzeit von 18 St. 25 Min. bewältigten wir während dieser Zeit an 7110 Meter im Aufstiege und 4690 Meter im Abstiege. Die im Kreise der „Jeschentische“ manchmal erörterte Frage, wie oft man ihren Lieblingsberg innerhalb eines Tages zu ersteigen vermöge, ist also auf diese Art, die wohl kurzweiliger ist als manch andere große Wanderungen, gelöst worden, wobei festgestellt werden mag, daß damit für besonders gelübte, ausdauernde Bergsteiger das Maximum weder in der Zahl der Aufstiege noch in der Verschiedenheit der Wege erreicht ist, was ja übelgens auch nicht der eigentliche Zweck unserer Wanderung durch Nacht und Tag gewesen war.

Jenseits des Kammes.

1922.

Eine turistische Plauderei.

Mein lieber alter Jeschken, wer uns das gesagt hätte vor 20 und mehr Jahren, daß es einmal gar so laut um dich sein wird, damals, da an tristen, regenschweren Sonntagen nur eine kleine Gilde der ganz wetterfesten „Jeschentische“ in Mutter Krusches dämmeriger Stube sich zu finden pflegte. Da gab es noch manches zwischen Eilke und Wirbelsteinen, wovon nur Wenige wußten.

Als man aber das große schmucke Haus auf deinen felsigen Scheitel stellte, seine hohe Warte über die Lande blicken ließ und dein haufälliges, hölzernes Schaugeriüst niederbrach; als man eine breite Straße durch dunkle Heimlichkeiten legte, stille verborgene Quellen saßte, um ihr kühles Wasser zu dir empor zu treiben, und zuletzt die Wegschlange der Rodelbahn um deinen Felskegel ringelte, da versank viel von deinem heimlichen Zauber, als wäre mit den offenen Quellen auch all deine Einsamkeit verloren gegangen. Reizloser Sumpfboden hier, wo ehemals die Jeschkenquelle sprudelte, und wo einst „Wahnsfried“ lag, von breiten Fichtenästen überdacht, bei ewig dunklen Quellenaugen, die es schufen, wissen es selber kaum. Vorüber an diesen toten Heimlichkeiten und dem kleinen Jeschkenkrat, dessen verstockten

Ausblick nur Kundige kannten, trabt nun das Leben lauter und die tiefe Grabesruhe des tapferen Schneiderleins stört manchmal ein schrilles Hupengeschrei.

Aber, mein lieber Alter, wir wollen nicht greinen um das, was einst gewesen war. Soviel Tausende sind seither mehr zu dir empor gepilgert und haben manchen Tages Glück und Schönheit von dir mit heimgetragen. Und wenn dich heute Dutzende von „Eitschen“ hundertmal bekraxeln, es hat dich noch keinen Zoll deiner stolzen Höhe gekostet; alles, was auf dir herumkrecht, nimmst du auf wie ein immer gütiger Vater.

Wieviel ergraute Herren kennst du doch, die dir noch huldigen wie Jünglinge von 20 Jahren. Als wärest du für sie ein Jungborn, ein Lebenselixier, das sie nicht mehr missen wollen. Ist es nicht einer deiner Getreuesten, der schon die Siebzig nahe streift, den um Lebensmitte ein sieher Körper plagte und der dir nun den Hauptdank schuldet, daß er noch gesund und mit glänzenden Augen in die Welt dort unten blicken kann? Und hat nicht ein Achtzigjähriger sein junges Greisenherz noch hundertmal im Jahr zu dir emporgetragen? Ja, mein Suter, ein Jungbrunnen bist du, ein Kräftespender, und wohl denen, die es wissen.

Manche haben sich freilich von dir schon weggewendet — du bist ihnen zu laut geworden — und schlagen sich drüben einsamer durch die Wälder der Hserberge. Aber sie kämen wohl manchmal wieder, wenn sie wüßten, wieviel versteckte Schönheit du noch zu schenken vermagst. Denn so viele auch hundertmal nach deinem weithin schauenden Gipfelheime streben, wer von ihnen kennt mehr als deine eine Seite, mehr als das edle Gesicht, das du der großen Stadt zukehrst? Da ist ihnen freilich kaum eine Runzel deines Antlitzes, kaum eine Furche deines waldgrünen Leibes unbekannt. Zehnerlei Namen haben sie da für ein halbes Dutzend Wege. Und dennoch: ging auch hier nicht einer deiner Treuen, tausendmal dein Saft, der kaum drei deiner Wege kannte? Ja, mein Lieber, du siehst jahrlüber viel wunderliche Gäste, winzig wie Ameisen, über dein Gewand klettern.

Aber von jenseits deines Rammes naht dir selten ein Freund, und doch hast du dort göttliches Schweigen für jene bereit, die ganz dich lieben, dort hast du noch Felsen, umhorstet von Einsamkeit, eine dunkle Schlucht, tief im Dickicht vergraben: Dort hütetest du noch deine besten, unberührten Schätze. Und eigentlich davon will ich berichten: Vom **Steingraben** und **Corsteingrat** und von den **Guckslochfelsen**.

Steingraben oder Tauselsgraben sind die volkstümlichen Bezeichnungen für die von Turisten bislang als Guckslochgraben bezeichnete Waldschlucht, die aus dem obersten Kriesdorfer Winkel gegen die Jeschkenkoppe ansteigt. Corsteingrat nenne ich den Felsgrat, der, inmitten dieser Schlucht beginnend, in nordöstlicher Richtung zum sogenannten zweiten Dexierberge des Rammes fortläuft und in seinem oberen Teile als höchsten und schönsten Fels den aussichtreichen Corstein — die Leute sagen „Steintüre“ — besitzt. Die Guckslochfelsen haben ihren Namen von dem kleinen versteckten Gucksloche, das hier einst von Kristallsuchern in einen von Moos und Veerenkraut bedeckten Felsabbruch gehöhlt worden ist. Sie gehören mit dem Steingraben, Corsteingrate und dem Roten Stein zu den schönsten, noch wenig beachteten Schmuckstücken unseres Jeschkenwaldes.

Steingraben und Corsteingrat.

Wenn du, mein Wanderfreund, den breiten Waldsattel des Ausgespanns überschritten hast und auf der Straße gegen Kriesdorf und Pafek fortwanderst, dann schneidet bald ein steiniger Fußweg die vielen Lehren ab und führt dich rasch hinab. Zuletzt leitet dich die wiedergewonnene Straße eben aus dem Walde: die Kriesdorfer Saaten grüßen dich. Aber noch vorher, an der scharfen Lehre, wo eine Schneise auf einen Wald Rücken klettert, stößt links, von vielen kaum beachtet, ein waldiger Graben an die Straße und hier also steigt du wieder an deinem geliebten Berge empor.

Die Schlucht, die da sich öffnet, ladet dich nicht lieblich ein, und ihr Wässerlein kommt dir aus dem Dunkel so still und bescheiden entgegen geflossen, als sei es gar kein keckes,

munteres Gebirgswasser. Viel Moos und stutendes Gras, die seine kleinen Tümpel füllen, machen sein Leben nur noch stiller. Mit jedem Schritte aufwärts fühlst du, wie immer dunklere Wildnis dich einengt, die Einsamkeit immer schwerer über dir in den Wipfeln nistet, und da ist es dir fast lieb, daß dein zages Wasserlein nun lauter zu rauschen beginnt. Und nun sollst du auch sehen, daß es gar kein so furchtsames Bächlein ist: ganz plötzlich stürzt es sich drei Meter kopfüber herab in ein walderwildertes Becken aus silbergrauem Schiefer und zwingt dir ein leises, lächelndes Erstaunen ab. Und wie nun der Bach immer lauter, redseliger dir entgegenplaudert, wächst dir zur Linken ein sonniges Dickicht immer steiler, immer höher, und ein gelbflechtiger Fels schiebt sich wie ein Riegel in die Schlucht herein. Du bist mitten im Steingraben, hier, wo ein schmaler Steig die vergessene Schlucht quert.

Und nun könntest du hinter dem Riegel im geheimnisvollen Grunde immer tiefer vordringen, würdest sehen, wie der kleine Bach zuerst in entzückenden Kaskaden schäumt, dann immer hartnäckiger der weglosen Schlucht sich entwinden muß; wie dir nun auch zur Rechten eine Waldwand so steil emporragt, daß ein Sturmwagen in den Wipfeln dich ängstigen möchte, es könnte der tosende Wald auf dich herabstürzen; und würdest erfahren, daß dein Weg zwischen Wasser und Seyweige noch einsamer und mühsamer würde, aber auch erhellt von immer neuer Sinderfreude. Dann aber soll Himmelsblau durch die Wipfel tropfen und kleine Sonnenkringel sollen sich da und dort ins Dunkel stehlen, damit dein Weg nicht allzu einsam sei.

Heute aber komm mit mir! Blau ist der Frühlingshimmel nicht, doch klar die weite Ferne und ein wohliger Wind weht in den Kronen. Komm! klettere mit mir hinauf zur steinernen Kanzel über dem verlorenen Grunde, damit du einmal hinaussehen kannst in die Welt, die vorerst nicht mehr umfaßt als den innersten Talwinkel Kriesdorfs mit Moiselkoppe, Kalkberg und Tengen Berg darüber. Doch komm nur höher und steige mit mir den grauen Grat immer weiter bergan! Und sieh, wie dort draußen das westliche Land sich erschließt, wie alle Ruppen

des Saufitzer Berglandes aufblauen vom spitzen Kleis bis zur kuppeligen Saufschel. Und sieh hier: gefalteter Fels will dich sein Werden ahnen lassen; und sieh und höre: eine einsame Birke wiegt ihr grünes Haar, das Murmeln des Baches wird leiser, und drüben im steildunklen Tann gurren die Waldtauben.

Und da wir nun weiter klimmen, ist aus dem Grate auf einmal ein Waldbrücken geworden und von einem hellen Geröllflecken sehen wir, nur einen Augenblick lang, das Felschenhaus ungewohnt herabgrühen. Dann quert ein Fahrweg den Rücken. Wir folgen ihm nicht, sondern steigen auf unserem Ramme fort, aus dem nun aufs neue ein Felsgrat, wunderbar gefaltet: eine steinerstarre Welle, sich emporreckt und geduldig deinen Fuß leicht darüberklettern läßt. Hinter dir wird die Welt weiter, größer, dir zur Linken liegt eine freudlose Lichtung und zur Rechten hängt der Wald steil hinab in die Schlucht des verlassenen Grabens. Hörst du sein Wasser noch raunen in der tiefen dunklen Enge?

Wenn du nun nach der Waldseite vom Felsen steigst, gib acht! Siehst du nicht die Kreuzotter, die kaffeebraune, von deinem Fuße fortjüngeln und auf dem dürren Nadelboden ängstlich einen Versteck suchen? Schlag' ihr das Kreuz entzwei oder laß sie laufen, gleichviel: unter Menschen leben ungestraft größere Bestien.

Und wieder steigt der Grat graufelsig an und wieder stoßen wir auf einen Waldweg. So weich ist sein Rasen, daß es dich verlockt, ihn fortzuwandern. Aber da siehst du ja im Walde vor dir noch eine Felsklippe ragen, scheinbar die letzte und höchste. Mit gekrümmtem Rücken liegt sie vor dir. Steig an, nur Mut! Will die Querspalte dich hindern? Sieh her: ein leichter Schwung, schon ist's getan! Und nun seh' dich zu mir her, auf diese Steinplatte, als Bank geschaffen, und umfasse beglückt den halben Horizont vom Millechauer bis zum Großen Hinterberg. Sieh dort, ein Seltenes: den Wittigberg, und genau über dem Säckelsberge die ferne Landeskronen. Alle Ruppen der Saufitz stehen vor dir auf, fern im Dunste als letzte Züge die Platoberge der Sächsischen Schweiz. Ganz unwahrscheinlich

nahe thronen die Feschkenhäuser über dir. Aber ist dies denn noch dein Feschken, diese Form, so wenig stolz? Und nun sage mir: gibt es noch eine schönere Schau über breite, grüne Wälder von einem Felsen unseres Heimatberges? Nein, nirgend sonst.

Wenn wir nun über die gespaltene Plattenwand nach Nordosten hinabklettern und dann den Fels ringsum betrachten, so sehen wir südseitig den überhangenden Schiefer stark verwittert, nordseitig jedoch erweckt härteres Gestein überall unsere Kletterlust. Und nun sehen wir gar den Felsen durch ein schmales Tor geteilt und freuen uns, daß wir für diese verborgene Rinne so leicht einen treffenden Namen finden: Corstein.

Im Walde gegen Osten fortschreitend, streben wir nun den letzten kleinen Gratklippen zu und erreichen damit die ausichtsreiche Höhe des zweiten Bexierberges. Ein schöner Fußweg leitet uns entlang einem Jungwalde fort und läßt uns bald Telegraphenstangen und blauegejackte Rammarkierung erblicken. Und diese führt uns nun in der bekannten Welt des Feschkenpilgers hinauf zu beschaulicher Rast.

Die Suckslachfelsen.

Und nun wollen wir noch einmal über das Ausgespann wandern den gleichen Weg, aber vorüber am Steingraben und an Siegmunds Gasthause, und jenem Felsgrate zusteuern, der gleich nachher links der Straße über einen jungen Wald herabschauet. So gelangen wir vor die beiden westlichsten und niedrigsten Kuppen der Suckslachfelsen oder des Kriesdorfer Grates, wie man diesen etwa 200 m langen Felsrücken benennen kann.

Frisch fassen wir den ersten schmalen Felskamm an, der sich stufenartig aufbäumt, und turnen daran empor. So du aber der edlen Turnerei nicht mehr gewachsen bist, alter Knabe, dann hilft dir mühelos ein bequemes Schieferband der Nordseite fort, wir treffen uns am östlichen Steilabstürze des Hornes und beschreiten dann selbender leicht die nächste höhere Felskuppe, deren rostbraunes Gestein uns hier zum ersten Mal auffällt. Unter uns liegt der Farbenkasten der Kriesdorfer Landschaft,

eine graue, sichtlose Luft hat sich heute vor die Lausitzer Berge gelegt und kühl kommt der Wind von dort. Die überkletterten Felsen fallen nach Norden mit steilem Geröll ab und der Wald mag sich nicht bis an ihre Abstürze.

Ein Weilchen scheint es, als ob der Grat ganz verschwunden sei, denn der Wald schlägt über ihm zusammen; aber nur ein kleines Stück, denn dann hebt sich, blockumlagert, eine neue graue Felsrippe aus dem Nadelboden und daneben erweckt ein außergewöhnlich großer Ameisenbau deine Aufmerksamkeit. Und nun steigt aus dem Walde wieder prächtiger Fels zu Wipfeln hinauf, leicht kimmst du an. Und wie dein Blick das Gestein ergründet, blinken dir aus vielen engen Querspalten kleine Quarzkristalle tausendfach entgegen: ehrfürchtig stehst du vor den Wundern der Kristallisation, die sich hier vielfältig offenbaren. Sieh da, den hellen Block im Geröll, an dem die Schatzlucher schon gewütet haben, ist er nicht herrlich mit seinem amethystenen Farbenspiel und dem rot angehauchten Bergkristall?

Hast du diesen leichten Fels überschritten, dann liegt die Hauptmasse des Grates, der gegen Süden einen Felsriegel vorschleibt, vor dir. Dieser Hauptfels ist der bunteste unserer Feschkenfelsen. Gestein aller Farben leuchtet dich an, es ist, als hätte eine weinrote Flechte sich da und dort angesiedelt. Auf dem höchsten Punkte findest du eine kleine Wand mit lauter Bergkristall ganz von diesem zarten Weinrot überhaucht.

Wieviel Jahre sind wir doch nicht hier gewesen, daß uns dies alles mit so neuer Entdeckerfreude anrühren kann! Turmhoch über nördlichen Wipfeln sitzen wir nun auf farbigem Felsenthronen, lassen Einsamkeit uns selig umspinnen und lauschen der urewigen Wäldermelodie. Hier wirst du noch Jahre lang wohnen können, herzliche, traute Einsamkeit, hier ist noch eine Stätte für den, der sinnen will über sein Leben, schicksalvoll in alle Stürme gestellt!

Steil bricht, wie alle anderen, auch die Ostseite dieses Felsens ab. Wir klettern an ihr hinab auf einen Gratsattel. Hier kommt nordseitig eine mit Moos und Beerenkraut bewachsene

Rampe herauf, und in dem Absturze ihrer bemoosten Felsen liegt hier das längst vergessene Sucksloch. Wir nahen ihm am bequemsten, wenn wir über die Rampe zur Geröllhalde absteigen, wo eine alte Birke steht, deren Rinde von Ameisen losgenagt wird und die dennoch grünt und blüht; ein kleiner Steinmann steht dabei. Von hier steigen wir nun direkt südlich gegen die moosige Felswand an und finden etwa in halber Höhe den von unten kaum sichtbaren, niedrigen Eingang der Höhle. Wir begnügen uns mit einem Blick hinein auf halb verkohlte Reifigreste, dahinter sich der Gang noch einige Meter weit fortsetzt.

Dann steigen wir wieder auf in die bewegte Luft des Grates, dessen letzte Erhebung am westseitigen Fuße eine schöne rosenfarbene Ader kristallinen Feldspates zeigt, die den ganzen Fels quer durchschneidet. Und nun wandern wir jenem dunklen Waldberge zu, der in der Richtung unseres Grates ansteigt und unserem forschenden Erreihen schon lange zugehört hat. Wir durchschreiten den Wald eben bis zu einer breiten Schneise, steigen mit ihr von Norden her auf den beginnenden Berg Rücken und finden links im Unterholze versteckt einen Gedenkstein: den kleinen Rohanstein. Eine in den Stein gemeißelte Inschrift, deren Goldton ganz verblaßt ist, sagt uns, daß hier der Rittmeister Prinz Alain Rohan am 16. August 1855 einen Achtender in freiem Antriebe zur Strecke brachte.

Bei diesem Steine lockt uns nun nicht mehr der namenlose Waldberg, sondern das lauschige Steiglein, das uns nach Südosten sanft bergan führt vor eine junge Schonung. Wenn wir diese vorsichtig überqueren und drüber in gleicher Höhe durch den schmalen Rand eines Dickichts stoßen, so treffen wir genau das obere Ende der Rohanwiese (Kamillwiese), an deren unteren Rande der große Rohanstein zur Erinnerung an ein noch selteneres Jagdglück errichtet ward.

Von der Rohanwiese steigen wir durch steilen Wald nach rechts bergan, kommen auf eine Waldblöße, jenseits welcher sich hinter einem Gürtel verbergenden Hochwaldes der Rote Stein erhebt, eine der schönsten und höchsten Felsgruppen unse-

res Jeschkengebietes. Dunkler Fels, ansteigend über Blockgeröll, lockt uns mächtig hinauf, und wir scheuen auch die kleine Mühe nicht, von Norden oder Osten her den über die Wipfel erhobenen Felsenthron zu erklimmern. Merkwürdig grüßt uns der Altvater: über eine dunkle runde Waldkuppel lugt das neue Jeschkenhaus herab. Und wieder wird es uns bewußt, wie still und einsam es hier ist und wie laut und lärmend jenseits des Kammes.

Vom Roten Stein könnten wir über eine Hochfläche junger Nichten hinweg geradeaus den Koppkenegel erklimmen. Wenn du es aber noch erwarten kannst, mein Bergfreund, deinen Kaffee ein Viertelstündchen später zu schlürfen, dann führe ich dich dorthin, wo das größte Geröllfeld den Südfuß der Koppe gürtet, und zeige dir da jene seltenen Fichten, mit ihren tiefen Ästen so innig an Gefels und Erdreich angeschmiegt — ein üppig wucherndes helles Grün — als quelle dieses Leben unvermittelt aus dem harten Gestein. Und nun erst steigen wir steil den Regel so an, daß wir die Koppkenstraße nahe beim Hoffmannwege erreichen.

Wir ziehen wieder ein in die Welt der Vielen, nachdem wir einen ganzen Tag lang, du lieber Jeschken, durch deinen heimlichsten Tann gestiegen sind und auf deinen vergessenen Felsengraten von walderrauschender Schönheit und dem Glück der Einsamkeit in vollen Zügen getrunken haben.

Erinnerung an meine erste Koppkenfahrt.

Es gibt im Leben jedes Wanderers Stunden, da er nichts tun möchte, als wandern, ununterbrochen, tage- und nachtelang, soweit ihn seine Füße tragen. Mag, was ihn so treibt, die aus Kraft geborene Freude am Rhythmus beschwingten Wanderns sein, vielleicht auch die Sehnsucht nach ursprünglichem, unverfälschtem Leben oder nach einer Wunderlandschaft, die er irgendwo zu finden hofft; oder will er die Stürme des Herzens, die ihm das Alltagsleben gab, in Schlaf wandern; wer weiß es, denn der Gründe kann es viele geben.

Und so will ich also hier eine Fahrt auffrischen, zu der mich fast ausschließlich die Sehnsucht nach einem neuen Ziele trieb, das sich so fest in mein Hirn eingenistet hatte, daß es mich wie ein Dämon beherrschte. Ich konnte gar nicht anders, als diesem unwiderstehlichen Drange zu Willen sein: ich mußte einmal die Schneekoppe erwandern, und es mußte gerade der 26. August 1906 sein; ich glaube, nichts in der Welt hätte mich von diesem Plane abbringen können. Da war man 23 Jahre alt geworden und hatte noch nicht einmal den höchsten Berg der Sudeten bestiegen, obgleich er doch so nahe lag! Das durfte keinen Tag länger dauern.

Ich hatte zwei gute Freunde für die Fahrt gewonnen; selbst wollten wir durch die Wälder des Isergebirges und über die Kammerberge des Riesengebirges dem ersehnten Ziele zustreben. Das Wetter konnte sich für unser Vorhaben gar nicht schlechter anlassen. Als wir in der zehnten Abendstunde des Vortages in einer Schenke Johannestals unsern Plan noch einmal erwogen, ging draußen ein fürchterliches Gewitter mit wolkenbruchartigem Regen nieder; aber auch das konnte uns nicht einschüchtern. Im späten Heimschlendern bemerkten wir, wie die Wolken sich wieder fester formten, und dies genügte, daß wir uns bedingungslos zur großen Fahrt entschlossen.

Um 1 Uhr 50 Min. in der Nacht — später, als wir gewollt hatten — brachen wir vom Volksgarten auf. Stockdunkel die Nacht, es regnete aus windbewegten Wipfeln. Meine kleine Laterne leuchtete uns durch die herbstlich schauernden Wälder hinauf. Als wir schnellen Schrittes auf dem „Hain“ vor Friedrichswald ankamen, gefiel uns das Wetter weniger denn je. Ungeheure schwarze Wolkenballen rollten tief aus Westen über die Wälder herauf, schwer und wuchtig, jeden Augenblick bereit, als Regen niederzustürzen. In den Eschen an der Straße pfliff ein rauher Sturmgeselle sein Nachtlied. Wie mir das heimelig klang, wie aus Tagen der Kindheit, wenn die große Linde vor einem Hause in Weißbach in schweren Sturmesnächten bebend an Dach und Fenster schlug und mich, der ich ihr angstvolles Pochen nicht verstand, in den gesunden Schlaf früher Jugend rauschte.

Ehe wir Christianstal erreicht hatten, zerflossen die Wolken in den dunkel stöhnenden Wäldern: Regen schlug in saulende Wipfel und finstern Teich.

Wir wanderten flink im reinen, feuchtkühlen Atem der Wälder, vor uns den schwankenden Schein der Leuchte, über uns in den Tangeln des Nachtsturms eintöniges Lied. Der Takt unsrer Herzen stimmte gut mit dem raschen Takte unsrer Schritte; es war ein eigenes Glück, so fortzustürmen durch die Wäldernacht, ein reines Lustgefühl, wie Arme und Beine unablässig in wohligem Gleichmaß in gesunder Luft rüstig schwangen.

Vor dem Siechhübel bogen wir auf der neuen Straße nach rechts hinab und gelangten beim Börnhaus auf die Darrestraße; ich hatte im Dämmerdunkel den Fußweg um die Südlehne des Grünen Hüfels verfehlt. Deshalb legte ich nun an Geschwindigkeit zu, um im leichten Bergabwandern auf der Darrestraße Verlorenes einzuholen. Das graue Band der Straße, von dunklen Tannen gesäumt, flog nur so unter den Schritten zurück, es dämmert fahl über den Heimatwäldern.

Ich hatte gehofft, daß die lieben Freunde mir folgen könnten. Aber: mochte die schlaflose Nacht sie ermüdet oder der Drang ihrer Seelen sich beruhigt haben, sie blieben mit jedem Schritte mehr zurück. Sollte ich mich mähsigen, würden sie nicht drängen wollen, unter solchen Verhältnissen die Cur aufzugeben? Und wiederum: wäre es nicht schön und Kameradenpflicht, gemeinsam Begonnenes auch gemeinsam zu beenden?

So im Widerstreit der Gefühle schoß ich dahin, sieberhaft zerrte, riß es an mir, als ginge ich an einem hemmenden Seile, von mir zu den Freunden gespannt, die ich nicht mitreißen konnte, die nun schon Wegbiegungen hinter mir zurücklagen. Wo der Riedelsche Reitweg zum Wälschen Kamme ansteigt, stieg der Dämon in mir: rücksichtslos durchschnitt ich die Fessel, ohne mich noch einmal umzusehen. Es war, als ob ich, nun hemmungslos, plötzlich nach vorn stürzen sollte, so stark war der Ruck der befreiten Seele. Die Augen am perlhassen Grase, den Oberkörper tief und stark vorgetrieben in die kühle Kiesel-luft, schnob ich empor.

Bald lag die Kammhöhe hinter mir und ich sah durch die Bäume einen wunderbar brandroten Morgenglanz seitlich des Buchberges. Sollte nach dieser trüben Nacht doch noch die Sonne siegen? Aber schon in Klein-Isar war der Himmel wieder gleichmäßig grau verhangen und von Karlstal sah ich über dem Kamm des Riesengebirges dicke Nebel wogen.

Zwischen Karlstal und Jakobstal jagte ich auf schnurgeradem Wege dahin, dann stieg ich vor dem Gasthause in Jakobstal zur Reichsgrenze an und folgte ihr auf die Höhen des Riesengebirges. Vor diesem Wege hüte sich jeder, der bei Regenwetter dort wandern will. Das kniehohe Gras hatte mich in kurzer Zeit vollkommen durchnäßt; dazu noch die außerordentlich sumpfige Beschaffenheit des Kammes vom Mummelberg bis zum Hange des Reifträgers. Fast $\frac{3}{4}$ Stunden lang ging ich über diesen Moorboden in strömendem Regen und peitschendem Nebel — im leichtesten Curistenkleide, ohne jeden Schutz — und watete mit blattdünnem Schuhwerk bis über die Knöchel im Wasser. Knapp vor dem Reifträger stellte sich ein größerer Sumpf entgegen — er war wie ein kleiner See, aus dem Grasbüschel hervorlugen — darüber ich nur sehr behutsam gelangen konnte.

Troh, den festen Weg zur Wosskerbaude unter den Füßen zu haben, griff ich dann kräftiger aus, denn die vorangegangene Wegstrecke hat mein Fortkommen wesentlich beeinträchtigt. Bis hieher hatte ich den Weg jener heimischen Wanderer eingehalten, die drei Wochen vor mir demselben Ziele zugepilgert waren. Während aber jene von der Wosskerbaude über die Elbsallbaude zur Peterbaude gegangen waren, schritt ich in Regen und Nebel direkt zur Schneegrubenbaude empor und folgte dann dem Kammwege bis zur Koppe.

In einem kleinen Unterschlupf am Osthange des Hohen Rades legte ich den Rucksack ab, barg in ihm endlich die Laterne, zog eine Weste an und aß ein Stückchen Fleisch. Dann empfing mich wieder der Sturm und beschwingte meine Füße aufs neue. Zeitweilig lichteten sich nun die Nebel, ich konnte bis in tiefe Täler schauen; doch das war nur für kurze Augen-

blicke, denn dann kamen wieder eisige Regen und mit roher, wahlsumiger Gewalt riß der erbitterte Nordwest die Wolken, die sich in grauen Felsen und dunklen Zwergföhren widerkriechend verbissen hatten, weg und empor und schleuderte sie jenseits in die Gründe. Selbst die beiden Teiche, die windgeschützt lagen, zeigten ein leises, wechselvolles Widerspiel der Stürme. Von ihren felsigen Ufern kroch das Rieholz hartnäckig die steilen Wände herauf und sein tiefsamtenes Grün war den Augen eine unsagbare Schönheit.

Als ich endlich den Koppenkegel hinaufstürmte, war es mir zum ersten Mal vergönnt, den königlichen Gipfel unverhüllt zu schauen, nur ein Weilchen, dann brodelten die Wolken wieder um ihn und die Telegraphendrähte gelkten vor Schmerz. Um 10 Uhr 55 Min. morgens öffnete ich die Thür der böhmischen Baude, wild stieß mich der Sturm hinein. Der Besuch war gering, aber es kamen und gingen doch immer wieder Leute, die sich draußen — es war possierlich anzusehen — an die Telephonstangen klammerten. Und der Riesgraben hatte an diesem Tage eine selten gute Deute an Hüten und Regenschirmen.

Um 1 Uhr 15 Min. des Nachmittags — ich hatte eine Suppe gegessen, die Kleider waren notdürftig getrocknet — verließ ich rüstig die Schneekoppe, wanderte zur Wiesenbaude, wo ich schon wieder von Regen troff wie ein vollgesogener Schwamm, und durch den Weißwassergrund zur Mädelsbergbaude hinab, dann wieder im Elbgrunde hinauf. Zuweilen flüchtete der Nebel aus den Schlünden, daß die begehrliehen Augen große, glänzende Plattenschüße sehen konnten und viele Bäche, die reglos in die Schluchten stürzten und von fern leuchteten wie Fäden gediegensten Silbers.

Kurz nach der Elbsallbaude, zu der ich in vollem Schritt emporgedampft war, wuchs das Unwetter fabelhaft. Schreckhaft gelber Nebel, wie von schwerstem Hagel voll, raste über die Pautschwiese daher, ich aber, das Spitzhütel auf tiefgebeugtem Schädel, jagte dem fessellosen Regenssturme entgegen, bis mich die stilleren Wälder des Mummelgrundes aufnahmen.

Durch ihn beruhigter hinaus nach Harrachsdorf und Neuwelt und dann über Strickerhäuser nach dem Bahnhofe in Grüenthal, den ich um 7 Uhr abends erreichte.

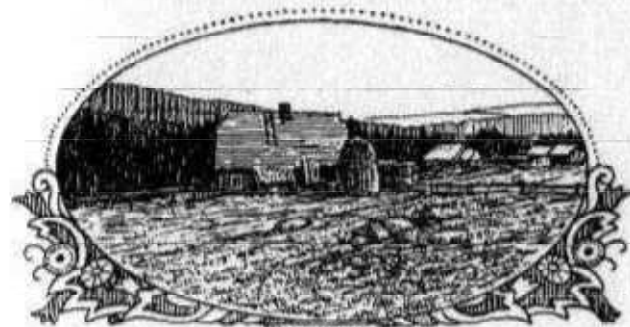
Ich weiß es noch recht gut, daß mein verehrter ehemaliger Professor Hans Hartl mich in Neuwelt verwundert ansprach. Naß bis auf die Haut, zerzaust von Stürmen, mit dunkel-flammenden Augen im übernächtlich blassen Gesicht, muß ich wohl merkwürdig ausgesehen haben. Und ich begreife es heute noch nicht, daß man in der Bahnhofswirtschaft in Grüenthal einen Schwappnassen Menschen, der um ein warmes Plätzchen am Küchenherde bat, so ungerne abweisen konnte. Doch meine Gesundheit überstand auch dies und die gefährlich kühle Bahnfahrt nach Reichenberg, so daß ich am nächsten Morgen meine Kanzleiarbeit wieder pünktlich beginnen konnte.

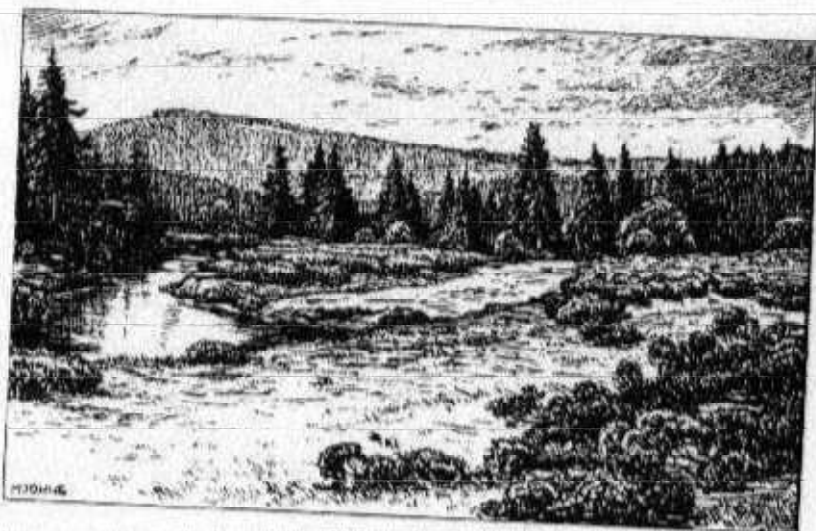
Seither bin ich noch manchmal zur Schneekoppe gewandert, Sommers und winters, an blauen Tagen und in hellen Nächten. Doch war mir immer, als hätte ich den Geist des Gebirges nie entscheidender gefühlt, seine Sprache selten eindringlicher vernommen, als in jenem ersten Jagen durch Nebel, Sturm und Regen. Nur eine bitterböse, kohlschwarze Septembernacht, in der wir vor dem Sumpfssee des Steindlberges umsonst nach der verlorenen Kerze tasteten, während ein unheimlich zischender Eissturm seine spitzen Nadeln uns ins Gesicht trieb, so daß schließlich Rübeyahl mit aller Gewalt auch uns Hartnäckige zur Umkehr zwingen konnte; und jener lange, zähe Kampf von der Seiergucke bis zur Wiesenbaude gegen einen ohrenbetäubenden, schon ganz tollen Schneesturm, der uns auf hartem Eise oft zu Boden rang, uns die Ski zu entreißen suchte, und dem wir trotz allem doch nicht unterlagen, sind mit gleich starken Lettern ins Herz geschrieben worden. Denn es ist schon so: Was man zutiefst erlitten, zühörst erkämpft hat, leuchtet am hellsten in der Seele nach.

Für jene Wanderer, die auch große Fahrten lieben und doch mit beschränkter Zeit rechnen müssen, gab ich im damaligen Zeitungsberichte folgende Orts- und Zeitbestimmung an:

| | | |
|------------------------------|----|----------------------|
| Ab Reichenberg (Volksgarten) | 1 | Uhr 50 Minuten früh; |
| in Christiansthal | 3 | " 20 " " |
| " Klein-Jser | 5 | " 25 " " |
| " Karlsthal | 5 | " 45 " " |
| " Jakobsthal | 6 | " 25 " " |
| Woffelbaude | 7 | " 50 " " |
| Schneegrabenbaude | 8 | " 30 " " |
| Peterbaude | 9 | " 10 " " |
| Spindlerbaude | 9 | " 25 " " |
| Mittagstein | 10 | " — " " |
| Heinrichsbaude | 10 | " 08 " " |
| Niesenbaude | 10 | " 40 " " |
| Schneekoppe | 10 | " 55 " Raft |
| Rückweg: ab Schneekoppe | 1 | " 15 " nachmittag |
| Mädelsbergbaude | 2 | " 45 " " |
| Eibfallbaude | 4 | " 08 " " |
| Neuwelt | 6 | " 05 " " |
| Grüenthal | 7 | " — " abends |

Die reine Gehzeit für den mehr als 60 km langen Hinweg betrug also, bei Raft und einige ungewollte Verzögerungen nicht eingerechnet, 8 Stunden 50 Minuten; für den raftlosen Rückweg, etwa 38 km lang, benötigte ich 6¹/₂ Stunden. Wir waren um 1⁵⁰/₆₀ Minuten früh vom Volksgarten aufgebrosen und um 11 Uhr am Abend desselben Tages traf ich mit dem Carlstenzuge wieder in Reichenberg ein, wohl arg durchnäßt, aber doch so müdig, als wäre ich nicht 100 sondern nur 50 km gewandert.





Wie ich die Heimat fand. ~

Ein Bildnis und Dank.

Als ich dieses längst gewollte Buch begann, da war mir, als blühte meine ganze verlorene, wilde und kühne Jugend noch einmal auf. Die Spiele der Kindheit wurden wieder lebendig: die Kämpfe der Indianerstämme im Regen von schlanken Haselspeeren, die hartnäckige Verfolgung von Räubern und Paschern, die Jagd auf Hasen und Eichhorn mit Pfeil und Bogen durch Felder und Gebüsch, die Schlachten, die zwischen Kraňau und Oberkraňau geschlagen wurden, darin ich ruhig stand im Hagel von Eis und Steinen, im Blick des Kampfes ganze Blut, ein felsenfester Sturmbock, um den sich alles scharte. Längst tote Helden der Geschichte ließen mein Blut aufwallen: schlug nicht der große Schwedenkönig Karl XII. bei Narwa eine fünffache russische Übermacht? Und wenn viele feige Feinde mich zu umklammern suchten, entführten mich die pfeilschnellen Süße allen Fährnissen. Nirgends gab es einen tollen, verwegenen Sprung über Bäche, von Felsen, in Sand-

gruben, den nicht mein Gehirn erdacht, nicht meine Sehnen erzwungen hatten! In allen Spielen pulste der unbändige Drang meines Herzens und in jedem Kampfe, in jeder Gefahr warf ich stets das volle, blutjunge Leben in die Schanze. Und da ich Kraft, Gewandtheit und Kühnheit mehr liebte als alle, so ward ich Häuptling der Kameraden, mußte es werden, weil ich mich all diesen Spielen und Kämpfen mit lauterem Ernst und einer fast maßlosen Leidenschaft hingab.

Doch diese unheimliche Wildheit mit ihrer Lust an Abenteuern und Gefahren war nicht mein games Wesen. Wie oft fand die angstvolle Mutter das fortgelaufene kleine Kind schon beschaulich zwischen Friedhofsgräbern spielen! Ich konnte mich später den Gespielen tagelang fernhalten, durchstreifte die Wälder einsam nach Beeren und Pilzen, jagte in Waldwiesengründen nach bunten Schmetterlingen, suchte in alten Steinbrüchen und verschütteten Erzgruben nach seltenen Kristallen und schimmerndem Gestein, sammelte für einen alten Väter um einige Kupferlinge Heilkräuter und jeden Frühling trug ich einen Strauß der zarten Maiglöckchen heim. Wenn ich so stundenlang dem schimmernden Eisvogel und dem schlauen Schachbrett, dem samtdunklen Trauermantel und dem purpurgefleckten Admiral nachgetaumelt war und mich dann in den vollen Frühling eines dorffernen Wiesengrundes warf — über mir zankten sich die blanken Elstern, Lerchen stiegen unermüdlich über das junggrüne Korn und ein Kuckuck schrie über alle Gebüsch hin — wenn da ein leises Quellenraunen mich in Träume sang, in Träume von lichten und dunklen Abenteuern, so fühle ich heute noch die Mittagstille jener einsamen Stunden mit Zauberhänden nach meiner kindheitsfernen Seele langen. Wenn ich als kleiner Pilzesammler in Dämmerfrühe durch die dunklen, regentriefenden Dickichte kroch und unvermutet ein schwarzgelber Molch sich träge nach mir wandte und mit den dunklen Augen mich regungslos anstarrte, dann jagten alle Schauer der Einsamkeit über das kindliche Herz; und wenn ich an heißen Wegrändern auf Kreuzottern lauerte, wie oft konnte mich da das plötzliche Schnarren eines Blutstropfens namen-

los erschrecken. Und kam ich spät von eifrigem Spiel oder einsamen Träumen heim, dann mustest du mich, o du sunige Stimme meiner Mutter, die aus Herzentiefen ausbrach, allabendlich mit schwermütigen Liedern in Schlaf und bunte Träume singen. Mit der Sier eines Sammlers war ich bedacht, alle Kostbarkeiten der Natur für mich einzuheimsen, und ich hätte in eine kleine Dachkammer zu all den gepressten Blumen und Moosen, zu den aufgespießten Faltern und seltsamen Mineralien die ganze Schönheit der Erde häufen wollen.

So verschwiferten sich in mir schon in frühester Jugend Liebe zu Kraft und Kühnheit mit Liebe zu Schönheit und Einsamkeit, und wenn mich in Jahren und Jahrzehnten diese Dinge immer wieder, nur oft in anderer Form, übermannten, so wußte ich, daß dies bloß eine Wiederholung schon gelebten Lebens sei, eines Lebens, irgendwo und irgendwann jutiefst in mich hineingeboren.

Aber immer, ohne Wechsel oder Wiederkehr, ist mir das geblieben: diese Sehnsucht, die den zehnjährigen Wildling oft stundenlang über einen kleinen Atlas beugte, bis alle Gebirge und Ströme und großen Städte der Erde in ihm lebendig waren und er jedes Berges Höhe zu sagen wußte, den diese seine kleine Erde ihm offenbarte. So lohnte die erste Liebe zu den Bergen auf. Sie schlug schon in helleren Flammen, als der zwölfsjährige Knabe mit seinen Eltern und Geschwistern nach Weißbach versetzt ward, auf das die dunkelgrüne, hohe Mauer der Iserberge herabsah, dahinter unendlich viele Geheimnisse zu schlummern schienen. In einer Kutsche fuhren wir damals von Raspenau das Wittigtal hinauf, während ein Gewitterregen sich über die hohen Berge stürzte und noch lange als grauer Flor vor ihnen hing. Unerwartet starrten meine Augen nach den unbekanntem Bergen, immer lauter und schneller schlug mein Herz, je näher die Fahrt uns dem Ziele brachte. Damals ging ein tiefer Riß durch meine frühe Jugend, da fiel alles frühere Erleben wie wertlose Hülle von mir ab. Als hätte der Seele verstopfter Quell nur darauf gewartet, um aufzubrechen und hinzuschießen in die große Herrlichkeit. So fand ich alles, was meinem Her-

zen mit am nächsten ruhen mag, so fand ich das Isergebirge: seiner großen kühlen Wälder Schweigen und Reden, zwischen dunkelmoosigem Gestein seiner braunen Bäche Raunen und Brausen und in wilden Einsamkeiten, köstlicher als alles, die harten grauen Stirnen seiner Felsen.

Nun schlossen mir einsame Entdeckerfahrten alle geheimnisvollen Waldschluchten auf, Felsen, zuerst ehrfürchtig bestaunt, wurden bald zu lieben Brüdern und jagte Füße gewöhnten sich an das raue Gestein. So schuf ich mir hier allein zum ersten Male die Welt der erhabenen Fessenthrone über hohen Wipfeln und unter wandernden Himmelswolken, und gründete diese Welt so fest und tief in mir, daß nichts sie zu erschüttern vermag; sie wird erst niederbrechen mit meinem Leibe, den Jahre der Sehnsüchte und Erfüllungen nun schon halb verglüht haben.

Es mag wohl sein, daß dieses einsame Wachsen in der Stille der Wälder meine Seele früher aufblühen ließ, daß ich nun Gefühle leben konnte, wie ich sie reiner und feurriger nie mehr gelebt habe. Sie sind, ehe ich noch Worte formen konnte, mit den Wildbächen in schweigende Ewigkeit gerauscht.

Dann kamen die Jahre, da ich die Bänke der Staatsgewerbeschule drückte; sie rissen mich raub aus den Umarmungen der Wälder, doch das Rauschen der Heimatkronen und -bäche war auch dann noch um mich. Jede Heimfahrt in die Ferien war eine Fahrt in die seligste Einsamkeit. Wenn ich als Schüler manchmal zu wünschen übrig ließ, so lag das an dem Neuen, das nun wie eine Lawine über mich stürzte. Werke und Leben der Dichter aller Zeiten warfen sich mit solcher Wucht auf das empfangsbereite Herz, daß es mich oft bis zum Weinen erschütterte. Was galt da dem Sechzehnjährigen aller Formelkram technischer Wissenschaft vor den Röstlichkeiten gelber Reklambändchen! Kopfüber warf ich mich mit allen Träumen und Gefühlen in dieser Schönheit uferloses Meer.

Doch meinen Körper, begabt mit einer seltenen Spannkraft, daß er sich mühelos 1.60 m hoch und 6 m weit zu schwingen vermochte, der an Schnelligkeit niemals, an Kraft kaum von einem der Kameraden erreicht wurde, litt es nicht dauernd

über den Büchern der Weisen und Dichter. Etwas in mir sehnte sich wieder ungebärdig aus der Welt dargestellter Träume in die hellen Kauschgefilde der Tat. War es nicht herrlich, einen Leib zu besitzen voll einer schier unerschöpflich federnden Kraft, ihn jubeln zu lassen im beglückenden Gefühle seiner Leistungen? Konnte man denn das je vergessen? Wenn er so dahinstob in dionysischem Taumel durch die kühlen, meilenweiten Wälder wie keiner noch vor ihm, zurückfliegenden Ries unter den Füßen, zum Versten voll von kraftstrotzender Seligkeit, lösten sich da nicht alle dunklen Spannungen der Seele in einem unbeschreiblich schwellenden Gefühl? Und tat dies nicht not, um des Knaben wilde Spiele zu ersetzen, hätte dieses Leben sonst nicht brechen müssen bei soviel verhaltener Kraft und Leidenschaft?

Und darum: „Akten und Bücher, leeres Leben, fahret hin! Anderes will ich: Kampf und Gefahr und Schönheit für das dürstende Herz, tausendfältige Schönheit, um die allein es sich zu leben lohnt. Ich suche euch, königliche Felsen, hier steht ihr, vor Jahrmillionen getürmte Kraft, gleichgültig wie entstanden, doch seit ewig mir verwandt; und hier bin ich, auch ich gebaltete Kraft, nur lebendiger und raschlebiger als ihr, aber über uns allen steht gleich groß das geheimnisvolle Warten der Gestirne! Mit hundert Arnten lange ich in des Lebens Unendlichkeit und einer will auch euch fassen, ihr alten, trotzigten Felsen, ihr Helden voll unvergleichlicher Gebärde, auf daß, was in mir stark ist und trotzig und kühn, an euch sich immer heller offenbare. Ihr Dauernden, erhoben nach besonderen Gesetzen, ehrwürdig und unwittert von Gefahr und Einsamkeit, ihr Sinnbilder für ein Geschlecht, das an euch sich aufrecken sollte zu Troß und zähem Lebenswillen, ihr ewigen Felsen, ich liebe euch aus tiefster Gemeinsamkeit!“

O wie herrlich war das! Da stand ein Fels, steil und scharf wie ein Schwert gegen den Himmel gezückt, nur Vogelflug erreichbar, und dennoch: schon tanzte auf seiner Spitze jubelnd — der Mensch. Der Mensch, gehoben von einer Willensgewalt, der alle Fähigkeiten der Glieder und Sinne dienstbar sein muß-

ten und es nur zu gern waren, denn dieses Kämpfen und Ringen war ja unbedingte Lebensnotwendigkeit in der Ode eines lächerlich eng begrenzten Daseins. Leben, ein bloßes Stubenhocken, ein vollständiges Untersinken in Beruf und Pflichten, gab es denn das? Nein, Leben hieß, auch den kleinsten Rest des Alltags aus dem Herzen jagen und selig hinaussegeln in das Reich der bunten Abenteuer. Sie lockten ja allerenden in den dunklen unwegsamen Schluchten des Fergesbirges, sie wohnten in seinen felsigen Wildnissen und Mooren, die kaum noch ein Fuß betrat, und sie warteten auf uns in den weiten sandigen Kiefernforsten, wo die grauen Sandsteinkronen in Wind und Regen zerbröckelten. Felsen, schon vordem geliebt, fesselten nun ganz. Diesen herrlichen Altären über Wäldern und Schluchten galt nun unser bestes Bemühen. Sie weckten uns im Innersten, sie zogen uns zu sich hinan. Kraft, Stolz und Schönheit, o alles, was in der Frohn des Tages verkümmern sollte, riefen sie zu glücklichem Leben. Alles schien uns da bezauberndes Neuland, Sieg um Sieg wurde gefeiert im Emporflammen der eigenen Seele, alle Felsburgen der Heimat beugten sich dem kraftvollen Jugendsturme. Daß andere vor Jahren ihrem Leben dieselben Idole mit fliegenden Fahnen vorangetragen hatten, daß sie gleich uns bedacht gewesen waren, ähnliche Siege zu feiern, wir wußten es kaum. Aber wir wußten dieses gut: daß die Erde von grauen Felsenthronen noch einmal so reich und schön zu leben war, daß die Widerstände der Natur zu besiegen das Edelste war, dem ein kampffroher Körper sich hingeben konnte.

Ihr Freunde alter Tage, sagt, wie war denn das? So hinzuhorchen über die Musik der Wälder, alle Nerven noch bebend voll von schöner Siegeslust, die Glieder ganz an Wind und Sonne hingegeben, war doch unsagbares Glück. Da wir uns so königlich erhöht sahen, als hätte nie eine Fessel uns geschnürt, neideten wir dem Falken nicht mehr sein Schwebendes Kreisen, tief unter uns lagen, die doch uns immer erwarteten, die Niederungen, geschaffen für jeden Fuß; hier oben aber waren wir, wenn auch für Stunden nur, ganz frei und glücklich. Und trugen dieses Glück von den ewigkeitsstarrten Inseln hinab in

jenes schale Leben, das der Tag von uns forderte, fest versiegelt in der Brust. Es hat uns gewärmt, eine heilige Flamme, als brausender Jugenddrang sich längst gekühlt, es hat geleuchtet, wenn das Leben nichts schien als ein dunkles, schmerzvolles Trümmersfeld, und mild wird es wärmen, sanft wird es glühen bis zum letzten Ziel.

Und als dann die Jahre stiller wurden und die Pflichten des eigenen Heims das Ungestim der Jugend zügelten, versank der Sinn wieder tiefer in die Traumschönheit der einsam großen dunklen Wälder und in ihrem linden Wehen vernarbten die Lebenswunden:

Und wenn du glaubst, du könntest nie verschmerzen
das Leid, das ewig sich ins Leben flieht,
laß Wälder rauschen über deinem Herzen
und Sterne leuchten über dein Gesicht.

O welcher Segen war diese heilende Kraft für den Entmutigten, der mit so vollen, stolzgeschwellten Segeln ins Leben getrieben war! Da war es, als ob in schmerzlichem Erinnern alles wieder aufglühte, was einst schön und heilig gewesen war, da sangen die durchträumten Wälder alle Stimmen meiner Jugend, auf allen Wegen sah ich wieder meine sehnsuchtsvollen Schritte, entgegen brausten mir, geliebt wie nichts, die goldklaren Bäche, das kühle Blut des Gebirges, das meines Herzens Drang so oft zu Tal getragen, und die grauen unbegreiflichen Felsen thronten mir beredt zu Häupten und mahnten mich an meinen guten Stolz. Die Heimat nahm den Müden in ihre Arme und beseligte ihn, und da sang und klang es aus ihm, ihr zu Dank, wie es noch nie geklungen:

Du wardst mir gegeben ins frühe Leben,
Du überblühstest mich Stück für Stück.
Von dir hab ich alles,
dir geb ich alles
einst in die dunkelsten Moore zurück.

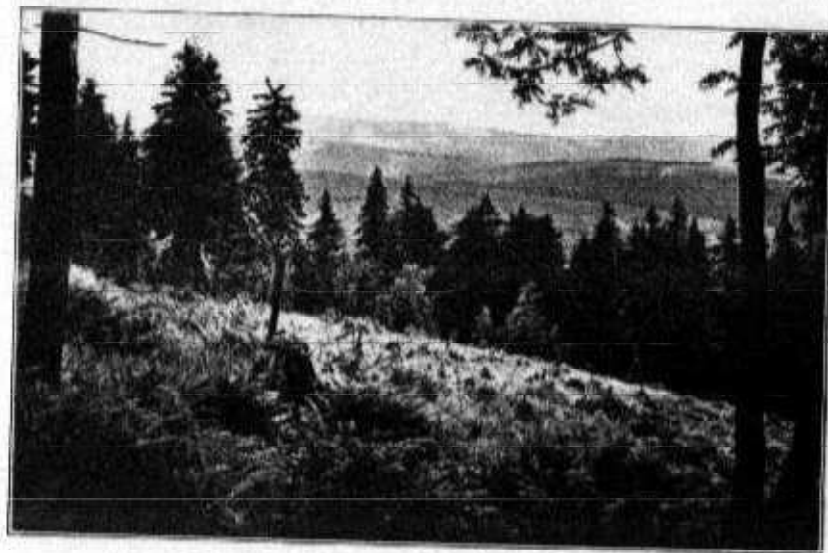
Da war ich der Wanderheißer, der den Leib so oft ins Goldgeriesel der Bäche und in die nachtdunklen Mooraugen



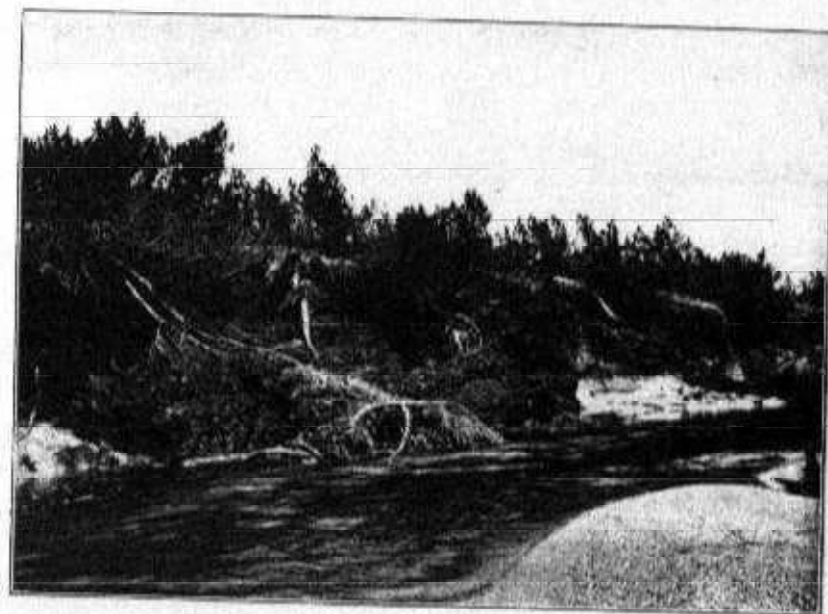
Siechbüchel.



Im Hfermoor.



Isèreberge vom Siechhübel.

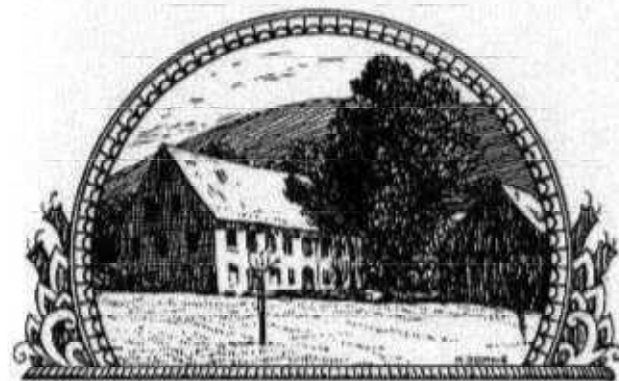


Im Isèrmoor.

warf, war der Hirsch, der nächtens wild durch die Wälder
 führte, der Falke, der vor Abend noch mit goldenen Schwingen
 über den Bergen hing, der brausende Widerstreit der rum-
 braunen Bäche nach dem Einschlafen der Winde; war oben in
 die Hochmooren die reife rote Beere, die ein Frühfrost kühlte,
 war der eisig stöhnende Wald im Wintersturm: mein Herz um-
 tankte die Heimat wie Eannenzurzeln ihres Lebens Fels.

So sind diese Lieder entstanden: im Wandern durch die
 Wälder, Tag und Nacht, im Ausruben auf den felsgekrönten
 Heimatbergen. Sie sind mein Dank an die Heimat, mein
 bester Dank. Was sie in mir weckte und zum Lichte drängen
 ließ, was in den Schauern ihrer Einsamkeiten die Seele sang,
 hier geb' ich es ihr zurück: Leben, geraist an ihrem Herzen mit
 Hoffnungen, vielleicht zu früh begraben. Aber:

Schweigend nehm ich hin
 des Unergründlichen festen Beschluß,
 bin ich doch nichts, als ein
 Wind, der vorüberweint,
 eine Wolke, die verrinnt,
 ein Quell, der versiegt,
 ein Licht, das dunkelt,
 und bald eines wilden
 Vogels letzter Flug
 über Wälderbergen.



Isergebirge.

Deine Wälder blauen, deine Bäche brausen,
Regen tränkt dein Herz wie nirgendwo.
Deine Wolken wandern, deine Stürme sausen
wild und wundervoll wie nirgend so.

Deine Rehe äsen, deine Hirsche stampfen
stark und königlich durch deine Nacht.
Deine Weiler grünen, deine Meiler dampfen,
wenn dich später Frühling überlacht.

Stolze Falken fliegen über deinen Mooren,
über dir mein Leben ungestillt.
Meine dunkle Jugend stürmt aus deinen Toren
immer mir ans Herz, verschämt und wild.

Hoher Ausblick.

Eine Wolke wie ein stilles Boot,
windbeslügelt und den Bord von Abendwimpeln rot,
kommt von Osten über'n Wald geflogen.
Wunderbare Wälderbogen wogen
tief hinab ins Abendrot.

Sturmverlassne Höhen mit abendlich
dunklen Flügeln starrer Tannen —
Helle Herbstesfestigkeiten spannen
Sehsucht wanderfelig über mich.

Schwarzbach.

Goldbraun aus dem dunklen, versöhnenden
Schweigen der Moore kommt er herab,
donnert in wilden, stöhnenden
Stürzen die Schlucht hinab.

Hoch über grauen, krönenden
Felsen fahrender Wolken Drang,
wundervoll über der bröhnenden
Tiefe der großen Wälder hohler Sang.

Schwarze Teiche.

In den dunklen Augen meiner Wälder
schimmert des Himmels köstlichste Bläue nicht,
jagen sich Wolken und wilde einsame Vögel,
stirbt der schattenschweren Abende trauriges Licht.

Aber ihren Spiegeln sausen
Stürme dahin in göttlicher Trunkenheit,
finstere Fichtenkronen brausen
rund um meiner Jugend Versunkenheit.

Im Wandern.

I.

Wälder der Iserberge,
weinend in Gründen,
frierend in Frost und gequält von Schnee!
Felsen wie weiße Särge,
wollt ihr mir künden,
über euch sprang meine Jugend wild wie ein Reh!
Wälder der Iserberge,
knarrend in Winden.

Meine verstockte Liebe
wohnt in den Gründen
murmelnder Moore, in brausender Bäche Streit.
Sierige Lebensdiebe,
sauernd in Schlünden,
rissen mich raub aus Träumen, die dir geweiht,
heilig verschämte Liebe,
nie mehr zu finden.

Ruhlos wandernd im Leben,
leiten mich Sterne
ohne Sang und Segen, wer weiß, wohin!
Wechselnd im Sehn und Schweben,
schwingen zur Ferne
meine Gedanken ohne Licht und Gewinn.
Unergründliche Sterne
führen ins Ferne,
aber wohin, wohin?

II.

Noch tiefes Land im Dämmern, müde, kalt,
doch über Wäldern schon ein Morgenahnen,
hoch oben Wind in rosigen Wolkenfahnen
und unten bunter Blätterfall im Wald.

Steil hing ein Wald im Sturm und riesenhaft
aufgrollten, rollten hin die Wanderhöre,
er schrie vom Wipfel bis zum Wurzelschaft,
daß er den letzten Sommertraum verlöre.

Rund um des Gipfels schmalen Felsenthron
gellten der Fichtenwipfel straffe Saiten,
blau dunkelten vor uns die Wälderweiten —
Sinab! hinweg! — schon sind wir fern davon.

III.

Und gegen Abend — hinter uns in Mooren
 verquoll der Schritte heimgewandter Drang,
 aufperlte süß im Frost ein Finkensang —
 da schien der tote Sommer neu geboren.

Stark brach das Licht aus blauen Wolkentoren,
 ihm jubelten die Höhenwälder Dank.
 Sie standen vor uns, windgekühlt und blank,
 und fern zurück in rauchend Gold verloren.

Da lockte hohes Gras, goldübergossen,
 zu tiefem Träumen nieder, bis gemach
 die lichte Wälderherrlichkeit zerflossen.

Dann dampfte Dämmern an auf Nebelrossen
 und scheuchte uns dem Abendrote nach . . .
 Und Nacht und Wind die Wunderwelt verschlossen.

IV.

Ich wandre heim. Wie schmeichelt mir die Fröhe
 mit Wind im Haar, mit Lerchenlaut im Ohr!
 Wie quillt in mir die Jugend! O ich glühe
 wie Morgenrot, das hinter Wäldern loht!

Ich wandre fort. Wie schal wird alles Leben!
 Die Sonne tot und leer ein fremder Wald!
 Du hast mir doch das Röstlichste gegeben,
 du Heimatherd: d e n Geist und d i e Gestalt.

Hohe Wacht.

Die Hirsche röhren und die Wälder rauschen,
verborgene Wasser brausen in der Nacht.
Mein treuer Freund, wir halten hohe Wacht:
auf Iserbergen liegen wir und lauschen.

Still raucht das Mondlicht über Heimatmooren,
Fels uns zu Füßen, der uns stumm bedroht,
zu Häupten hoch ein helles Wolkenboot,
um uns der Wind, in Himmelshöhn geboren.

Und also hingestreckt auf harten Stein,
die Stirnen, stark und stolz, im Winde kühlend,
den tiefsten Schlag der Heimaterde fühlend,
und brausend voll von unsrer Jugend Wein:

So sind wir feste Freunde längst und tauschen
für unsere Herzen hohe Wunder ein:
Sieh! Alle Gründe überblüht ein Schein —
horcht! Hirsche röhren wild und Wälder rauschen.

Gebirgsabend.

Die Wälderberge rauchen abendgolden,
die Amseln flöten laut, frühlingbeglückt.
Mir schenkt der Tag noch einen holden,
innigen Blick, eh' stille Nacht mich drückt.

Doch mit dem Dämmern hob sich aus den Kronen
ein Fichtenblütenwind empor und schwoll,
den Weg des Wandernden noch spät zu lohnen:
Nachtkühle Forste reden tief und voll.

Die Preiselbeere.

Du einsam edle Beere,
verborgene Frucht der Schweigend vielgeliebten
und trüben Forste dieses betrübten Lands,
auf rauhen Höhen liegst du geduckt im Moos,
und über dein glutvoll gereiftes Leben
brausen Stürme und Nebelsucht
und die Ströme des Himmels.

In deiner Heimat,
leuchtende Beere du,
mein glühend Leben
gleich deinem ins Moos gepreßt,
hör' ich der Falken und wilden Tauben Schrei,
spät in der Nacht
rauschend brechen die Hirsche durchs Holz
und unsrer großen Mutter,
des Schweigens heilige Rede.

In deiner Heimat bin ich
freudig daheim:
Hier dränge ich reißend durch Urwalddickicht
hinweg über heimlicher Nester Getier
und schlafe unter Hochwaldriesen.
Es gießt auf mich des Morgens Regengewölk,
surren um mich die Mittagsfliegen,
und nässend jischt
Nachtnebel durchs Knieholz.

Bermachsen bin ich deinem Boden,
wie du genährt von scheuer Sonne
und schwarzer Sümpfe schwankendem Land,

von kühlem Regenwind überströmt
und durchschauert von Froststürmen.
Höher und heiliger heben
deine Orkane mein Herz,
stärker stürmt mein Gesang
die Wälder hinab
und brausender schwebe ich
über dem Leben,
fehlen mir auch
das Rufen des Sturms
und die Schwingen des Ikarus.

Du edelherbe
Beere des Nebelreichs,
verschwifert bin ich dir;
denn die dich reiften,
die kühlen Kräfte waldwilder Höhn,
an meiner Jugend Wiege
woben sie nächtelang
und heftig geht
ihr starker Atem
voll durch mein Leben.

Einsam in Alltagsöde,
Schattenumdunkelt,
mit schweren Wanderflügeln
fest an der Erde
und tot für Reden leichter Menschen,
leb' ich dahin und bin,
leidend wie du,
ein Schmerzdurchfrosten
Kind unsrer kummervollen,
heiligen Heimatberge.

Jugendwege.

Heute ging ich wieder vielgeliebte Wege
aus den Wäldern in mein Jugentdal,
liedervolle Wege, schmale Schluchtenstege:
alle Jugendwege ging ich noch einmal.

Braune Wasser brausten, mancher Wald belaubte
sich mit zitternd goldengrüner Zier,
und da jubelte die heiße, totgeglaubte
Jugendseele noch einmal aus mir.

Heimkehr.

I.

Nun bin ich wieder treuer Gast
der hohen kühlen Wälder,
es streift mein Fuß mit Raschelhaft
durchs Kraut der Heimatwälder.

Die alten Wege sehen mich
nicht mehr so ungebunden,
doch Winde überwehen mich
stark wie in Jugendstunden.

Goldquellen sprudeln immer noch
dem Durstigen entgegen,
es kann ihr kühler Schimmer noch
mich froh wie sonst bewegen.

Es kann ein fliegend Sonnenband
auf dunklen Waldgebreiten
mir als ein Traum, bekannt, verkannt,
über die Seele gleiten.

Nur kann ein blauer Blick nie mehr
sinken in mein Leben,
mein dunkles Jugendglück nie mehr
über den Wäldern schweben.

Nun seid ihr wieder mein:

Du Haus, du Garten, halb verloren schon,
in schweren Kampfnächten oft ersehnt,
geliebt wie nichts im fremden Land!
Du Heimaterde:

du meiner dunklen Wälder weitgewölbte Flucht,
sturmvoll behütend meine Jugendseligkeit,
wie hab ich nicht verlangt nach euerem kühlen Duft!
Selig erwühlten euere braunen,
verschollenen Berggewässer oft
den kalten Schlaf in kältern Gräben,
und euere stillen Mooraugen strahlten mir
in der Gesechte schweren Finsternissen
als die glanzvoll herben
Sterne meiner Heimat.

Nun ist das alles wirklich wieder mein!
Nur wild verschneit und sturmgeschüttelt
die Wälderberge,
nur still verschneit des Gartens Sommerglück,
doch friedevoll wie sonst
der liebe Schimmer meines Heims.
Und aus sechs Augen strahlt mir wieder
eine Welt voll Lebensglück,
und eine andre rührt mich an aus reichen Wänden
geliebter Dichter im verglasten Schrein,
davor ich sinne so wie einst,
ausruhend nun von Schlachtenlärm und -not.

Du doppelt gekrönter,
du bist der dunkelste und mächtigste,
du der stolzeste und prächtigste
meiner Heimatberge:
du bist ihr königliches Herz.

Wie lieb ich deinen Morgen,
wenn Wind und warmes Licht dein Taugezweige trocknen
und unter hohe Farren flüchtet sich die Nacht.
Dein Atem dampft, aus deinen hohen Forsten,
o wie fliegen die stolzen Falken in den Tag!

Am Abend ruht der runde Mond
ein Weilchen noch auf deinen Wipfeln aus
und steigt dann hoch und heiter in die blaue Nacht.
In weißen Schleiern geistern die Moore unter dir,
dein letztes Finkenlied ist längst verhallt,
du schweigst und ruhst. Doch nun:
mächtig und wild durchreißt
ein Hirschruf deine Nacht.
Wie hallt er mir ins Herz!

Ich war im Dämmern rasch emporgestiegen,
ich lag die halbe Nacht auf dem granitnen Gipfelsfirz
und träumte wachend:
in heiligen Schauern flog die Jugend mir vorbei.

Frage.

Bald wenden sich zu all den bunten Dingen
die Augen nimmermehr,
Vermagst du dann, dich aufzuschwingen,
du Seele, laß und schwer?

Wenn dieser wilde Atem längst nicht mehr
mag ringen,
wirfst du dann noch in meinen Wäldern singen,
als ob ich nicht gestorben wär?



Heimatgedanken.

Als noch mein Herz in Heimatwäldern lag,
war es voll Glück und Qual und Reisedrang,
war's ihrer Moore trübster Nebeltag,
der Stürme wildestor, der sie durchsang,
war's ihrer Vögel schnellster Schwingenschlag
und kühler Quellen rauschendster Gesang.

Leben.

Und dunkelt immer mehr mein Leben auch,
es glüht noch heiß,
Stürme durchfauchen seines Feuers Rauch,
auf freundliches Geheiß
kann es noch blühen wie ein Wunderstrauch
nach toten Jahren
und jedes Reis
kann tragen volle Frucht.

Mich hat vergrämter Jahre Flucht
wohl müd gemacht,
doch kann mich Wandern, Tag und Nacht,
in Sturm und Sonne, Fels und Gletschereis
noch kraftvoll straffen,
und selig singen, selig schaffen
kann noch die Seele
über wilder Wasser Sturz.

Mein Blühen war nur kurz,
und dennoch reich die Früchte, die es trug;
von Weltruhm fern, war dennoch kühn mein Flug,
bis aller Ruhmestrug,
bis das verwegene Herz
mit allem Jugendschmerz
in Ruh und Liebe seinen Frieden fand.

So woben Brot und Liebe denn das Band
um stilleres Leben mir.
Mich hält der Heimat Hand
wie den Verirrten. Ohne Wandergier
und ohne Reueschmerz verblaßt,
vertönt mir nun mein Jugendtorentraum.
Und von der wilden Hast,
die alles will, kann ich nun ruhn —
Obl meiner Heimerde bin ich nun
verwachsen wie ihr bester Baum.

Meinem Sohne.

Bald bin ich tot,
und bald wirst du mich nicht mehr finden
in Gesicht und Seele meiner Eltern,
aus blossen Bildern sprech' ich kaum zu dir,
und auch nicht alszulang wird deine gute
Mutter dir erzählen können,
wie ich war und sein wollte.

Du kannst mich dennoch finden:
in meinen Heimatbergen.
Die großen Wälder raunen immer
von meiner Seele grenzenloser Einsamkeit:
ihr lindes Sausen, ihr wildes Stürmen
sang hinter meiner Stirn,
im dumpfen Brausen verborgener,
goldbrauner Bäche hob sich mein Geist
falkengleich und singend
über die still versunkenen,
und in ihre unergründlichen Mooraugen
sanken die stolzen
Geheimnisse meines Herzens.
Kühl wie die Luft aus ihren Kronen
wehte mein Leben oft die Liebsten an.

Der graugranitnen Felsen stummer Trotz
war meinen Zügen finster eingegraben,
und wenn — wie selten doch! —
ein flüchtiges Glück mein Gesicht überflog,
so war es,
wie vor der grünen Waldnacht
goldenes Gräserwehn.

Erkenntnis.

Ich weiß meine Taten hinsinken
wie Regen ins Meer:
bald kennt sie niemand mehr;
und weiß meine Träume verwehen,
ein Rufen im Winde:
bald hört es niemand mehr.
Ich weiß mein Leben hindrausen
wie Sturm in Heimatwäldern,
dunkel und dumpf,
und ohne Wiederkehr.

Wunsch.

Was irdisch an mir ist, sollt ihr begraben
auf keinem Friedhof — ruhen könnt' ich nicht.
Tragt mich zur Nacht hinaus, wo einst dem Knaben
das Göttliche geschah im Jugendliebt.

In Morgenfrühe ruhet mit der Bahre,
wo meiner Wälder allertiefste sind,
und wo das wunderbare, dunkelklare
Geraun der Quellen zwischen Felsen rinnt.

Vergrabt mich tief in die geliebte Erde
und häuft den Hügel mir aus Moos und Stein!
So kann ich ruhen, fern der großen Herde,
und nichts als heimgekehrtes Leben sein.

Und über mir mag Wälderfrühling blauen
mit aller Rinden köstlichem Geruch,
wird letzter Schnee vergehen vor den lauen
Lenzwinden in der Moore dunklem Bruch.

Dann kann die liebe Heimatsonne gleihen
waldsommerlang ob dem verschollnen Grab,
manch brauner Falter wiegen sich auf weißen
Moorblumen, die ich gern der Liebsten gab.

Und wie ich heiß durchslog in Lebenstagen
den wirren Wald mit wildem Träumersinn,
werden im Herbst die Hirsche röhrend jagen
über die Gräser meines Hügels hin.

Rein Winter sieht den Einsamen verschwinden
auf flinkem Holz im nebelgrauen Moor,
auf stolzem Fels wird mich der Sturm nicht finden,
der seiner Brüder treuesten verlor.

So wird verblüht, verglüht und kühl vertosen
manch Wälderjahr, vergessen schläft der Tor.
Ich aber werde ruhn wie unter Rosen
und rotem Baldachin: wie nie zuvor.

Denn da sich selten nur im niedern Leben
die Seele wirbelnd über Wipfel schwang,
kann immer nun und ungestört hinschweben
über dem toten Träumer ihr Gesang.

